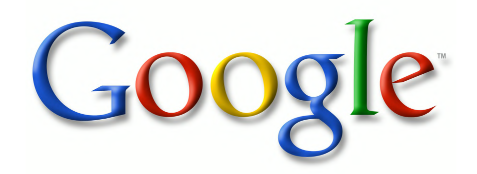
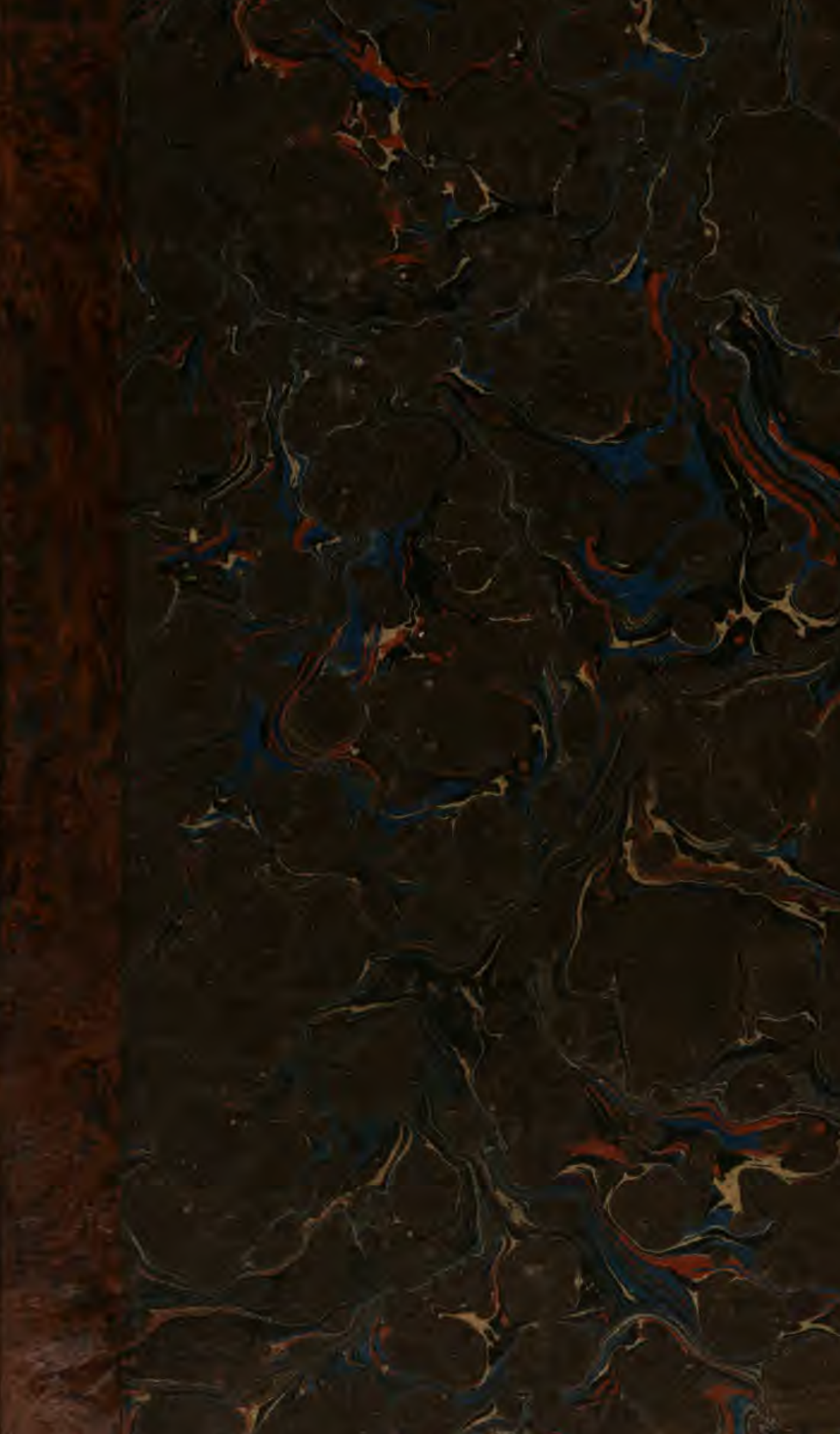
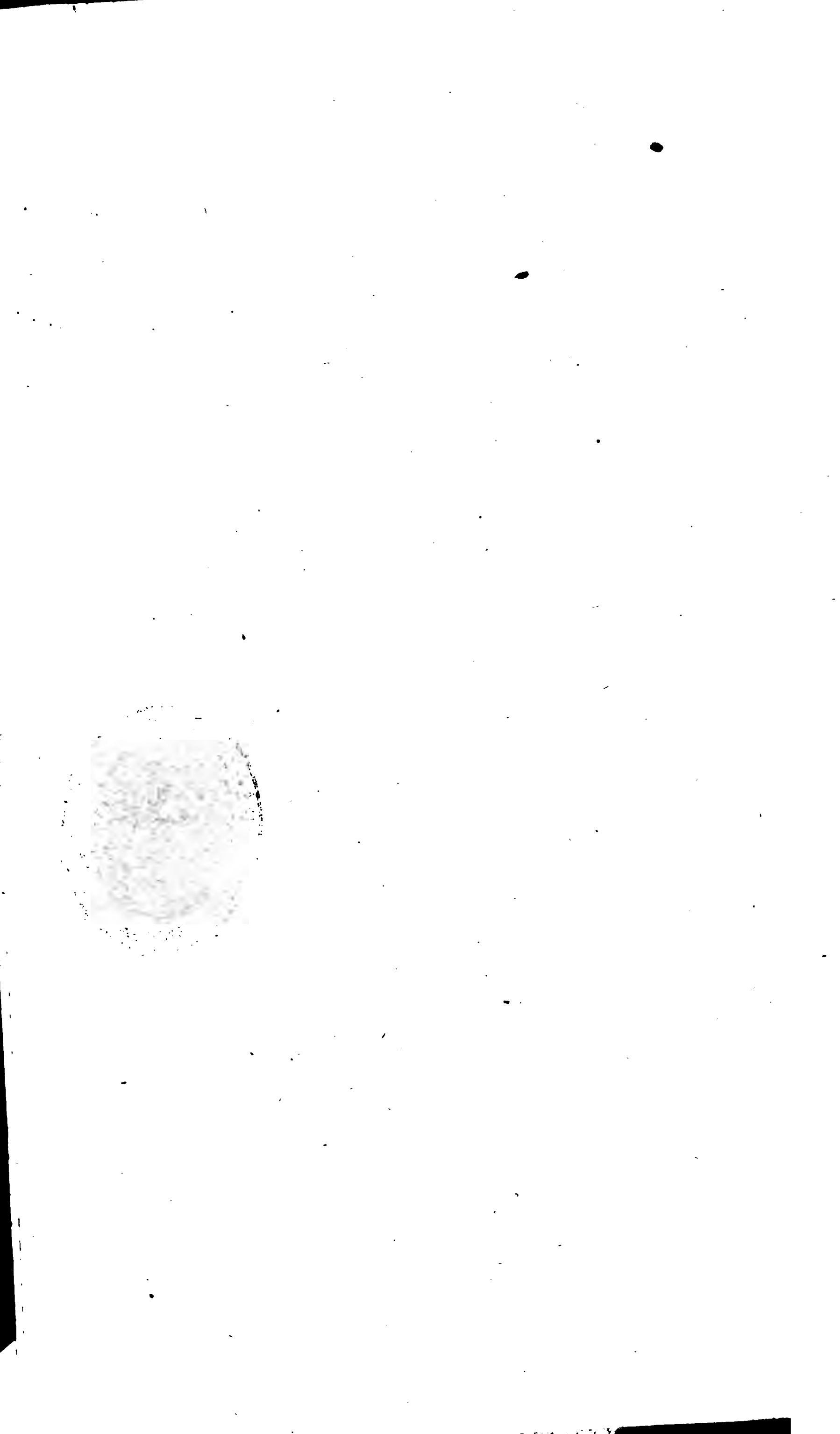

Google



Fred.^h Cesar delaHarpe
Lausanne



Reise

durch

Italien und Sicilien

von

August Wilhelm Kephalides.

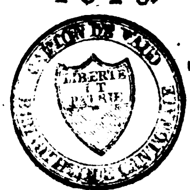


Zweiter und letzter Theil.

Mit drei Karten und Plänen.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer d. Jüng.


1818.





[illegible]

[illegible]

— — — [illegible] Auf der Siciler Eiland [illegible]

Komm, — [illegible]

Theocrit.

Auf der Ceres grünumkränzten Matten,
Wo Granat und Oleander glühn,
Myrten sich und zarte Mandeln gatten,
Glänzend wie Opale und Rubin;

Wo des klaren Himmels lichter Schimmer
Auf azurne Wellen niederblinkt,
Wo um dreifach tausendjähr'ge Trümmer
Einen stillen Kranz der Epheu schlingt:

Sah' ich aus kristallnem Meere steigen
Jungen Tag mit rosiger Flügel Wehn,
Sich der Sonne goldne Wimper neigen
Und in Purpurwogen niedergehn.

Rings im Dampf lag ich zu Gottes Füßen
Hoch auf Aetna's schwarzen Donnerhöhn,
Prachtvoll Himmel, Erd' und Meere ließen
Mich sein Antlitz ohne Decke sehn.

Spann, o Schiff! die kühnen Riesenflügel,
Führ hinab mich zu des Südens Meer,
Brenn' um mich, der Wogen heller Spiegel,
Tanzet, ach Delphine! um mich her;

Gieße, o Siciliens starke Sonne,
Ueber mich dein warmes Stralenhaar,
Baden möcht' ich mich mit brünst'ger Wonne
In der zaubrisch süßen Düfte Schaar.

Inhaltsverzeichniß

Zweiten Theils.

Erstes Kapitel. Ortygia. . . . . Seite 3

Zweites Kapitel. Fest der heiligen Lucia. 13

Drittes Kapitel. Acradina. 18

Viertes Kapitel. Neapolis. 25

Fünftes Kapitel. Tycha und Epipolä. 33

Sechstes Kapitel. Der Anapus und die Cyane. . . . 46

Siebentes Kapitel. Privatbäder. — Abschied von Syracus. 50

Achtes Kapitel. Reise nach Katanien. 53

Neuntes Kapitel. Alterthümer in Katanien. . . . 57

Zehntes Kapitel. Kunstsammlungen und Museen in Katanien. . . . . S. 62
Eilftes Kapitel. Aufenthalt in Katanien. — Fahrt nach den Cyclopeninseln. 65
Zwölftes Kapitel. Aetnareise. 73
Dreizehntes Kapitel. Reise über Katanien nach Taormina. 89
Vierzehntes Kapitel. Taormina. 94
Funfzehentes Kapitel. Reise nach Messina. . . . 104
Sechszehntes Kapitel. Messina. 107
Siebzehentes Kapitel. Seefahrt nach Milazzo. . . 111
Achtzehntes Kapitel. Milazzo. 115
Neunzehntes Kapitel. Seefahrt nach Neapel. . . 122
Zwanzigstes Kapitel. Ankunft in Neapel. . . 127
Ein und zwanzigstes Kapitel. Die Lazzaroni. . . 130
Zwei und zwanzigstes Kapitel. Die Studien. . . 136
Drei und zwanzigstes Kapitel. Pästum. . . . 141
Vier und zwanzigstes Kapitel. Salerno. — Vietri. — La Cava. — Nocera. — Angri. . . 147
Fünf und zwanzigstes Kapitel. Castellamare. — Sorrent. — Torre del Annunciata. 151

Sechs und zwanzigstes Kapitel. Pompeji. . . . 153
Sieben und zwanzigstes Kapitel. Herculanium. — Resina. — Portici. — Vesuv. — Rückkehr nach Neapel. 178
Acht und zwanzigstes Kapitel. Aufenthalt in Neapel. . 183
Neun und zwanzigstes Kapitel. Umgebung von Puzzuoli. 192
Dreißigstes Kapitel. Der Vesuv. — Abreise von Neapel 198
Ein und dreißigstes Kapitel. Reise nach Rom. . . 201
Zwei und dreißigstes Kapitel. Rom. 211
Drei und dreißigstes Kapitel. Reise nach Florenz. . . 215
Vier und dreißigstes Kapitel. Florenz. 228
Fünf und dreißigstes Kapitel. Pisa. — Livorno. . 225
Sechs und dreißigstes Kapitel. Reise nach Genua. . 263
Sieben und dreißigstes Kapitel. Genua. . . . 269
Acht und dreißigstes Kapitel. Reise nach Turin. . 278
Neun und dreißigstes Kapitel. Turin. 200
Vierzigstes Kapitel. Reise durch die Schweiz nach Mailand. 329

Ein und vierzigstes Kapitel. Mailand. . . S. 341
Zwei und vierzigstes Kapitel. Rückkehr über die Alpen. 351
Beilage. Kurze Nachricht über die Verfassung der Insel Sicilien seit dem Jahre 1812. 359

Anmerkung.

Die Karte von der Südseite des Aetna verdanken wir der Güte des so oft erwähnten Don Mario Gemmellaro in Nicolosi, und wir glauben unsern Lesern kein unerwünschtes Geschenk mit derselben zu machen. Sie erscheint als ein genauer Abdruck des Originals, nur haben wir noch das höchste Bicorn, die Grotte del Castellucio, und die drei Regionen des Berges angegeben.

Reise

durch

Italien und Sicilien.

Erstes Kapitel.

Ortygia.

Mit inniger Wonne erfüllte uns der Gedanke, nun endlich nach sehnlichen Wünschen und langem Umherirren, trotz der übeln Verhältnisse, die uns in Rom hinderlich zu werden droheten, glücklich am Quell der Arethusa angelangt zu seyn; zur höchsten Fröhlichkeit aber begeisterte uns der süße Thau des Syracusaner Muskat, der hier das erstemal unsere Lippen netzte. Wahrlich in diesem köstlichen Oele ist aller Orangenduft und alle ätherische Milde des südlichen Himmels vereinigt; zugleich ist er fast die einzige Erwerbsquelle des armen Syracusers. Noch außerhalb der Stadt empfing uns ein französischer Wirth mit schriftlichen Zeugnissen seiner Ehrlichkeit und wir folgten ihm auch mit unsern Maulthieren in sein recht gutes, ja für Sicilien prächtig eingerichtetes Gasthaus, obgleich uns diese, in Sicilien sonst ziemlich gewöhnliche, Sitte, Reisenden schon vor den Thoren aufzulauern, einigermaßen auffiel; ohne unser Wissen mußte schon von Noto aus Kunde von uns zu ihm gedrungen seyn. In vielen Städten der Insel nämlich stehen die Gastwirthe mit einander in beständigem Briefwechsel, melden sich einander die An-

kunft und Richtung der Fremden und versehen diese mit Adressen, geben auch den Maulthiertreibern die Weisung, ihre Reisenden in das bestimmte Gasthaus zu bringen; so daß man oft lange Strecken, ohne es zu ahnden, gar nicht aus dem Wirkungskreise gewisser Gastwirthe herauskommt. Da man indeß fast immer an die besten gewiesen wird, die noch einigen Vorrath haben und einige Bequemlichkeit zu gewähren im Stande sind, so ist man bei diesem System nicht gerade übel berathen.

Gleich den ersten Abend eilten wir, die unglückliche Arethusa zu begrüßen. Noch heute paßt Cicero's Beschreibung ziemlich genau auf diese Quelle, wenn sie auch schon nicht „unglaublich" groß ist; ein Wall trennt sie vom Meere, das sie sonst bedecken würde; alte Weiber, in ekelhafter Nacktheit, wateten, um Wäsche zu reinigen, in ihren silberhellen Gewässern umher, die übrigens nicht mehr süß sind, wie Cicero sagt, sondern brak und untrinkbar, wenn gleich nicht gesalzen. Sie ist noch jetzt, wie zu Diodors und Cicero's Zeit, Fischreich, obgleich diese Fische nicht mehr, wie damals, für heilig und unverletzlich gehalten werden, denn wir trafen eben einen Syracuser beym Angeln, der schon ziemlich viele Beute gemacht hatte. Darneben, jenseits der Mauer, quillt ihr getreuer Alpheus, der der Arethusa zu Liebe aus Elis in Griechenland bis hierher gedrungen seyn soll, eine süße Quelle, mitten im Meere, welche die Einwohner L'Occhio della Zillica nennen. Das Wasser der Arethusa kommt von der ganz entgegengesetzten Seite der Stadt, nämlich von dem kleinen oder Marmorhafen aus der Gegend der Bagni Dafnei, heut La Bagnara genannt, her. Denn als bei einem Erdbeben im Jahre eintausend fünfhundert und sechs

wie Fazello berichtet, die Arethusa auf zu fließen hörte, quollen mehrere Wasser in der Gegend des kleinen Hafens hervor und versiegten so wie die Arethusa wieder an zu quellen fing. Dasselbe ereignete sich zum zweitenmal im Jahre eintausend fünfhundert sieben und siebenzig den neun und zwanzigsten Januar. Ihre Süßigkeit verlor sie gleichfalls bei einem Erdbeben im Jahre Eilfhundert. Manche, z. B. Cluver, versetzen die Arethusa, ohne hinlänglichen Grund, an den Marmorhafen; wahrscheinlich weil beide Häfen oft verwechselt werden; Bonanni widerlegt diese Idee wirklich.

Wie sehr ist der Eindruck, welchen die kolossalen Trümmer Siciliens auf uns machen, von dem Gefühl verschieden, das uns beim Anblick der römischen Herrlichkeitsruinen ergrift. Freilich statt dem Brausen wüthender Parteyen hört man jetzt auf dem römischen Forum das friedliche Brüllen wiederkäuender Stiere, und die Allmacht jener Stadt ist zugleich mit ihren Tempeln und Säulen zerbrochen und verschollen; demohngeachtet aber schlägt der Anblick solcher Vergänglichkeit unser Gemüth nicht gänzlich nieder, indem uns über den Trümmern des alten Roms die höchste Gewalt aller Kunst vereinigt mit den ungeheuern Denkmalen geistlicher Allmacht siegreich entgegen tritt. Wenn wir mit Trauer und Unwillen sehn, wie unwürdige Nachkommen sich sogar umsonst bemüht haben das riesenhafte Amphitheater des Flavius Vespasianus zu zerstören und jegliche Spur kraftvollerer Zeiten zu vertilgen: so muß man dagegen eingestehen, wenn man sich auf dem seltsamen Wege zwischen den beiden übereinander liegenden Kuppeln des Sankt Peter hinaufwindet (um nämlich die innern schönen Verhältnisse der Kuppel des

Pantheons mit einer kühnern äußern Form zu vereinigen, liegen hier, mit einem kleinen Zwischenraum, zwei Kuppeln, wie Uhrgehäuse, übereinander), daß sich alt römische Baumeister niemals zur Kühnheit des Bramante oder Michel Angelo erheben konnten, die ein doppeltes Pantheon gleichsam hoch in den Lüften aufhingen. Wenn also auch der Graus Palatinischer Trümmer und die Oede des Forums unsere Seele mächtig erschüttern: so erfüllen sie dagegen die ehrwürdigen Dome des neuen Roms und die unsäglich reichen Kunstsäle des Vaticans, der auch manches Jahrhundert die Welt regierte, mit Staunen, Heiterkeit und dem herrlichsten Genuß.

Ach wie ganz anders aber wird dem zu Muthe, welcher unter die weinenden Trümmer Siciliens tritt. Von kahlen Einöden umgeben liegen diese erschlagenen Riesen vor uns und die spätere Zeit hat nichts Großes an ihre Stelle gesetzt; ein unglückliches, obgleich edles Volk muß unter den gigantischen Resten sonst blühender Freistaaten den elenden Zustand, in welchem es sich befindet, doppelt schwer fühlen. Aerger als der Körper des Tithonus sind die herrlichsten Pflanzstädte der Griechen, die sonst mit ihren Segeln das mittelländische Meer bedeckten und die Gewalt von Afrika brachen, zusammengeschrumpft: das reiche Agrigent klebt aufs kümmerlichste am Camicus; das mächtige Syracus ist auf Ortygia in seinen Mutterleib elendiglich zurückgekrochen und die seebespülte Stadt der Tauromenitaner hängt jämmerlich auf unzugänglichen Felsen. Von den Trümmern der Palmenstadt Selinus sehn wir nur drei Tempel, und Heraclea, das die Wellen der See begruben, ist ganz vom Angesicht der Erde verschwunden.

Vielleicht gibt es aber in der ganzen Welt keinen so tragischen Ort als Syracus, obwohl wir sonst hier die herrlichsten und unvergeßlichsten Tage auf der Insel verlebt haben, da man nirgends so wie hier den schrecklichsten Wechsel des Schicksals so unmittelbar vor Augen hat, und Volk und Stadt in unermeßlichen Trümmern uns umringen; der Weg unter den Ruinen von Acradina, Tycha, Neapolis und den Castellen der Epipolä beträgt beinahe eine ganze Tagereise; so weit das Auge reicht, sind wir von Oede, Trümmern und Vernichtung umgeben, nirgends erquicket ein heitrer Moment der Gegenwart unsere Seele.

Ohne Säumen begannen wir unsere Wanderungen und zwar erstlich auf Ortygia, der von den beiden Häfen eingeschlossenen Insel, sonst ein kleiner Theil der alten Stadt, heut das ganze Syracus oder Saragosa, wie es der Sicilianer nennt. Unter dem neugierigen Gaffen einer großen Menge Syracusaner besahen wir die Domkirche, zu welcher der ehemalige Minerventempel eingerichtet worden ist; an den Seiten sind die erhabenen, altdorischen Säulen mit in die Mauern verflochten, vorn an den grauen Tempel hat man eine ziemlich geschmacklose moderne Façade geklebt; von vierzig Säulen sind nur noch vier und zwanzig übrig.

Die Reste des Dianentempels, den uns Cicero als den wichtigsten nach jenem schildert, sind so jämmerlich zusammen geschwunden, daß sie sich in die Butter- und Speise-Schränke des Herrn Advokaten Santoro verkrochen haben. Sie bestehen in einigen Säulenresten, welche sich durch die Stockwerke im Hause jenes Rechtsgelehrten in aufrechter Stellung hindurch ziehen. Man eröfnete uns mit größter Freundlichkeit die Schränke, welche im zwei-

ten Stockwerk um die Capitelle, so wie die, welche zu ebener Erde um die Piedestale aus Brettern zusammengeschlagen sind, während die kleinen Töchterchen des Herrn Santoro neugierig um uns hersprangen. Sonst haben freilich diese Reste der ehemaligen prächtigsten Tempel auf Ortygia in ihrer heutigen Entstellung wenig Großes und Anziehendes.

Das Museum und die Bibliothek besahen wir unter Anleitung eines beredten Custoden und Syracusanischen Gelehrten, der uns in einer Inschrift: „τοῖς θεοῖς πᾶσιν“ das Wort „πᾶσιν“ durch obtulerunt hartnäckig übersetzte, obgleich er ein Buch über die Monumente Syracusens geschrieben hatte; dabei schmähete er sehr entschieden auf die Unwissenheit des Herrn Capodieci, eines Antiquars, den wir bald näher kennen lernten.

Im Museum verdient durchaus nichts einige Aufmerksamkeit, als die herrliche Bildsäule der sogenannten Venus Callipygos d. h. mit dem schönen Hintern. Die Erzählung von den beiden reizenden Syracusanerinnen, deren Streit über die Schönheit ihrer Hinterbacken beiden schöne Jünglinge zu Männern, und der Stadt Syracus die Zierde eines prächtigen Tempels der Venus Callipygos verschafte, in welchem die Mädchen aus Dankbarkeit die Bildsäule der Göttin aufstellten, ist bekannt genug. Der Ritter Landolina aber fand im Jahre Eintausend Achthundert und Vier im Bade des Gartens Bonavia in Acradina diese wunderschöne Statue ohne Kopf; und da in der That ihr Hintertheil, ihre Hüften und Schenkel unendlich weich und schön gebildet sind, noch mehr aber, um dieser Antike eine desto größere Bedeutung zu geben, behauptete Landolina, und mit ihm alle Syracusaner, es sey eben

die Bildsäule, welche jene beiden Mädchen geweihet hätten; der rednerische Beweis aber, den Herr Capodieci und alle ähnliche Patrioten führen, macht keinesweges den geschichtlichen, den alle schuldig bleiben, überflüssig; und, was durch die ganze Sache sehr zweifelhaft wird, die Richtung der Halsmuskeln ist völlig gerade, so daß man unwidersprechlich gewiß schließen kann, die Göttin habe den Kopf nicht nach ihrem schönen Hintern herumgewendet, wie die berühmte Neapolitanische Venus Callipygos, die zwar auch einen aufgesetzten Kopf hat, deren Halsmuskeln aber diese Richtung des Kopfes nach hinten zu erforderten. Auch scheint es ungeheuer kühn, ohne allen näheren Grund zu behaupten, daß unter den zahllosen Venusstatuen, die sich in Syracus befinden mochten, gerade diese, die mit dem schönen Hintern seyn sollte. Uebrigens ist sie ihrem Charakter nach keine Jungfrau mehr, wie die Mediceische, sondern eine Genitrix, die das Bad verläßt, wie die Capitolinische, sonst aber so außerordentlich schön gebildet, daß sie allein mehr Werth hat, als alle Antiken in sämmtlichen Museen Siciliens.

Die Aesculap-Bildsäule in demselben Museum, Syracusens Stolz, scheint neben der Venus nicht der Erwähnung werth zu seyn; sie wurde ein Jahr früher, als die Statue der Venus, an demselben Ort gefunden.

Unser Correspondent war ein Lederhändler, ein gar braver und gefälliger Mann, zugleich Philosoph und Doctor der Medizin. Er erkundigte sich dringend nach teutscher Weltweisheit; „welche Philosophie wird jetzt in Euren Gegenden gedruckt?“ frug er uns. Der Königsberger Philosoph war ihm sehr wohl bekannt, und er machte uns den Vorschlag, teutsche Weltweisheit gegen Syracusaner

Muskat einzutauschen. Bei ihm befand sich ein steinalter, sehr beredter Priester, den man in Syracus, obschon er vor Alterschwäche etwas blödsinnig war, für einen halben Heiligen hielt; auch lag in seinen Mienen wirklich viel Heiterkeit, Milde und Frömmigkeit. Dieser fing alsbald an, uns zu segnen, und uns den Genuß des heiligen Abendmahls und der Beichte anzubieten, welchem jedoch der Kaufmann, der wohl merkte, daß wir keine Christen d. h. keine Katholiken wären, nach Kräften vorzubeugen suchte.

Hierauf hatten wir die Ehre dem Don Giuseppe Maria Capodieci aufzuwarten, der, seiner Meinung nach, der verdienstvollste, aber leider unbelohnteste Patriot in ganz Sicilien, und weitaus der beste Antiquar in Syracus ist, uns aber schien er ein wenig schwachsinnig und allzu eitel zu seyn. Er ist Verfasser eines in Sicilien berühmten Buchs über die Alterthümer von Syracus (Antichi Monumenti di Siracusa 2 Vol. in 4. Siracusa 1813.) das er kürzlich zusammen getragen hat. Hierzu behauptete er seit vierzig Jahren Materialien gesammlet zu haben; auch sahen wir wirklich auf der Bibliothek eine Menge Volumina von Auszügen und dergleichen, die er zum Andenken hier niedergelegt hatte, in Meinung der Bibliothek dadurch ein unschätzbares Kleinod zu verehren. In der Vorrede behauptet er mit großer Sicherheit, „daß nun erst durch seine unermeßlichen Anstrengungen die Antiquität dieser treflichen Stadt gänzlich aufs Reine gebracht sey, und wenn wir ihn um etwas frugen, wurden wir immer auf sein Buch verwiesen, in welchem alles, alles spiegirt sey.“ Da nun Herr Capodieci beständig in Syracus gelebt hat, durchaus nicht von literarischen Hülfsmitteln ent-

blößt war, und so gescheidte Antiquare, wie Logoteta, besonders aber der trefliche Ritter Landolina = Nava, zu Rath und Hülfe benutzen konnte; überdies aber die rohen und doch stoffreichen Arbeiten seiner Vorgänger ihm leicht eine glänzende Laufbahn vorbereiteten, zu der ihn endlich die erhabenen Trümmer der sonst größten Stadt der Welt, dringend auffordern mußten: so hätte man allerdings erwarten sollen, Herr Capodieci würde über die denkwürdigste Ruine in Europa das hellste Licht verbreiten; und dennoch müssen wir leider versichern, daß, wenigstens unseres Erachtens, dieses Buch, welches wir ziemlich genau mit den Schriften und Bemerkungen des Fazello, Cluver, Don Vincenzio Mirabella, Bonanni und Logoteta verglichen haben, nichts als eine übel gelungene, etwas verworrene, und beinahe ohne allen Untersuchungsgeist zusammen getragene Compilation ist, die noch dadurch gegen ihren Verfasser einnimmt, daß derselbe, obschon er ziemlich häufig seine Vorgänger ausschreibt, doch höchst plump auf sie schmähet, namentlich auf den unglücklichen Logoteta, den er doch z. B. bei Erklärung der großen Cisterne unfern dem Ohr des Dionysius, wörtlich abgeschrieben hat. Das wenige Eigenthümliche und Genauere, wie z. B. die Abhandlung über das Theater, soll aus den Papieren des verstorbenen Ritter Landolina entlehnt seyn; beinahe unerträglich ist die grundlose Anmaßung, mit der sich der Verfasser durch das ganze Buch neben und über den treflichen Landolina stellt; und, was das allerärgste ist, an jedes alte Gemäuer, das oft schon längst bekannt, und von Landolina ohne besondere Ansprüche erklärt war, hat Herr Giuseppe Maria Capodieci seinen Namen, wenn er es etwa einmal besuchte, mit großen Uncialbuchstaben an=

gemalt. Da wir in seinem Werke, außer vielen französischen und englischen Büchern, auch teutsche Reisebeschreibungen angeführt fanden, so verwunderten wir uns, und frugen ihn, ob es von diesen Reisen zuverlässige Italienische Uebersetzungen gäbe, oder ob er etwa gar selbst teutsch verstünde; er antwortete aber, mit den Fingern nach Italienischer Art das Kinn streichend und mit der Zunge schnalzend: „Mein Gott nein! dazu findet sich immer ein Soldat."

Schon um seines Vaters willen unterließen wir nicht die Bekanntschaft des Don Mario Landolina zu suchen. Er scheint sichs, wie sein Vater, zur Pflicht gemacht zu haben, den Fremden mit Rath und That beizustehen, und mit herzlicher Freundlichkeit verlangte er, daß wir alle Fremden unserer Bekanntschaft ohne weiteres an ihn weisen sollten.

Der König hat ihm die ehrenvolle Würde seines Vaters, nämlich die Aufsicht über die Alterthümer Syracusens, übertragen, indeß bedauerte er nicht besser unterstützt zu werden, indem der König selber, da Landolina den Müller, welcher seine Mühle auf die Sitzreihen des Theaters angelegt hat, fortgeschaft wissen wollte, ihm einstens sehr gleichgültig antwortete: „è meglio un mulino che un gradino." Der Herr Ritter bewirthete uns als Teutsche mit riesenstarkem Calaberwein, der, von Natur dunkel, mit zunehmenden Alter heller wird, in Gegensatz des Syracusaners.

Zweites Kapitel.

Fest der heiligen Lucia.

Wir haben schon früher bemerkt, daß man schwerlich in einer Sicilianischen Stadt zwei bis drei Tage verweilt, ohne daß man Gelegenheit hätte der Feier irgend eines heiligen Festes beizuwohnen; in Syracus sahen wir deren mehrere, da unser Aufenthalt daselbst noch gerade auf Pfingsten traf. Mit ganz besonderer Anstrengung aber wurde das Fest der heiligen Lucia, der großen Schutzpatronin von Syracus, gefeiert. Schon am Vorabend des wichtigen Tages sah man im Hintergrunde einer ziemlich langen und breiten Gasse eine Art von Bühne, wie ein Marionetten Theater errichtet, und mit einer großen Menge Lichter und farbiger Laternen aufs bunteste erleuchtet. Auf derselben wurde die heilige Lucia von einem türkischen Pascha vor den Richterstuhl des Sultans geführt; eine Menge Christen, Heiden und Türken umgaben sie im seltsamsten Gemisch, und ein Haufe Straßenbuben vor der Bühne diente ihr zur Scharwache. Die ganze Straße war gleichfalls mit Lampen und buntgefärbten Laternen erleuchtet; ein Feuerwerk wurde überdies abgebrannt; dichtgedrängte Scharen fröhlicher Christen lustwandelten auf und nieder und schrien ohne Unterlaß, während rings um Büchsen, Kanonenschläge und Pistolen knallten „eh viva Santa Lucia."

Wir hatten hierbei zum erstenmal Gelegenheit, die seltene Schönheit der Syracusanerinnen zu bewundern. Im Ganzen genommen waren uns bisher die Gesichtszüge des Sicilianers etwas verzerrt und mohrenartig vorgekommen; seine Farbe ziemlich dunkel, sein Haar sehr schwarz, sein Ansehen südlich und heiß, besonders aber sein Auge tief,

feucht und brennend; der ganze Mensch konnte die große Nähe Afrikas, das nur dreißig Meilen entfernt ist, nicht verleugnen. Hier in Syracus aber, und auch besonders in Catanien, schien uns das Blut außerordentlich schön; die Gesichter, besonders der Weiber, haben nicht selten erlesene griechische Profile, und ihre Farbe war Milch und Rosen. Ihre hohe und schlanke Gestalt würde diese Reize nicht wenig vermehren, wäre sie nicht durch eine geschmacklos gefaltete Volkstracht äußerst verstellt. Ein schwarzer Mantel, der unter der rechten Schulter mit einem Knoten zusammengeschürzt und über den Kopf geschlagen wird, so daß er den vollen Nacken leider ganz bedeckt, dient den meisten zur Hülle, und macht daß man alle für bucklicht oder doch wenigstens für schief gewachsen halten sollte.

Tags darauf begaben wir uns in die Kirche der heiligen Lucia, die in der That ein ziemlich seltsames Schauspiel darbot. Durch die weit geöfneten Thore strömte die Menge schreiend und lärmend aus und ein, ohne dem Hause Gottes auch nur die geringste Ehrerbietung zu bezeigen. Im Hintergrunde desselben wurde unter Schlagen, Hämmern, Fluchen und Schelten die Heilige auf ein mit Tragbalken versehenes Gerüst gesetzt, um sie flott zu machen; Straßenbuben jagten sich dabei umher, oder lagen an den Altarstufen auf dem Bauche, reckten die Beine gen Himmel und pfiffen sich lustige Weisen. Die Kirchendiener machten die Toilette der Heiligen, und umhingen sie aufs zierlichste mit Schmuck und Kostbarkeiten, denn sie sollte einen Besuch bei ihrer Schwester im Dom machen, daselbst einige Wochen verweilen, und dann mit demselben Pomp ihre Rückkehr antreten. Bei dem allen ging man sehr plump mit ihr um, und entblödete sich gar

nicht in ihrer Nähe Worte auszustoßen, welche den Wangen dieser heiligen Jungfrau, wenn sie nicht von Holz gewesen wären, sicher einige Röthe abgenöthiget hätten. Indeß aber versicherte uns ein gläubiger Syracusaner „nichts sey ersprießlicher als eine so vortrefliche Schutzpatronin zu besitzen; noch neulich habe sie, bei Gelegenheit einer Hungersnoth, vier Schiffe voll Getreide geschickt.“ Endlich hatte man die heilige Lucia flott gemacht, und unter dem Läuten aller Glocken, dem Donnern der Böller, und den zahllosen Eh viva's der Menge trat sie ihre Reise nach dem Dom an. Glückselig wer die Schulter mit unter die Tragbalken des heiligen Bildes stellen konnte! Unter gleichem Lärmen und unerhörtem Scandal wurde die junge Heilige in der Domkirche abgesetzt, ganz wie wir es in Palermo, Castelvetrano und Girgenti auch gesehen hatten. Hierauf stellte sich einer auf den Giebel der Kirche und ließ eine Menge Tauben fliegen, womit der erste Akt des Festes endigte. Wirklich die Italiener glauben mit unendlicher Sorglosigkeit, sind niemals freigeistisch und frivol.

Wir hatten uns, wie überall in Sicilien, auch in Syracus dem Schutz des Kaiserlich Oesterreichischen Vice-Consuls übergeben; und es wäre jedem Fremden zu rathen, dasselbe zu thun; man hat an ihnen Freunde und hülfreiche Bekannte in allen Fällen, deren Wort man dreist trauen kann. Ganz besonders müssen wir dies von dem Syracusanischen Viceconsul Don Lorenzo de Benedittis, dem Vicar des eigentlichen Consuls Herrn Baron von Navantieri, rühmen; er übernahm ohne die geringste Eigennützigkeit eine Menge Geschäfte für uns und der liebevolle, gutmüthige Charakter der Insulaner sprach sich ganz besonders in diesem biedern Sicilianer aus; obgleich er sich

nicht einmal eine rechte Vorstellung von unserm Vaterlande machen konnte, denn, nachdem wir fast vierzehn Tage beständig mit ihm zu verkehren gehabt hatten, frug er uns treuherzig, „sind die Herren nun eigentlich Preußen oder Perser *).“ Er mußte also glauben, daß selbst die Perser vor das Forum eines österreichischen Consuls gehörten.

Dieser freundliche Mann kam auch am Tage der heiligen Lucia, angethan mit rosinfarbenen Strümpfen, schwarzseidenen Beinkleidern, und einem zebraartig gestreiften, grün seidenen Rocke, zu uns, damit wir ihn in den Hafen begleiten möchten, worin ein Wettlauf, den drei Barken anstellen sollten, halb Syracus versammelt hatte. Wirklich gewährte die wogende Menge am Ufer, die spiegelglatte Ebene des dunkelblauen Meeres, das der reinste Himmel wiederstralend von Sapphir und Gold mit den kraftvollsten Farben begoß, das Vorgebirge Plemmyrium, welches mit sanften Linien die Aussicht gegen Westen begränzte, die fernen Oelhaine zwischen den vielen Trümmern der zerstörten Stadt, im Glanz der Abendsonne, und das meerumflossene Eyland Ortygia selbst einen unaussprechlich reizenden und wehmüthigen Anblick. Ueberall lagen Schiffe und Nachen still, und feierten in ihrem Elemente gleichfalls das Fest der großen Syracusanischen Schutzheiligen; nur eine schön verzierte Brigantine, die der heiligen Lucia zu Ehren alle Flaggen gehißt hatte, fuhr mit der Familie ihres Patrons spatzieren, und auf dem Verdeck derselben tanzte die ganze Gesellschaft unter dem Schall lustiger Instrumente. Endlich begannen, vom Vorgebirge Plemmyrium aus, die drey Barken, während in Syracus

*) Loro signori dunque sono Persiani o Prussiani?

alle Glocken ertönten, den Wettlauf nach dem Marmorhafen. Ihre Ruderer schlugen das Meer so unverdrossen, daß sie in der That beinahe zu fliegen schienen, und als sie vorüber eilten, begrüßte sie die Brigantine mit mehreren Kanonenschüssen. Nun hätte man das Schreien und Toben, das Drängen und die höchst ausdrucksvollen Gebärden der aufgeregten Menge hören und sehen sollen! Zwei Barken eilten sogleich voraus und blieben immer nebeneinander, worüber der Patron der dritten, welcher am Ufer stand, vor Verdruß fast von Sinnen kommen wollte. Er winkte, schwenkte das Schnupftuch, bat, ermahnte, schrie, stampfte, sprang wie toll umher, als ob ihn die Ruderer wahrnehmen könnten, wir glaubten wahrhaftig, er würde sich von der hohen Bastey ins Meer herabstürzen. Doch siehe, die zwei vorauseilenden Nachen verwickelten sich in ihre Ruder, und die dritte Barke, geschickt herum lenkend, errang die Palme, und segelte mit der Siegesflagge geschmückt nach Hause.

Hierauf zog sich alles in die Kirche dello Spirito santo, allwo vier Prämien für zwei arme Bursche und zwey arme Mädchen verlooset wurden. Ein Knabe, vom Scheitel bis zur Fußsohle mit Reliquien behangen und immerfort das Zeichen des heiligen Kreuzes schlagend, wurde auf den Tisch gehoben, er zog die Loose und ein Geistlicher las sie mit lauter Stimme ab. Die Kirche glich einer tobenden Schenke, kaum konnte man sich in dem unsäglichen Getümmel besinnen, während andere ganz laut, wie im Schauspielhause, um Stille und Ruhe schrien. Mit dieser letzten Feierlichkeit wurde das Fest der heiligen Lucia beschlossen.

Drittes Kapitel.

Acradina.

Eine kleine Barke trug uns von der Insel Ortygia über den Marmorhafen, an das Ufer der Acradina, sonst der blühendste Theil Syracusens, jetzt theils ein entsetzlich ödes Felsenlager, theils mit den fruchtreichsten Oelhainen und reizendsten Granat- Mandel- und andern Obstbäumen bepflanzt. Wir stiegen in der Nähe der Kapuziner aus, um die Latomie, welche in der Nähe ihres Klosters liegt, zu besehen. Diese ungeheuern Felsenkessel sind ohne Zweifel zu den denkwürdigsten Gegenständen zu rechnen, welche die Insel überhaupt darbietet, in Syracus selbst aber ist gewiß nichts der Bewunderung würdigeres zu sehen. Sie gleichen tiefen Felsenthälern, und man möchte es einen Augenblick vergessen, daß es Menschenhände waren, welche sie bereiteten. Drohend lehnen sich die Wände über unser Haupt; ihre Ränder sind mit grünenden Bäumen umsäumt, und aus allen Spalten und Absätzen bricht üppiger Pflanzen- und Baumwuchs hervor.

Im Innern der Latomie der Kapuciner haben sich die frommen Väter einen duftigen Garten prachtvoller Pflanzen des Südens, besonders aber zahlloser Orangenbäume, angebaut, die in so kühlen Grotten, welche die Sonne nur von oben mit Licht und Wärme begießt, aufs anmuthigste grünen, und man begreift nicht, wie diese lieblichen Thäler einst die gräßlichsten Gefängnisse für die unglücklichen Athenienser seyn konnten, welche die Unbarmherzigkeit der Syracusaner nach dem Siege über Lamachus und Nikias hier heulen und zähnklappen ließ. Freilich gab es damals keine Orangenbäume hier, die jetzt in manchen

dieser Latomieen so üppig gedeihen, daß ihre goldene Früchte zum Theil ungenutzt zur Erde fallen und eine Beute der Fäulniß oder der Schweine werden. Sonst darf die Größe dieser Steinbrüche nicht in Erstaunen setzen, wenn man bedenkt, daß aus ihrem Schoße das fünfstädtige Syracus hervorging; ja selbst die Katacomben mußten noch Material beisteuern. Nichts ist natürlicher als daß sich die Syracusaner dieser Latomien zu Gefängnissen bedienten: ihre überhängenden Felswände machen jedes Entfliehen unmöglich.

In Acradina liegen folgende: 1) La selva de' padri Cappuccini, 2) Latomie del paradiso mit dem Ohr des Dionysius, 3) Latomie di santa Maria di Loreto, 4) Latomie d'Orlando. In der Neapolis: 5) Latomie di Santa Venera, 6) Latomie del Barbuto e di San Niccolò, 7) Latomie di Arrezzi. In Tycha: 8) Latomie del Buffalaro bei Kastell Labdalum, heut genannt „le tagliate." Capodieci bemerkt: „Auf der Höhe und den Rändern mancher Latomieen findet man Gräber, Aschen- und Knochenbehälter, die also in den ersten Zeiten der Stadt, da die Latomieen noch nicht tief ausgehauen waren, gebraucht worden seyn müssen."

Nicht weit von der Latomie der Kapuziner ist der gewöhnliche Eingang zu den Katacomben von Sankt Johann der Jesuiten, sie sind alle in Stein gehauen, also sehr sicher vor Einsturz und bilden breite, hohe Gänge; mit ihnen können also keineswegs die römischen, in lockere Erde eingewühlten, höchst gefährlichen Dachsgänge verglichen werden. Von ihrer Ausdehnung bis ins Meer, ja sogar bis Catanien hin brachte unser Führer, ein eisgrauer Jesuit, abenteuerliche Beweisgeschichten vor. Oftmals sind

kleine Rotonden mit einem kugelförmigen Dachgewölbe ausgehauen, welche durch ein an der Spitze des Daches befindliches Loch beleuchtet werden, oder vielleicht längte man Speisen durch diese Oefnungen hinunter. Der Ritter Landolina hat bekanntlich die genauesten Untersuchungen über diese wunderbaren Gänge angestellt, demohngeachtet aber hat sich Don Giuseppe Maria Capodieci nicht entbrechen können auch hier unter der Erde seinen Namen überall anzuschreiben, obgleich er namentlich in den Katacomben auch nicht einen Stein neu gefunden oder erklärt hat. Daß sie übrigens zuletzt hauptsächlich als Begräbnisse gebraucht wurden, wenn sie auch schon früher bloße Steinbrüche waren, leidet keinen Zweifel; denn die Gräber sind alle noch sehr wohl erhalten, auch beweisen es die Inschriften, die aber alle christlichen Ursprungs sind, so wie selbst einige, freilich unbedeutende, uralte Malereien in einer unterirdischen Kirche aus der frühesten christlichen Zeit. Nichts ist lieblicher, als das klare Blau des Himmels, welches hier unten viel kräftiger und dunkeler erscheint, durch das frische Grün der Bäume und Sträuche in diese düsteren, kalten Wohnungen des Todes herabschimmern zu sehen. Wir können indeß dem Urtheil einiger Reisenden nicht beistimmen, welche diese Katacomben für die größten der Welt erklären, wenigstens was die Pracht und Höhe der Gänge anbelangt. Denn die Neapolitanischen des heiligen Januarius sind meistentheils in zwei bis drey Stockwerken ausgearbeitet, und wer hat die Ausdehnung der Römischen und Neapolitanischen genau erforscht? Von den Syracusanischen dagegen hat man einen mit vieler Sorgfalt entworfenen Plan. Die Gräber sind reihenweis in die Gänge eingehauen und man

kann sehr deutlich die Erbbegräbnisse unterscheiden, welche in den Nischen der Seitenwände angebracht sind. Wahrscheinlich gehörte je eine solche Gräbernische einer Familie; und man trieb, wenn das Bedürfniß es forderte, diese Nischen weiter in den Fels hinein. Die Aehnlichkeit in der Anlage der Begräbnisse mit der Altaria oder der großen Gruft im Thal von Ispica haben wir schon erwähnt. Man sollte aber glauben, die Hälfte von Acradina wäre unterhöhlt gewesen, denn, indem wir in den öden Felsenlagern dieses Theils des ehemaligen Syracus umhergingen, fanden wir alle Augenblicke Mündungen unerforschter Abgründe, so daß es hier keinesweges an Gelegenheit fehlt, bei der geringsten Unvorsichtigkeit allen antiquarischen Bestrebungen auf ewig ein Ende zu machen. Es ist eine bekannte Muthmaßung der Alterthumsforscher, daß Ortygia seine Begräbnisse in Acradina anlegte, als diese noch nicht bewohnt war, so daß, als dieser Theil der Stadt sich hernachmals bevölkerte, die Begräbnisse innerhalb der Stadt blieben; so ging es mit Tycha und Neapolis gleichfalls: in jener befinden sich die Gräber der Acradina, in dieser der Tycha und auf solche Weise blieb das Gesetz, nicht innerhalb der Stadtmauern zu begraben, unverletzt.

Wir strichen einige Zeit auf den dürren Klippen der Acradina umher, und sahen mit Erstaunen die in lebendigen Fels gehauenen Substructionen der ehemaligen Häuser; man kann oftmals die Richtung der Gassen, die Quadrate der öffentlichen Plätze, ja selbst die Wagengleise auffinden.

In der Nähe des Ortes Buon Riposo liegen die Trümmer der Bäder, welche nach dem Tyrannen Agathocles benannt werden. Es sind einige unterirdische Kam-

mit großer Gier verschluckten, und wir sahen die Worte des alten Dichters

„denn hier drohete Skylla und dort die grause Charybdis,
Fürchterlich jetzt einschlurfend die salzige Woge des Meeres,“

mit hohem Erstaunen vor unsern Augen verwirklicht. Wir wünschten in eine und die andere dieser Höhlen zu fahren; allein da die See, wenn sie schon im Freien etwas tobt, in diesen engen Klüften außerordentlich zornig ist, so muß man in solchem Fall wenigstens geschickte Ruderer haben, um ohne durchnäßt zu werden oder umzufallen hier einlaufen zu können. An der Mündung der einen Grotte erhoben wir alle einen großen Lärm und alsbald flatterten viele hundert schwarze Schreivögel aus dieser Behausung des Satans heraus. Ein herzhafter Sprung, denn der Kahn flog sehr hoch auf und nieder, brachte uns auf eine trockene Klippe und hierauf liefen wir ein wenig in den Hintergrund. O welch ein wundervolles Schauspiel, unter dem Schirm des öden Felsenhauses, den wilden Neptun in weiter Ferne grünlich sich einher wälzen, dann mit rasendem Ungestüm unter Donnern und Krachen in den Schlund dieser wiederhallenden Höhlen hereinfahren und alles ringsum zischen, schäumen und triefen zu sehen!

Wir zogen wiederum nach Hause durch die Einöden und Trümmer der herrlichen Acradina. Wer will unter diesem unermeßlichen Haufen entstellter Leichname das große Forum, die herrlichen Säulengänge, das schöne Prytaneum, die prachtvolle Curia und den erhabenen Tempel des Olympischen Jupiters, wovon Cicero redet, entdecken?

Viertes Kapitel.

Neapolis.

Der jüngste Theil Syracusens wurde, wie gewöhnlich, die Neapolis genannt, und diese enthält gerade die wichtigsten Reste und Denkmäler: das Amphitheater, die große Latomie genannt del Paradiso mit dem Ohr des Dionysius, das Theater und die Gräber-Gasse.

Das Amphitheater sieht jetzt außerordentlich lieblich aus, denn ein blühender Garten von Granatbäumen füllt seine Arena, die etwa, nach Abrechnung des Podiums oder des rings umlaufenden Bordes, neunzig Schritt lang und halb so breit, mithin eine der größten ist. Die Sitzreihen, welche in der bekannten elliptischen Form die Arena umgeben, sind theils aus ungeheuern Quadern zusammen gesetzt, theils in lebendigen Fels gehauen. Das Podium läuft noch sechs Schritte vor der untersten Sitzreihe umher. Der Umfang der obersten, also der größten Sitzreihe betrug etwa vierhundert sieben und siebenzig Schritt, während der Umfang des römischen Colosseums Siebenhundert beträgt. Indeß ist dies Amphitheater noch von einer großen Mauer umgeben gewesen, die sieben und zwanzig Schritt von der obersten Sitzreihe entfernt liegt. Das Ganze gleicht jetzt, da sich rings um das Erdreich erhöht hat, einem versenkten Kessel. Die obern für das gemeine Volk und die Weiber bestimmten Stufen sind nicht mehr vorhanden. Man sieht also deutlich, daß in den Theatern und Amphitheatern der Alten eigentlich nur die stimmfähigen Bürger gewisse Sitze hatten. Leider ist dieses Gebäude nicht völlig von der Erde befreit; doch hat Landolina viele Nachgrabungen anstellen lassen, zehn ge-

wölbte Vomitorien, und vierzehn sogenannte Cuneos gefunden, desgleichen die Thore an beiden Enden, durch welche die Gladiatoren eintraten. Unter den Sitzen sind unterirdische Gänge und stinkende, sumpfige Abzüge voll Molche und Schlangen, alles so dicht mit Dornen und Gesträuch verwachsen, daß wir uns alle Augenblicke losschneiden mußten. Logoteta hat eine besondere Abhandlung über dies Amphitheater geschrieben, betitelt: ricerche nell' anfiteatro di Siracusa 1789. Es soll gleichfalls den Namen Colosseum, um der Statuen willen, die es zierten, gehabt haben. Capodieci gibt seine Verhältnisse in Sicilianischem Maße folgender Gestalt an: Länge, sechs und vierzig Canne, Breite vier und dreißig Canne, Umfang des Podiums fünf und neunzig Canne, vier Palmen, Breite der Treppen neun und eine halbe Palme *).

Das Ohr des Dionysius ist eigentlich nur ein Gewölbe in der großen Latomie zwischen dem Theater und Amphitheater. Sie unterscheidet sich von der Latomie der Kapuziner auffallend theils durch ihre Größe, theils besonders dadurch, daß hier in die Seitenwände ungeheure Hallen, die auf ausgesparten Stützen ruhen, und spitz zulaufende Gewölbe, wie z. B. eben das Ohr des Dionysius,

*) Wir haben uns hier und im Folgenden, selbst bei Pompeji, wenn Maße angegeben werden, immer der ursprünglichen Sicilianischen Einheiten bedient, da bei Zurückführungen auf fremde entweder Unrichtigkeiten oder weitläuftige Brüche nicht vermieden werden können. Wir begnügen uns daher das Verhältniß des Sicilianischen Längenmaßes zu ein Paar bekannten andern anzugeben;

1 sicilianische Canna = 8. sicil. Palmi = 5,96 franz. Fuß = 6,1655 Rheinl. Fuß.

1 sicilian. Palmo = 0,745 franz. Fuß = 0,77 Rheinl. Fuß.

hinein getrieben sind; in einer dieser Grotten ist eine Salpetersiederey angelegt. Der ganze Anblick dieser Latomie ist höchst romantisch, aber furchtbar, außerordentlich wild und das ganze Felsenlager weit öder und weniger freundlich als die Latomie, welche die Kapuziner so reich bepflanzt haben. Der kegelförmige Fels in der Mitte, auf welchem der Wächter seinen Sitz gehabt haben soll, ist zusammengestürzt, dennoch kann man die Stufen der Treppe sehr genau erkennen.

Das Gewölbe, welches das Ohr des Dionysius genannt wird, krümmt sich in Gestalt eines lateinischen S und hallt furchtbar wieder; man kann die Spuren der Ringe in welchen weit über dem Boden unglückliche Gefangene aufgehangen wurden, noch sehr gut erkennen; sonst sind die eigentlichen Hörgänge gänzlich zerstört, denn obgleich wir uns, auf einem Stücke Holz reitend, welches sich ziemlich seltsam ausnahm, siebenzig Fuß hoch an die Zinne dieser Grotte zu der sogenannten Kammer des Dionys, als dem Mittelpunkt aller Schallgänge, hinauf winden ließen: so wurde doch unser antiquarischer Eifer durchaus nicht belohnt, und es könnten sich füglich alle Reisende diese lächerliche Posse ersparen. Die Maße des Herrn Capodicci sind folgende: Länge: zweihundert und vier und zwanzig, Breite: zwischen zwanzig, acht und zwanzig, sechs und sechszig, Höhe; achtzig sicilianische Palmen.

Ganz nahe an dieser Latomie liegt eine sehr schöne wohl erhaltene Cisterne, deren Dach auf Pilastern ruhet, ganz nach Art des großen Wasserbehälters des Nero, der bekannten Piscina mirabile unfern Puzzuoli! Man kann auch noch ganz deutlich die Richtung der Wasserleitung

welche sie versorgte, verfolgen. Eine ziemlich pestilenzialische Luft ließ uns jedoch nicht lange in diesen Mauern verweilen.

Das Theater jenseits der Latomie del Paradiso ist eins der größten und erstaunlichsten Werke der Baukunst. Es ist ganz in lebendigen Fels gehauen, welches bei einem so ungeheuern Gebäude vielleicht gar nicht möglich gewesen wäre, hätte nicht die Halbzirkelform des Felsenberges das Unternehmen unterstützt; man brauchte ihn wahrscheinlich nur auszuhauen und zu ebenen um die Sitzreihen zu gewinnen; so wie der daneben liegende Hügel gleichfalls nach Art eines Halbzirkels ausgehöhlt ist. Wie günstig aber war der Zufall den Syracusanern, daß gerade hier am Vereinigungspunkte der drei großen Syracusanischen Städte: Tycha, Neapolis und Acradina, unfern der Insel Ortygia, die Natur dem Menschenwerk so sehr entgegen kommen mußte, hier, von wo aus die Bürger mit einem einzigen Blick ihre riesenhafte Stadt und ihre mit Segeln bedeckten Häfen überschauen konnten! Es ist eine Eigenthümlichkeit dieses Theaters, daß die Enden der Sitzreihen sich nicht an die Scena anschließen, sondern zu beiden Seiten offene Plätze liegen bleiben. Noch sieht man die zwei in lebendigen Fels gearbeiteten Eckgebäude der Scena, welche blos dazu dienten die Scena zu verengen, damit sie jedem Zuschauer ganz sichtbar würde; indeß haben wir doch weder zu Taormina noch Pompeji dergleichen freie Plätze zwischen Gradus und Scena angetroffen; von letztern ist übrigens nichts mehr vorhanden. Auch die Sitzreihen sind durch eine Mühle, welche den Fall der Wasser von Tycha nach Neapolis herab benutzt, ziemlich verunstaltet; die breiteren Gradus an der ehemaligen Orchestra,

sind mit Erde oder Gesträuch verdeckt, und man kann nur ein kleines Stück in den Corridor hinein kommen, welcher zunächst der Orchestra unter den Sitzreihen umher läuft. Dieses Souterrain hat drei und siebenzig Palmen Länge und dreizehn Breite. Der Grund, welchen Herr Capodieci gegen die gewöhnliche Meinung, es sey ein Maschinenbehälter gewesen, aus der Entfernung des Souterrains von der Scena und der Größe der Maschinen, die in diesem Gange nicht Raum gehabt hätten, herholt, ist durchaus unzulässig; denn erstlich, da der Corridor zunächst um die Orchestra herumläuft, stößt er unmittelbar an das Eckgebäude der Scena, welches vermuthlich für die Schauspieler bestimmt war, an, und zweitens, sind die Periacten in den Theatern zu Taormina und Pompeji verhältnißmäßig bei weitem kleiner. Allein was jenen Gebrauch des Souterrains in der That etwas zweifelhaft macht, ist, daß in andern Theatern diese Behälter immer unter der Scena weglaufen, die Corridore unter den Sitzen aber zur Bequemlichkeit des Volkes dienten. Manche z. B. der Graf Borch, sind der Meinung, dieses Theater habe auch als Naumachie gedient, allein Capodieci widerlegt ihn durch eine sehr vernünftige Bemerkung, daß nemlich im Angesicht zweier Häfen voll Kriegsschiffe und Kauffartheyfahrer es den Syracusanern unmöglich viel Freude machen konnte, ein Paar elende Bote kämpfen zu sehen. Das miserabelste Schifferstechen müßte eine wahre Schlacht gegen dieses Schauspiel gewesen seyn; überhaupt mögen diese Naumachienspiele der Alten vielmehr als eine Art künstlicher Tänze und Manöver einzelner Gruppen auf dem Wasser, keinesweges aber um ihrer Großartigkeit willen merkwürdig gewesen seyn. Denn wenn auch nur das

größte Gebäude dieser Art, das je vorhanden gewesen ist, das römische Colosseum als Naumachie gebraucht worden wäre, welches die neuern Alterthumskundigen läugnen, so könnte doch unmöglich selbst auf dieser Arena ein nur irgend sehenswerthes Kampfspiel aufgeführt worden seyn.

Eine Treppe von sechs und zwanzig Stufen führt von Tycha nach dem Theater herab; Capodieci will sie erst im Jahr achtzehnhundert zehn entdeckt haben. Man sieht noch die viereckigten Löcher in dem Boden der mittlern breiten Präcinktion für die Zeltstange und selbst, nach der Meinung einiger Antiquare, die Spuren von den Ringen für die Stricke, so daß also in Sicilien das Bedecken der Theater früher als in Rom üblich gewesen wäre. Indeß ist einleuchtend, daß nur die obere Hälfte des Theaters bedeckt gewesen seyn konnte, sonst wäre die Aussicht gehemmt gewesen, und am Ende ist die Frage, ob diese Löcher zu jenem Behuf dienten, da sie in der Mitte der Sitzreihen angebracht sind; in Pompeji wenigstens befinden sie sich auf der obersten Reihe. Wir bemerkten sehr deutlich, daß die fünf von Landolina entdeckten unteren beiden Sitzreihen, auf welchen Sessel standen, (auch fehlt ihnen der Raum, die Füße derer aufzunehmen, welche auf der höheren Gradine saßen,) mit Marmor ausgetäfelt waren, welches einige allzugroße Bewunderer dieses Theaters auch von den andern Sitzreihen fälschlich haben behaupten wollen. Die Vomitorien fallen nicht, wie sonst wohl häufig, zwischen einander in den einzelnen Caveen, sondern gehen in gerader Linie durch alle Präcinktionen hindurch. Das Theater hat im Ganzen sechs und sechszig Sitzreihen, auf welchen, was kaum glaublich, vierzig tausend Menschen Platz gehabt haben sollen. Eine große

Präcinktion oder Diazoma läuft rings zwischen den Sitzreihen, so daß sechs und zwanzig Reihen unter ihr, vierzig aber über derselben liegen bleiben. Indeß ist diese große Präcinktion durchaus nicht die einzige, wie Herr Capodieci meint, sondern es gibt außer ihr noch mehrere kleinere. Unbegreiflich aber ist worauf der Herr von Riedesel die Meinung gründete, daß das Theater in drei Theile für die Einwohner von Acradina, Tycha und Neapolis getheilt gewesen sey, als ob die von Ortygia nicht auch Syracusaner gewesen wären, wenn wir auch der Epipolä, welche blos die Kastelle und Basteyen faßte, nicht erwähnen wollen. Zu dem wird diese Meinung, so viel uns bekannt, durch kein Zeugniß eines alten Schriftstellers bestätigt, und eine solche Art zu sitzen wäre dem Alterthum, das die Stände wohl, keinesweges aber die Zünfte und Regionen der Städte, im Theater durch besondere Sitze unterschied, ganz fremd gewesen. Ringsum, unterhalb der funfzehnten Sitzreihe, läuft ein kleiner Kanal, der indessen einmal durch eine Treppe unterbrochen wird; sein Zweck ist ungewiß; sollte er vielleicht Regenwasser ableiten, oder welches der Scena zuführen? Bekanntlich lieset man an diesem Theater, an dem Borde der großen Präcinktion, die merkwürdige Inschrift:

„*ΒΑΣΙΛΙΣΣΑΣ ΦΙΛΙΣΤΙΔΟΣ* *); und weiter hin:
ΒΑΣΙΛΙΣΣΑΣ ΝΗΡΗΙΔΟΣ“

welche letztere Landolina eintausend achthundert und vier entdeckte. Capodieci versicherte in eben diesem Jahre folgende verstümmelte Worte gefunden und lange Zeit geheim

*) Medaillen und Inschriften, nicht aber die Syracusanischen Geschichten, nennen den Namen dieser schönen Königin der Syracusaner.

gehalten zu haben .... *ΑΣΙΑ* .... *No. ΕΣ* ... *X* ..... *O* und da wo die Wassermühle, getrieben durch das Wasser Galermi, dessen Leitung noch zum Theil antik ist, über die Sitze herunter gebaut ist, *ΔΙΟΣ ΟΛΥΜΠΙΟΥ*: „Leider aber habe der nichtswürdige Logoteta davon einigen Wind bekommen, doch nur von dem Worte *ΔΙΟΣ*, das andere sey ihm bis zum letzten Hauche seines Lebens unbekannt, und allein in dem Besitze des Auffinders Capodieci's geblieben.“ Ob die über den Sitzreihen befindliche Grotte, ein den Göttern geheiligter Ort, Tripoden und theatralische Siegeszeichen darin niederzulegen, gewesen sey, oder nicht vielmehr nebst andern, jetzt freilich zerstörten Nischen, zur Bequemlichkeit des Volkes gedient habe, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Die Maße des Herrn Capodieci sind folgende: die Sitzreihen gehen über den Halbkreis hinaus: vier Canne. Diameter: fünf und funfzig und eine halbe Canne. Umfang: sieben und achtzig Canne, ein Palm, acht Zoll (oncie). Die viereckigten Zeltlöcher stehen sechszehn Palm auseinander. Die sechs und zwanzig Gradini unter dem großen Diazoma haben zwei und neunzig Palm, die vierzig über denselben einhundert zwei und dreißig. Die Sitze sind hoch: ein Palm vier Zoll; breit: drei Palm drei Zoll und der Ort die Füße zu stellen hat eine Tiefe von drei Zoll. Die fünf unteren Reihen haben zwar dieselbe Breite, sind aber nur hoch: einen Palm einen Zoll, also um drei Zoll niedriger, als die zum Sitzen ohne Sessel bestimmten übrigen vier und sechszig Sitzreihen *).

---

*) Man vergleiche Logoteta über das Theater von Syracus 1786 und 88, desgleichen foglio volante di Messina 1804.

Gleich hinter dem Theater befindet sich ein halbzirkelförmiger Berg mit einer Grotte voller Gräber, die, ganz so wie die Gräbergasse, zu der man von dem Theater hinaufsteigt, mit der Altaria im Thal von Ispica gleiche Bauart hat. Es scheint fast unmöglich, daß nicht Ein Volk und Eine Zeit diese zahllosen sich so ähnlichen Grotten hervor gebracht habe. Es ist daher sehr zu zweifeln, ob der Arpinate hier, was man gewöhnlich glaubt, den barbarischen Syracusanern das Grab ihres größten Mitbürgers zeigte; höchstwahrscheinlich wurden diese Gräber, als die Neapolis sich bildete, was nach Gelon's Zeit geschahe, schon nicht mehr gebraucht, geschweige denn zur Zeit der Belagerung des Marcellus.

Fünftes Kapitel.

Tycha und Epipolä.

Wenige Städte von ähnlichem Umfange lassen sich, ihrer Lage nach, so deutlich überschauen und darstellen, als eben das alte Syracus. Vom Meere aus erhebt sich landeinwärts eine hochliegende Ebene in Gestalt eines Dreiecks, dessen eine kürzere Seite das hohe Meeresufer der Acradina bildet, die beiden anderen längeren aber fließen, etwa fünf Viertel einer deutschen Meile vom Ufer landeinwärts, zusammen, bei dem ehemaligen äußersten Kastelle der Stadt, dem Euryalus, welcher gegen Westen also die Spitze von Syracus bildete. Nördlich und südlich von diesem großen Dreieck bildet das Meer zwei tiefe Buchten, deren nördlichste der Trogilus, die südliche der große Hafen der

Stadt war. Dieses hochliegende Dreieck, das heut voll Ruinen liegt, faßte ehedem drei Theile der alten Stadt, Acradina am Meere, Tycha mehr landeinwärts, und endlich Epipolá die westliche Spitze mit den Kastellen. Daß Cicero dieser Epipolá nicht als eines Theils der Stadt gedenkt, sondern nur überhaupt vier Theile: Acradina, Tycha, Ortygia und Neapolis erwähnt, darf uns nicht wundern, da aus seiner Erzählung vom Grab des Archimedes im fünften Buch der Tusculanen deutlich genug einzusehen ist, daß selbst Acradina und Tycha stellenweise schon damals ziemlich verödet und kaum noch ordentlich bewohnt waren, wie viel weniger ohne Zweifel aber Epipolá, der entfernteste Theil, der durch Belagerungen und Eroberungen unendlich gelitten, und wohl außer den Mauern und Kastellen wenig Privathäuser in sich gefaßt haben mag; Cicero hätte ihn daher nur sehr uneigentlich für einen Theil Syracusens erklären können, ja wohl mit wenigerem Rechte, als man den Coelius, Palatin und Aventin heute zu Rom rechnet, da diese Hügel doch wenigstens die Stadtmauer umschließt. Die Gränze aber zwischen jenen drei Theilen von Syracus mit irgend einiger Zuverlässigkeit anzugeben, ist heute zu Tage gewiß nicht möglich.

Der vierte Theil der Stadt, die Neapolis, streckte sich längs der südlichen Seite von Tycha und Acradina hin, lag aber wenigstens funfzig bis sechszig Fuß tiefer als jene beiden, in dem Thale, das am südlichen Abhang jenes erhabenen Dreyecks liegt; gegen das Meer zu verflächt sich die Neapolis und stößt mit der Acradina in der Gegend der großen Latomie del Paradiso, oder des

Ohrs des Dionysius, zusammen, denn Cicero berichtet, daß das Theater am Ende der Neapolis gelegen habe.

Die Insel Ortygia, die am südlichsten Ende von Acradina lag, bildete den fünften und ursprünglichsten Theil der Stadt. Sie und das Vorgebirge Plemmyrium schließen den schönsten Hafen der Welt ein, der leider jetzt beinahe gänzlich versandet und höchstens eine Schebecke oder Brigantine zu tragen im Stande ist.

Die Trennungsmauer zwischen Tycha und Neapolis ist eigentlich eine natürliche Felswand, da, wie erinnert, Tycha und der westliche Theil von Acradina bedeutend höher liegen, als die Neapolis; jedoch war, wenigstens der obere Rand dieser Mauer, wie man sehr deutlich sehen kann, mit großen Quaderstücken ausgesetzt, so daß sie also, ganz gleich der südlichen Agrigentinischen Mauer, halb Kunst = halb Natur = Erzeugniß war. Von der südlichen Mauer der Neapolis kann man gleichfalls die zerstreuten Ueberreste auffinden, und ihren Lauf ziemlich genau verfolgen, bis dahin wo sie mit der Epipolä zusammenfließt. Ungeheuer aber sind die Trümmer der nördlichen, von Dionys dem Aeltern innerhalb zwanzig Tagen durch sechszigtausend Arbeiter aufgeführten Mauer, welche Epipolä und Tycha nördlich deckte, schwerlich auch Acradina; denn erstlich träfe alsdann die von den alten Scribenten auf dreißig Stadien angegebene Länge nicht zu, welches etwa viertehalb sicilianische Meilen (deren fünf einer teutschen gleich sind) betrüge, da die Mauer von Euryalus oder dem heutigen Mongibellesi anfing, und folglich, wenn sie sich längs der Acradina bis ans Meer erstreckte, beinahe noch einmal so lang gewesen wäre. Ferner kann man die Trümmer der Mauer nicht wohl über Tycha hinaus ver=

folgen, und es finden sich nördlich von der Acradina durchaus keine Ueberreste einer Mauer; obgleich diese wohl auf eben die unbegreifliche Weise hätten verschwinden können, wie die Ruinen der Acradina überhaupt, von welchen nichts als die Fels = Substruktionen übrig sind, und doch hätte man wohl zehn Städte, wie das heutige Syracus, aus ihnen bauen können. Endlich aber muß Acradina, ein so alter Theil der Stadt, indem er sich unmittelbar nach Ortygia bevölkerte, ohne Zweifel schon früher, als vierhundert Jahr vor Christo, durch eine Mauer beschützt worden seyn.

Neapolis, Tycha und Epipolä waren durch ein unbekanntes Feld getrennt, auf welches sich Marcellus, da ihm der Euryalus noch widerstand, lagerte; auch sahen wir eine große grünbewachsene Strecke in dieser Gegend, auf der keine Spuren von Ruinen anzutreffen waren. Diesen freien Platz kennt Cluver nur sehr unbestimmt, und Mirabella hat ihn in seinen Plan gar nicht aufgenommen.

Die westliche Spitze des alten Syracus zieht sich in einen schmalen Erdrücken zusammen, auf dem drei, in gerader Linie hintereinander liegende, Erhöhungen sichtbar sind; von einer jeden kann man das ganze unermeßliche Ruinenfeld übersehen: wie denn auch die Antiquare den Marcellus auf allen dreien weinen lassen. Die erste Erhöhung ist bei der Latomie del Buffalaro, aus der ohne Zweifel Dionys seine Mauer zum Theil aufführte; sie trug das Kastell Labdalum, zu dem hernachmals diese Steinbrüche gehört haben mögen, wenigstens zeigt die Regelmäßigkeit der Einschnitte in die lebendigen Felsen und die Planmäßigkeit in der Anlage des Ganzen, wodurch sich diese Latomie von allen andern unterscheidet, sehr deutlich,

daß man die Idee hatte, hier ein Fort anzulegen, oder zu vergrößern, wenn auch dieses ungeheuer riesenmäßige Werk nicht ganz das ursprüngliche, jetzt verschwundene Labdalum seyn sollte.

Verfolgt man den Erdrücken weiter, so gelangt man zur zweiten Anhöhe, heute Mongibellesi, offenbar ein arabischer Name. Hier liegen die kolossalsten Trümmer von ganz Syracus, und schon deshalb scheint die Vermuthung derer nicht ungegründet zu seyn, welche diesen Hügel für den berühmten Euryalus halten, Syracusens festestes Kastell, das Marcellus nicht einzunehmen vermochte. Bei diesem Hügel fließet auch die nördliche Mauer des Dionys und die südliche der Neapolis zusammen, und erstrecken sich keinesweges, wie Cluver meint, bis zu dem anderthalb Sicilianische Meilen von hier entfernten dritten Hügel, dem sogenannten Belvedere. In der That macht die wenige Schärfe und Richtigkeit, mit der dieser sonst so große Kenner von den größten und denkwürdigsten Ruinen in ganz Sicilien spricht, die Beschuldigung des Bonanni wahrscheinlich, daß Cluver nämlich, obgleich er zu Fuß ganz Italien durchzog und seine stählernen Füße folglich keines stattlichen Maulthiers bedurften, um die sechs Millien von Syracus bis zu diesen Trümmern zurückzulegen, dennoch keinesweges, so wenig diese classischen Oerter, als überhaupt das Innere der Insel besuchte, sondern, der gewöhnlichen großen Heerstraße der Reisenden folgend, nur den Saum der Insel ringsum bestrich. Er und Don Vincenzio Mirabella und mehrere andere, des etwas seichten Capodieci gar nicht zu gedenken, der seine Behauptung blos durch die Thränen des Marcellus vertheidiget, halten das Belvedere für den Euryalus, den Hügel Mongibellesi

aber geben sie (Cluver indeß nicht) als das in der römischen Belagerungsgeschichte so wichtige Hexapylon an; und es ist sehr zu zweifeln, ob Bonanni ihre Meinung dadurch triftig widerlegt, daß Livius den Euryalus einen Hügel, tumulus nenne, das Belvedere aber ein Berg sey: denn wenn auch das Belvedere allerdings etwas höher ist als Mongibellesi, so kommt doch darauf wenig oder nichts an, und beide sind eigentlich nur unbedeutende Hügel.

Bündiger dagegen schließt man ohne Zweifel aus folgenden Gründen auf das Gegentheil. Nachdem Marcellus durch Verrätherey und Ueberfall das Hexapylon genommen, in Tycha und Neapolis eingedrungen war, bey welcher Gelegenheit er über das gegenwärtige Unglück dieser beiden Städte, und über das bald zukünftige von Acradina weinte, und einen vergeblichen Versuch auf Acradina gemacht hatte: marschirte er zurück von Acradina und belagerte den Euryalus. Wäre nun das entfernte und von den großen Mauern ganz abgesonderte Belvedere der Euryalus gewesen, so sieht man nicht ein, warum ihn Marcellus nicht früher, während der drei Jahre, die er schon vor Syracus lag, angegriffen hätte; das Belvedere hätte sich ferner, so bald das Hexapylum, oder die Epipolä bei Mongibellesi genommen war, von allem abgeschnitten, sogleich ergeben müssen, was der Euryalus nicht that, der sich noch hartnäckig vertheidigte, so lange Tycha und Neapolis nicht eingeäschert und geplündert waren, von welchen aus ein Castell auf Mongibellesi sehr gut unterstützt werden konnte, da eben dieser Hügel mit jenen Theilen der Stadt sehr genau zusammen hängt, keinesweges aber das weit entfernte Belvedere. Außerdem geht aus dem Livius hervor, daß der Euryalus das furchtbarste und festeste Castell von

Syracus und nicht so leicht wie Hexapylon zu erbrechen war, so daß, während es ihm im Rücken drohete, er an keine Unternehmung gegen Acradina denken konnte: nun aber sind die Ruinen auf Mongibellesi bei weiten die ausgedehntesten und riesenhaftesten von ganz Syracus, während auf dem Belvedere, außer einer Cisterne durchaus keine zu sehen sind. Man behauptet freilich, daß aus den Trümmern des Euryalus auf dem Belvedere in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der am Fuß dieses Hügels liegende Ort erbaut sey; dagegen aber streitet die Elendigkeit dieses kleinen Nestes, um dessentwillen man wahrhaftig nicht den ganzen Euryalus blank abzuräumen gebraucht hätte, so daß auch nicht ein Quaderstück übrig geblieben wäre. Ueberdies wissen wir aus dem Bonanni, daß, vor etwa drei bis viertehalbhundert Jahren, auf diesem Hügel moderne Gebäude aufgeführt wurden, und Kalk und herum liegende Ziegeln bestätigen dies, so daß vielleicht auch die erwähnte Cisterne sich erst aus diesen Zeiten herschreibt. Hätte man nun so vortrefliche antike Materialien vom alten Euryalus vorgefunden, so würde man nicht mit unnöthiger Mühe schlechte neue hinaufgeschleppt haben. Ferner lag auf dem Euryalus eine so nahmhafte Besatzung, daß das ganze Römerheer sie nicht im Rücken lassen zu können glaubte, womit die große Ausdehnung der Ruinen auf Mongibellesi gut übereinstimmt; dagegen sieht man nicht ein, wie auf dem Belvedere nur funfzig oder hundert Mann bequem lagern konnten. Nicht wenig verstärkt endlich, wie uns dünkt, diese Gründe ein vortreflich construirter, bequemer, unterirdischer Gang im Hügel von Mongibellesi, der zwei abgesonderte Theile dieses Kastells verband. Obgleich indeß unser antiquarisches Bestreben so

eifrig war, daß wir selbst den Altar in der Kirche zu Belvedere seiner Kerzen beraubten, indem der Ort nicht in Besitz anderweitigen Leuchtmaterials war, und, von drei verschiedenen Eingängen aus, diesen unterirdischen Kanal nach allen Seiten durchkrochen: so war es uns doch unmöglich die, von den meisten Alterthumsforschern erwähnte Wendeltreppe zu entdecken; auch dürfte es durchaus nicht möglich seyn hierin im Galopp zu sprengen, was gleichfalls behauptet wird; wohl aber war es ein sehr bequemer Weg zur Verbindung beider Theile des Kastells, die man noch sehr deutlich von einander unterscheiden kann. Im Belvedere aber befindet sich, wie Bonanni ganz richtig bemerkt, nicht einmal ein Weg für Katzen, geschweige denn ein so herrlich und für die Ewigkeit gebauter, unterirdischer Kanal, der daher die größere Wichtigkeit des Hügels bei Mongibellesi und mithin seine gerechteren Ansprüche auf den Euryalus noch deutlicher beweisst. Auf der Spitze dieser Anhöhe liegt ein viereckiges Gebäude aus enormen Quadern, an dessen nördlichem Ende Substruktionen von Thoren und Thürmen liegen.

Wenn aber dem gemäß das Belvedere gar nicht in die Begränzung der Stadt gehörte und Mongibellesi der Euryalus wäre: so könnte Hexapylon unmöglich ein Kastell gewesen seyn; auch halten es andere für einen bloßen verschlossenen Raum mit sechs Thoren, andere z. B. Cluver für ein einfaches Thor, das nach Tycha geführt hätte, was jedoch aus dem Verlauf der Eroberung von Tycha und Neapolis nicht hervorzugehen scheint.

Nachdem man in der Stille der Nacht, dem am Trogilus-Hafen, also an der Mauer der Acradina gelegenen Thurm Galeagra sich genähert, und hier die niedrige Mauer

erstiegen hatte, schlichen sich eine Menge Römer längs der nördlichen Mauer von Acradina und Tycha bis in die Gegend des Hexapylon hin, ohne daß sie auf diesem langen Wege einigen Widerstand fanden, da alles in Schmaus und Trunk, wegen des Dianenfestes, versenkt war. Hierauf wurde eine Pforte beym Hexapylum gesprengt, den übrigen Römern durch eine Trompete das verabredete Zeichen gegeben, und der Kampf allgemein entflammt, da, wie Livius ausdrücklich sagt, man sich bei der Epipolä einem mit starker Besatzung geschirmten Ort, befand, und die Sache nicht, wie vorhin bei Ersteigung der Mauer, durch List, sondern durch Gewalt entschieden werden mußte. Erst gegen Morgen wurde das Hexapylon selbst erbrochen, und Marcellus der Stadt Meister, indem er mit dem Gewalthaufen seines Heers einrückte. Epicydes, der auf Ortygia befehligte, raffte in Eil alle Truppen zusammen, und hoffte die Wenigen, so etwa eingedrungen seyn könnten, leicht zu vertreiben; da er indeß die ganze Epipolä mit Feinden erfüllt fand, zog er, ohne etwas zu unternehmen, nach Acradina zurück.

Offenbar also war Hexapylon in Epipolä befindlich, und muß, da die Römer nicht eher in die Stadt eindringen konnten bis sie eben dies Hexapylon genommen hatten, der Schlüssel zu dieser von Epipolä aus gewesen seyn; unter der eingenommenen Stadt aber ist Tycha zu verstehen, und die mit ihr zusammenhangende Neapolis, denn obgleich Tycha und Neapolis durch eine Mauer getrennt waren, so muß doch, nach der Einnahme von Tycha und besonders der Epipolä, die Neapolis nicht im Stande gewesen seyn, sich aus eigenen Kräften zu halten. Es versteht sich von selbst, daß die Römer zwar die Mauer

von Acradina in der Gegend des Trogilus-Hafens erstiegen, weil sie dort niedrig war, keinesweges aber die Absicht hatten, diesen Theil der Stadt selbst anzugreifen; sondern, weil sie wußten, daß die Mauer schlecht bewacht war, schlichen sie sich blos auf derselben nach der besser bewachten Epipolä hin, in welche sie so unbemerkt und unmittelbar nicht hätten kommen können, um die Pforte beim Hexapylon von innen zu erbrechen und sich so des Schlüssels von Syracus zu bemeistern. Die Römer rückten natürlich auch außerhalb der Mauer vom Trogilus Hafen her, gegen die Epipolä, sonst hätte sie der Ton einer Tuba, eine teutsche Meile weit, nicht erreichen können; das Zeichen aber wurde, wie Livius (25. 24) sagt, den außerhalb der Mauer befindlichen Römern durch eine Tuba gegeben. Der Ausdruck des Livius „signum ab Hexapylo datum" heißt so viel als: „aus der Nähe in der Gegend des Hexapylon," denn noch hatten es die Römer eigentlich nicht als sie das Zeichen gaben.

Da nun Epipolä mit Ausnahme des Euryalus und Hexapylon genommen war, so drangen die Römer ohne weiteres in Tycha ein; folglich war dieser Theil der Stadt weiter durch keine Befestigungswerke von Epipolä getrennt, auch trift man keine Trümmer heut zu Tage an. Daß aber Hexapylon kein bloßes einfaches Thor in der nördlichen Mauer war, wie manche behaupten, scheint daraus klar zu seyn, daß man, um zu dem Hexapylon zu gelangen, erst die Pforte in der Mauer aufbrechen mußte; wäre das Hexapylon auch nur ein Thor der Mauer gewesen, so würden die Römer, die in ziemlicher Anzahl vorhanden waren, lieber gleich das Hexapylon von innen erbrochen haben, was doch erst gegen Morgen, nach hartem

Kampfe, geschahe; daß sie aber wirklich innerhalb der Mauer die Pforte erbrachen, geht wohl daraus hervor, weil sie ihren Cameraden das Zeichen mit der Tuba von der Mauer herab geben konnten. Da ferner die Römer nach der Eroberung des Hexapylons so festen Fuß in der Stadt gefaßt hatten, daß selbst Epicydes ihnen gar nichts anhaben konnte: so scheint die Meinung des Bonanni, daß „unter dem Hexapylon der ganze Raum der Epipolä von dem ersten kleinen südlichen Hügel, also von Labdalum an, bis zur nördlichen Mauer, in gerader Linie herüber, und nach der andern Seite bis gegen den Euryalus, also Mongibellesi, und die westliche Mauer hin, zu verstehen sey," noch die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben; und diese Wahrscheinlichkeit würde sich zur Gewißheit erheben, wenn Bonanni alles das wirklich so genau, zu seiner Zeit, gesehen hat, wie er es angibt, denn heut zu Tage haben wir freilich nichts von allem entdecken können, außer eine Masse unordentlicher Trümmer. Er versichert nämlich, daß „dieser Platz durch sechs Thore eingeschlossen gewesen, und deshalb das Hexapylon genannt worden sey. Die kleine Thür in der nördlichen Mauer, also vermuthlich dieselbe Pforte, welche die Römer zuerst erbrachen, sey noch heut völlig in ihren Ruinen, von dem großen Thor in der westlichen Mauer, welches nach dem Felde führte, noch die Hälfte zu sehen; zur Seite desselben liege das dritte Thor genannt Porta del Torrione; nahe dabei das vierte, welches in den Hof des Euryalus führte. Gegenüber der kleinen Thüre, in der nördlichen Mauer, liege in der südlichen fünftens auch eine kleine Thür, und im Kastell des zweiten Hügels also des Euryalus sey die sechste befindlich gewesen."

Hinter dem Belvedere zieht sich östlich, nach dem Meere zu, ein ziemlich hoher Bergrücken, den die meisten Antiquare, unter andern Cluver, Fazello und andere, Erimiti, die Landleute blos anonym Monte del Bosco nennen, der eigentliche Erimiti aber, versicherten sie uns, liege noch ein gut Stück hinter dem Monte del Bosco. Nicht ohne Grund hat man in diesem Erimiti oder dem mit ihm verwechselten Monte del Bosco den Thymbris zu finden gehoft, den Theocrit in seiner ersten Idylle mit den Worten erwähnt: „Lebe wohl Arethusa und Ihr Flüsse, die Ihr Euer schönes Wasser vom Thymbris herab ergießt, κατὰ Θύμβριδος. Daß Theocrit sich bei dem Thymbris einen Berg und keinen Fluß gedacht habe, scheint erstens daraus hervorzugehen, daß die griechische Präposition „κατὰ" in solcher Verbindung gewöhnlich durch herab übersetzt werden muß, und zweitens daraus, daß man, außer dem Anapus, keinen Strom auffinden kann, der in der Nähe von Syracus flösse, und auch das Alterthum kennt keinen. Offenbar aber ist der Schauplatz dieser Idylle in der Umgegend von Syracus. Freilich bleibt alsdann noch immer die Schwierigkeit zu lösen übrig, welches die Bäche oder Flüsse waren, die ihr schönes Wasser einst vom Thymbris herabgossen, und wo sie zu suchen. Wenn sich der Dichter, was kaum wahrscheinlich ist, unter ihnen etwas anders als Bergquellen und Waldbäche, die allerdings längst versiegt seyn können, gedacht hat: so wird uns nichts übrig bleiben, als der Vermuthung des Don Vincenzio Mirabella beizutreten, der unter jenen Bächen die Wasserleitungen *) versteht, die von den zunächst an der

*) Freilich, was hatte aber mit ihnen der Hirt zu schaffen?

Stadt gelegenen Anhöhen, also unwidersprechlich von dem Monte del Bosco und Crimiti, Syracusen das schöne Wasser zuführten; diese Anhöhen hätte also der Dichter bei dem Thymbris im Sinne gehabt. Die Bedenklichkeit, welche Mirabella gegen seine eigene Erklärung erhebt, daß diese Canäle sich nicht ins Meer ergossen, ist nichtsbedeutend, da hiervon auch im Theocrit nichts erwähnt wird. Eigentlich kam jedoch vom Monte del Bosco oder Thymbris nur eine Wasserleitung herab, bis an den Anfang von Tycha, dann aber verbreitete sie sich in mehrere Aeste durch Acradina, Tycha und die Neapolis. Man zählt deren gewöhnlich folgende sieben: 1 und 2. della Targia, 3. della Targetta, 4. delle Colombe, 5. del Paradiso, 6. Galermi, 7. Tremila. Die Pracht dieser Wasserleitungen (sie waren in lebendigen Fels gehauen), und die Verlegenheit, in welche die Syracusaner geriethen, als die Athenienser bei der Belagerung ihren Lauf abschnitten, sind bekannt genug. Man sieht auf einigen Plänen von Syracus einen Thymbris längs der südlichen Mauer, vor der Neapolis, nach dem Hafen hinfließen; allein zwischen Syracusanischem Himmel und Erde gibt es keinen solchen Bach, so wenig als einen Alpheus, der dennoch häufig als ein besonderes Flüßchen angeführt wird.

Wenn es übrigens in der ganzen Welt eine bedeutungsvolle Aussicht gibt, so ist es allerdings hier auf den Höhen von Mongibellesi und dem Belvedere. Im stillen Meere liegt das niedrige Thapsus sichelförmig, heute Isola delli Manghisi, eigentlich eine Halbinsel, denn eine schmale Landzunge verbindet es mit dem festen Lande. Fürchterlich wild sind die Trümmer der Kastelle und die ungeheueren Quadern der Mauer des ältern Dionys durchein-

ander gestürzt; unermeßlich ist das Feld des Unterganges und der Verheerung, auf dem sonst Tycha und Acradina blüheten; rechts im Thal grünen in den Mauern der ehemaligen Neapolis die lieblichsten Oelwäldchen und Kornfelder; in dämmernder Ferne trauert auf Ortygia das arme Syracus zwischen seinen beiden Häfen.

Sechstes Kapitel.

Der Anapus und die Cyane.

Unter dem klarsten Himmel fuhren wir über den großen Hafen an den Ausfluß des Anapus, der durch die pestilenzialischen Sümpfe, Syraca sonst, heut Pantano am rechten Ufer, und Lysimelia heut Pantanelli am linken, ins Meer strömt; obgleich es kaum zu begreifen ist, wie diese ungesunde Gegend, in der das Römer und besonders das Carthager Heer so schrecklich litt, gerade der Mittelpunkt der Syracusanischen Lusthäuser und Villen seyn konnte, über deren Pracht, wie uns Plutarch im Timoleon berichtet, die Carthager erstaunten.

Der Hafen *), dessen Umfang dreitausend achthundert und sieben und sechzig sicilianische Canne, oder fünf sicilianische Millien, gleich einer teutschen Meile, beträgt, ist besonders am Rande so seicht, wenigstens in dieser Gegend, daß unsere Schiffer beinahe eine Stunde arbeiten

*) Bonanni meint, es sey nicht wahr, daß der Hafen mit einer Kette verschlossen gewesen wäre, blos einmal, als die Atheniensische Flotte ankam, hätte man ihn mit Syracusanischen Kriegsschiffen gesperrt.

mußten, um den kleinen Kahn in den Anapus herüber zu- ziehen.

Das Wasser des Anapus ist hell und trinkbar. Herr Capodieci versichert, daß er durch neun und zwanzig kleine Quellen und mehrere Bäche genährt würde, unsere Schiffer behaupteten dagegen, er habe auch nicht eine Quelle, sondern würde blos durch Regenwasser versorgt. Der durch die üppigen Kräuter und Stauden verengte Weg wurde durch die häßliche, schwüle Sumpfluft und die drückende Hitze beinahe unausstehlich.

Bald wendet man sich aus dem Anapus in den Bach der Cyane, gewöhnlich la Pisma genannt, der tiefer und bedeutender ist, als der eigentliche Anapus. Gegen die Quelle hin wächst die durch den verstorbenen Landolina so berühmt gewordene Papyrstaude, deren Verarbeitung zu Papier bekannt genug, und unter andern von Herrn Bartels so genau beschrieben worden ist, daß es unnöthig wäre, noch mehreres darüber beibringen zu wollen. Der gemeine Syracusaner nennt die Staude, wegen ihrer mit herabhängenden, fadenartigen Haaren umgebenen Krone „La Perucca." Sie wuchert hier unglaublich, und zehn bis zwölf Fuß hohe Pflanzen waren sehr häufig, ja wir rissen einige so außerordentlich lange aus, daß sie beinahe die Decke unseres hohen Saales erreichten, als wir sie im Quartiere aufstellten. Nach Aussage unserer Schiffer, ißt man noch heut einen Theil dieser Pflanze, und sie soll eine trunkenmachende Kraft haben, die ärger als der Wein betäubt; was also genau mit den Nachrichten der Alten übereinstimmt. Unsere ehrlichen Schiffer bedienten uns mit dem größten Eifer, und luden uns den halben Kahn voll Papyrusstauden, die sie mit der größten Bereitwillig-

keit ausrissen, weil sie durch diese Staude am Fischen gehindert werden; hätte sie daher Landolina nicht in Schutz genommen, so würde sie längst durch die Fischer gänzlich vertilgt seyn; den Fremden ist erlaubt sich ihrer nach Belieben zu bedienen.

Das Becken der dunkelblauen Cyane ist ringsum von grünenden Wiesen, und lieblichen Myrtengesträuchen eingefaßt, die muntersten und klügsten Fischchen von der Welt, denn beinahe niemals sollen sie sich durch Köder verführen, oder durch Netze fangen lassen, — spielen zu Hunderten in ihren Wassern, die bis auf den dreißig Fuß tiefen Grund krystallhell sind; nirgends stört ein Laut die stille Einsamkeit, der dieses anmuthige Plätzchen geheiliget zu seyn scheint. Leider ist nun der Tempel der Cyane, des Anapus geliebter Nymphe, bis auf die letzten Spuren vertilgt; wahrscheinlich mag er in dem trügerischen Moorgrunde, der jetzt die Pisma auf allen Seiten umgibt, versunken seyn. Ueberhaupt muß der Boden in dieser Gegend sonst eine ganz andere, festere Beschaffenheit gehabt haben, wenn, wie Diodor im fünften Buche berichtet, die Syracusaner hier jährlich eine Panegyris halten wollten; heut läuft man Gefahr überall in der Umgegend der Cyane vom Erdreich verschlungen zu werden, was dem weidenden Vieh der Syracuser ziemlich häufig begegnen soll.

Auf dem Rückwege besuchten wir die Stätte, wo der Jupiterstempel einst stand, an den die noch stehende riesenhafte Säule kräftig erinnert. Von dem hier nahe gelegenen Kastell Polichna sind keine Spuren mehr vorhanden, so wenig als von den beiden andern, welche den großen Hafen beschirmten: dem Kastell Dascon an der Marina di Milocca, und Plemmyrium auf dem Vorge-

birge, der Insel Ortygia gegenüber, heut il Mondio genannt. Düstere Stille und wehmuthsvolles Schweigen, nur zuweilen vom fernen Brausen dumpfer Meereswellen unterbrochen, hat sich auf diese ewig denkwürdigen Fluren gelagert.

Bei der Rückkehr von dieser herrlichen Fahrt empfing uns die fröhlichste Nachricht, die wir damals überhaupt nur vernehmen konnten. Mit bekümmerten Herzen waren wir oftmals unter den Ruinen von Syracus umhergewandert, da wir entweder von den Kriegesumständen in Italien gar nichts wußten, oder doch nur meist üble Nachrichten hörten; so daß wir oft daran verzweifeln mußten, jemals Neapel zu sehen, was uns mit dem größten Kummer erfüllte, da wir überhaupt nicht recht einsahen, unter welcher Flagge wir die Insel sicher verlassen könnten. Nun war vor einigen Tagen der Duca di Monteleone, ein Kalabresischer Vasall und Anhänger Ferdinands, in unserm Gasthofe mit einem großen Gefolge von Campieri, Soldaten und Bedienten angelangt; dieser erhielt durch einen Eilboten die für uns unermeßlich wichtige Nachricht: daß Murat nicht allein vernichtet, sondern auch Neapel schon in den Händen der Oesterreicher sey. Wir frohlockten mit unbeschreiblichem Jubel und in Strömen floß der köstliche Syracusaner aufs Wohl der tapfern Heere, der seeherrschenden Flagge der Britten, unserer entfernten Lieben und Freunde und der Arethusa. Bald darauf lief ein Schiff von Neapel im Syracusanischen Hafen ein, und bestätigte durchaus was wir schon wußten.

Siebentes Kapitel.

Privatbäder — Abschied von Syracus.

Syracus ist besonders reich an einer Menge von antiken Privatbädern, sie sind aber weder besonders prächtig, noch im Geringsten lehrreich, weshalb man keineswegs nöthig hat, in allen umher zu kriechen. Sie sind durchaus alle unterirdisch und schlechte, kellerartige Höhlen, z. B. das Bad im Garten della Falcona, welches Herr Capodieci erst im Jahr achtzehnhundert und vier gefunden haben will, ein enges, düsteres Gewölbe, dessen Mauern mit musivischer Arbeit verziert seyn sollen, die wir jedoch nicht haben entdecken können. Es liegt ganz nahe am Theater.

Ein anderes Privatbad auf Ortygia, im Hause des Herrn Bianchi, wurde im Jahre achtzehnhundert und sechs gefunden. Es ist sehr tief unter der Oberfläche der Erde, und hat ein durch freistehende Pilaster unterstütztes fast kreuzähnliches Gewölbe; an den Ecken befinden sich Sitze, vielleicht für die sich salbenden, und in der Mitte ist ein Haken angebracht, wahrscheinlich zum Aufhängen der Lampe. Dieses große Gemach diente blos dazu, sich zu frottiren und zu salben, nachdem man sich in dem anstoßenden Behältniß gebadet hatte; denn dort findet man keine Anstalt zum eigentlichen Baden. Durch eine schlechte niedrige Thür tritt man aus diesem großen Gemach in jenen dumpfigen kleinen Kerker, worin sich ein niedriges Bassin zum Baden befindet. Alle diese Gemächer scheinen eher die schrecklichsten Gefängnisse als Anstalten zum Erfrischen und Erheitern gewesen zu seyn.

Ein sehr weitläuftiges und, nach den breiten Resten

der Wendeltreppe zu schließen, einst im größeren Styl angelegtes Bad sieht man unter der Kirche San Filippo; heut aber ist es ein eben so verworrenes und heilloses Nest, wie alle übrigen. Ein vom Krebs scheußlich angefressener Kerl führte uns in diesen Schlund hinunter; wir krochen eine Zeitlang, zuweilen auf dem Bauche, darin umher, ohne daß wir, wie wir das Tageslicht erblickten, bedeutend klüger gewesen wären, als da wir uns hinein begaben. Einige witzelnde Primaner des Syracusanischen Gymnasiums begleiteten uns, mehr aus Neugierde, als antiquarischem Eifer. Man sieht eigentlich nichts als eine Wendeltreppe, die zu einem wohl erhaltenen Brunnen führt; indeß haben wir allerdings nicht alle Theile dieses Dachsbaues gesehen.

Leider brachten wir einen ganzen Vormittag, und zwar den letzten, den wir in Syracus zu verleben hatten, in diesen nichtswürdigen Grüften ziemlich verdrießlich zu; um so zauberischer war für uns der letzte Abend, ehe wir von der Arethusa schieden. Nachdem die Glut der Sonne sich abgekühlt hatte, stiegen wir noch einmal auf die Sitzreihen des großen Theaters, von welchen herab ein wunderbarer und bedeutungsreicher Anblick sich darbietet. Die Sonne stand in Westen gegen den Euryalus hin, und erhellte mit dem Purpurlichte ihres Unterganges die außerordentliche Gegend aufs prächtigste; gleich zur Linken die drohenden Felsenwände der Latomieen des Dionysius mit lieblichem Grün durchzogen; in ihrer Mitte der romantische, thurmähnliche Wachtstein, unmittelbar vor dem Theater nach Ortygia hin die schwellende Thalebene, welche sonst ein Theil der Neapolis, jetzt ein duftender Hain von blühenden Granat-, Feigen- und Mandelbäumen erfüllte;

ein Chor musicalischer Nachtigallen übte in diesem grünen Saale traurige Melodien; weiterhin das unglückliche Syracus auf der kleinen Ortygia zwischen zwei Häfen darbend; gegen die Insel drängte sich das Vorgebirge Plemmyrium durch die Fluthen, um das prächtige Becken des großen Hafens einzuschließen; unfern demselben die zerbrochene Säule des Jupitertempels; ein blauer Bergrücken in Wellenlinien und das rastlos wühlende Meer umschlingt das Ganze; doch wer wollte den blitzenden Stralenglanz, vereinigt mit der schwellenden Sanftheit verschmolzener blau und rother Farbentöne beschreiben, womit die unwiderstehliche Gewalt der Sicilianischen Abendsonne und der feine Aether des überall in Gold und Blau widerstralenden südlichen Himmels die ganze Gegend erleuchtet. Zum letztenmal floß duftreicher Syracusaner zur ewigen Erinnerung an die Quelle der Arethusa, bei der wir zwölf unvergeßliche Tage verlebt hatten, und hierauf zogen wir fröhlich dem Aetna entgegen, rufend wie der Theocriteische Hirt:

— — Wohl leb' Arethusa!
Wohl, ihr Bäche, vom Thymbris die lieblichen Wasser ergießend!

Achtes Kapitel.

Reise nach Katanien.

Unter der Begleitung unseres Wirthes, und, wie gewöhnlich, einer großen Menge Zuschauer verließen wir die Stadt und stiegen auf die steinigte Ebene der Acradina hinauf. Bald fand sich ein kleines, neugieriges Domini-

canerpfäfflein zu uns, das auf seinem Eselchen ein Paar Stunden, so lange wir durch die Trümmer von Syracus zogen, neben uns hertrabte, und uns durch seine komischen Aeußerungen ziemlich belustigte.

Man übersieht auf diesem Wege die erhöhete dreieckige Lage der Acradina, Tycha und Eipipolä sehr gut, so wie die aus ungeheuern Quadern von Dionys zusammen gefügte nördliche Mauer wie sie sich nach Mongibellesi hinzieht. Diese nördliche Seite von Syracus ist eben so bedeutend über dem Meere erhaben, als die südliche über der Neapolis. Am steilsten ist der Abhang in der Gegend der Epipolä, bei der sogenannten Scala Greca, einem engen Pfade am Meere, und in dieser Gegend soll der Thurm Galeagra, den die Römer im Dunkel der Nacht erstiegen, gelegen haben.

Hierauf gelangten wir in die sogenannte Ebene der Spitzsäule, Piano della Guglia. In derselben ist nämlich das räthselhafte Monument errichtet, welches einige, ohne allen Grund, für eine Tropäe des Marcellus halten. Es besteht aus einer ziemlich hohen, viereckigen, aus Quadern ohne Mörtel zusammen gesetzten Basis, mit einem runden Aufsatz, auf dem wiederum eine Säule stand, die ein Erdbeben, den zehnten August funfzehnhundert zwei und vierzig, einstürzte. Niemand kennt weder den Stifter noch den eigentlichen Endzweck dieses Denkmals. Wir kletterten an ihm hinauf um die Gegend zu überschauen, die beinahe bis Catanien hin die ödeste Steinwüste und Steppe war, die wir noch auf der Insel durchzogen hatten.

Obgleich die Hitze schon am Morgen über zwanzig Grad stieg, so fiel uns dennoch das Marschiren eben nicht beschwerlich, troz dem daß der Weg durch die Einöde

traurig und langweilig war; und es scheint überhaupt, daß sich die Hitze des Südens besser ertragen läßt als die des Nordens. Endlich näherten wir uns bei Fondaco di Legname, einigen elenden Hütten sammt Stallung, dem Meere, welches diesen heißen Tag über wie brennender Smaragd auf das schönste gefärbt aussahe, und von einem Wald-Hügel herab nahm sich die Gegend höchst anmuthig und lieblich aus. Wir rasteten hier in Fondaco di Legname eine Stunde, ohne uns jedoch besonders erquicken zu können. Die Hitze war gegen Mittagszeit ziemlich brennend, die Getränke, da kein Eis zu haben war, alle lauwarm; der Wein brak und abscheulich; die Kost, die man uns bereitete, bestehend in einigen gallert- und leimartigen, halbaasigen Seefischen, kaum genießbar, so daß wir alle von Schweiß triefend, mit lechzendem Gaumen, über diese nichtswürdigen Labsale ziemlich verdrießlich waren. Indeß zierte diese schlechte Kneipe eine schöne blonde, siebzehnjährige Mutter, mit einem niedlichen Jungen.

Wir machten uns, auf das schöne Catanien hoffend, eilig auf den Weg. Trotz der fast verzehrenden Hitze, die, nachdem wir eine blumige Wiese vergnügt durchzogen hatten, und uns wiederum dem Meere näherten, in einer Sandwüste, in deren beweglichen Dünen wir bei jedem Schritt mehr rückwärts glitten als vorwärts kamen, beinahe unerträglich wurde. Eine sogenannte Fiumara oder Wildbach ergießt sich hier ins Meer, und da über ihn, so wie allgemein in Sicilien, keine Brücke gebaut, sein Bett aber tief und unsicher ist: so führt die große Landstraße, um seine Mündung herum lenkend, durch die Wellen des Meeres. Am Ufer steht eine Hütte, in welcher sich zwei bis drei Piloten aufhalten, deren einziges Geschäft es ist,

die Maulthiere der Reisenden durch die Wellen zu leiten, oder wenn jene etwa vor dem Schäumen und Brausen derselben scheu werden sollten, diese auf dem Rücken hindurch zu tragen; was vielleicht eine feine, teutsche Dame in Verlegenheit bringen könnte, falls sie genöthiget wäre, auf solch einem zweibeinigen Saumroß, das nicht mehr Bekleidung an sich trägt, als ein vierbeiniges, durch das Meer zu reiten; die Sicilianerinnen müssen es doch aber so genau nicht nehmen, da hier einmal die Heerstraße geht.

Wenige Millien weiter hin gegen Catanien zu fließt eines der bedeutenderen Wasser Siciliens ins Meer, die Giarretta, sonst Simäthus genannt; man passirt sie auf einer ziemlich bequemen Fähre; sie strömt vom Hybla herab, der ehedem, mit Ausnahme des Hymettus in Attica, den berühmtesten Honig des Alterthums erzeugte. Wir haben denselben auch gekostet, zugleich aber gefunden, daß er seinen Ruhm überlebt hat.

Von hier an beginnt die berühmte, fruchtbare Ebene von Catanien, Chiana (verdorbenes Sicilianisch für Piano) di Catania, die sich am Fuße des Aetna ausbreitet, und die Steppe, durch welche wir seit Syracus wohl an dreißig Sicilianische oder sechs teutsche Meilen fortwährend zogen, verwandelte sich nun in üppige Matten und Getreidefelder. Schon im Alterthum war dieser Strich, besonders in der Nähe von Leontini, heut Lentini, welches um schlechter Luft und bedeutenden Umweges willen man uns in Syracus zu meiden rieth, eigentlich die goldene Aue Siciliens. Schön ist jedoch diese Gegend weit weniger als z. B. die Syracusanische, und selbst der Mongibello verleiht ihr keinen so außerordentlichen Reiz, da er einen

ungeheuer breiten Fuß, und keine kühne Bauart zeigt; alles aber ändert sich, so bald man mit Catanien das Meer erreicht hat, das jede Gegend sogleich lebendig macht.

Der lieblichste Abendhimmel mit violett und apfelgrünen Lichtstreifen ruhete über Catanien und dem Meere, als wir in diese große, freundliche Stadt einzogen; nur der Aetna verhing sein Haupt mit düsteren Wolken. Thor, Pflaster und die ganze Straße erinnern jeden Reisenden sogleich beim Eintritt an den schrecklichen Kampf, den Catanien seit Jahrhunderten mit seinem wilden Nachbar führt und, wie die Schönheit, die Fülle und der Reichthum der Stadt zeigt, immer siegreich beendiget hat: alles ist aus Lava erbaut, und der Vulkan hat sich gefallen lassen müssen, die Stadt, die er verderben wollte, schöner und fester zu begründen. Außerordentlich ist der erfreuliche Eindruck, den dieser Ort, gleich in den ersten Momenten, in dem Fremdling hervorbringt, durch den schroffen Gegensatz, den die Reinlichkeit, der Ueberfluß, die Lustigkeit und Regsamkeit desselben mit der Unfläthercy, Dürftigkeit, Trauer und Oede beinahe aller Sicilianischen Städte macht, blos Messina und Palermo ausgenommen, beide aber übertrift Catanien an Freundlichkeit und Nettigkeit bei weitem und seine achtzigtausend Einwohner regen sich sehr lebendig. Ein gefälliger Wirth nahm uns in Empfang, und da sein Gasthof schon voll war, hatten wir das Vergnügen in seinem Privathause bei der Familie zu wohnen, die aus fünf bis sechs hübschen Töchtern bestand, unter denen wir wieder, zu unserm Erstaunen, ein Paar schöne Blonde fanden, sonst eine Seltenheit in diesem warmen Clima. Aetherisches Erdbeereis erquickte uns von Grund aus, so daß wir noch denselben Abend trotz der langen, sauern Tagreise

von Syracus her im fröhlichen Gewühle dieser reizenden Stadt einher liefen, und bald so heimisch wurden, als ob wir mehr Monate wie Stunden in Catanien verlebt hätten.

Neuntes Kapitel.

Alterthümer in Catanien.

Catanien ist reich an Alterthümern; es besitzt ein ungeheures Amphitheater, ein Theater, ein Odeum und weitläuftige warme und kalte Bäder. Daher würde die Stadt ohne Zweifel auch in dieser Hinsicht eine der merkwürdigsten in Sicilien seyn, wenn nicht theils Lavaergießungen diese Herrlichkeiten in eherne Gräber gestürzt, theils neue Gebäude sich ihrer so sehr bemächtiget hätten, daß es beinahe unmöglich seyn dürfte, die alte Form und Einrichtung deutlich zu erkennen.

Mit einem hinkenden Cicerone, Don Antonio dem Dritten (denn sowohl in Girgenti als Syracus hatten Don Antonio's unsere alterthumsforschenden Schritte geleitet) besahen wir zuerst das Theater. Es ist so sehr mit neuen, und noch dazu schlechten, Häusern verbaut, daß, da außer einem Theil der schönen, breiten Sitze, und einigen Gängen, nichts zu sehen ist, man eben nicht die klarste Idee von einem alten Theater mit nach Hause bringt. Der große Schutzpatron aller Sicilianischen, besonders aber Catanesischen Alterthümer Prinz Biscari, Großvater des jetzt lebenden, ziemlich unthätigen Enkels, hat auf eigene Kosten beinah die Hälfte dieses schönen Theaters aufgraben lassen; jetzt denkt niemand weiter daran, auch möchte

es um der darauf stehenden vielen neuen Gebäude willen fast unmöglich seyn, es vollends ans Tageslicht zu bringen. Es hatte im Umfange etwa sechshundert Palmen, also eine sehr bedeutende Größe, indem das Syracusanische, welches freilich das größte in damaliger Zeit, vielleicht nicht allein in Sicilien, sondern auch in ganz Italien war, den Umfang des Catanesischen nur um sieben und neunzig Palmen übertrifft. Es muß sechs Vomitorien gehabt haben und soll von Griechen erbaut seyn; indeß ist es wenigstens von den Römern restaurirt worden. Noch ist, ganz nach Art des Pompejanischen tragischen Theaters, die obere Gallerie, bestehend in arkadenförmigen Sitzen oder eigentlich Logen, für die Weiber und übrigen stehenden Zuschauer bestimmt, zu sehen. Das Material ist durchaus Lava.

Unmittelbar neben dem Theater liegt das Odeum und vielleicht verdient diese Lage einige Aufmerksamkeit, da ganz eben so das Pompejanische Odeum, welches auch zuweilen das komische Theater genannt wird, hart an dem tragischen liegt. Denn, daß um dieser Lage willen etwa hier oder dort diese Gebäude Odeen genannt worden wären, ist nicht glaublich, da das Catanesische immer frey über der Erde lag und bekannt war; es müßte denn seinen Namen erst mit Ausgrabung des übrigens schon längst gekannten Theaters erhalten haben. Das Pompejanische dagegen, welches bekanntlich vor nicht gar langen Jahren ausgegraben wurde, ward in einer alten Inschrift schon im Voraus als Odeum angekündiget. Es wäre höchst wichtig, eine genaue Vergleichung beider Odeen anzustellen, allein das Catanesische ist leider durch Hütten und Baraken so gänzlich eingenommen, daß man, außer der run-

den äußern Form, die der eines Theaters überhaupt, besonders des Marcellischen in Rom auf ein Haar auch noch darin gleicht, daß es der Zufluchtsort alles Lumpengesindels geworden ist, eben nichts Eigenthümliches weiter bemerken kann; um so weniger dürfen wir es wagen, den ungewissen und mannigfaltigen Gebrauch der Odeen etwas näher bestimmen zu wollen.

Das Amphitheater ist von römischer Bauart und, theils nach dem ausgegrabenen Stücke desselben, theils nach einer sehr guten Zeichnung davon, die man in Catanien hat, zu schließen, muß es, wenigstens was den Umfang anbelangt, größer als irgend ein Gebäude dieser Art in der Welt gewesen seyn; denn das Colosseum in Rom hat nicht viel über zweitausend fünfhundert, dieses aber über dreitausend vierhundert Palmen im Umfang, übertrifft jenes also um neunhundert Palmen. Es liegt indeß auch von diesem außerordentlichen Gebäude nichts, als ein noch halb mit Erde ausgefüllter Corridor zu Tage, der unter den Sitzreihen hinläuft, aus dessen Krümmung man jedoch sehr leicht den ganzen Umfang berechnen konnte. Man sieht sehr deutlich einen freigemachten Thierbehälter, deren dreihundert im Umkreis des Amphitheaters gewesen seyn sollen. Es ist ein fest verwölbtes Gemach, in welches eine Rinne herableitet, durch die man den Bestien ihren Fraß zukommen ließ. Neben an liegt noch ein kleines Gewölbe, vielleicht zur Lagerstätte oder nöthigen Aussperrung des Thieres, falls zum Beispiel an dem einen Gemach etwas gebaut werden sollte, bestimmt. Das Material ist wiederum Lava. Da jedoch dies ungeheure Amphitheater theils ganz mit Lava bedeckt, theils mit neuen Gebäuden belastet ist, so kriecht man auch hier wie in

in Bergwerksstrecken herum, ohne eine anschauliche Idee von dem Ganzen zu gewinnen.

Um so lehrreicher sind die Ueberreste alter Thermen die man unter einer Kirche gefunden hat, und die mit den kalten Bädern unter dem Dom der heiligen Agatha zusammen hängen sollen. Sie sind freilich nicht in dem ungeheuern Style der öffentlichen römischen Thermen und überhaupt etwas anders als diese angelegt, sondern scheinen, im Vergleich mit ihnen, mehr als eine Privatanstalt betrachtet werden zu müssen; dagegen sind sie, ganz wie jene, in einem unterirdischen Geschoß angelegt, von parallelen Gängen, die sich rechtwinklicht kreuzen, durchschnitten; in denselben liegen die Badestuben neben einander wie in den römischen Thermen; derselbe Mangel, wie dort, an Füllungscanälen und lichtbringenden Oeffnungen. Das obere Geschoß der Thermen, welches die Römer zu Erholungen aller Art benutzten, muß natürlich hier in Catanien, das so schrecklich durch Lavaströme gelitten, sich selbst ganz neu, und insbesondere über diese Thermen und die damit wahrscheinlich zusammenhängenden Balnea oder kalten Bäder zwei Kirchen, einen Marktplatz und mehrere Gassen erbaut hat, bis auf die letzte Spur verschwunden seyn und zwar um so eher, da diese Catanesischen Thermen nicht aus so dauerhaftem Material, wie die römischen, sondern nur aus Ziegeln bereitet und offenbar viel älter als jene zu Rom sind. Wäre ihr Zusammenhang mit den Bädern unter dem Dom der heiligen Agatha erwiesen, so hätte diese Anstalt eine Ausdehnung von mehreren hundert ja tausend Schritten und also für die Stadt eine verhältnißmäßige Größe gehabt, wenn sie auch die der römischen Thermen bei weitem nicht erreichte, welche über-

mäßigen Kolossen sich wohl nur in dieser Stadt allein durch den ausschweifenden Sinn der späteren Kaiser und die beispiellose Ueppigkeit und Prachtliebe der Römer selbst, erheben konnten. Nirgends sieht man so deutlich wie hier die Einrichtung eines antiken Caldarium's oder Tepidarium's d. h. der Gemächer, worin das Wasser warm gemacht und lau gebadet wurde. In einem sehr großen Saale sieht man eine Reihe Oefen, das Wasser in Kesseln zu heizen, und Rinnen, die es denselben zuführten. Die Oefen selbst haben folgende Einrichtung: der eherne Kessel ruhete in einer viereckigten Vertiefung, auf vier kleinen, etwa zwei Fuß hohen; fast nach Art einer Schraube mit parallelen Hohlkehlen genabten Säulchen. Etwas höher als diese kleinen Säulen sind rings um den Kessel, in der umschließenden Wand der Vertiefung oder des Ofens, kleine viereckigte Löcher angebracht, damit theils der Rauch heraus ziehe, theils das Feuer Zugluft haben möchte. Zwischen den vier kleinen Säulen wurde das Feuer angemacht. Man hat eine große Anzahl solcher Kesselträger gefunden und der Prinz Biscari hat sein Museum sehr reichlich damit ausgestattet. In diesem Caldarium ist auch eine Anstalt für ein Dampfbad zu sehn. Zwischen zwei solchen Oefen nehmlich ist ein ziemlich bequemer Sitz angebracht und von allen Seiten mit Dampfleitenden Röhren umgeben. Endlich sieht man außer dem Caldarium noch ein schönes Badezimmer mit vier Nischen.

Zehntes Kapitel.

Kunstsammlungen und Museen in Catanien.

Durch die Güte des vortrefflichen Baron Pedagaggi, an den wir von Palermo aus empfohlen waren, sahen wir in der angenehmen und lehrreichen Gesellschaft des Herrn Professor Zara und Baron Gioëni die wichtigsten Sammlungen der Stadt. Die Universität hatte ihre Geschäfte wegen des hohen Thermometerstandes längst eingestellt, und das, was uns der eben genannte Professor der Mathematik Zara von ihr mittheilte, war eben nicht geeignet, uns eine vortheilhafte Idee von einer Anstalt beizubringen, die höchstens vier bis fünf Monate im Jahre thätig ist.

Das naturhistorische Kabinet des Herrn Baron Gioëni ist eines der wohlgeordnetsten und lehrreichsten, deren wir uns erinnern. Es ist besonders reich an Sicilianischen Natur-, vorzüglich Mineralprodukten, oder beschränkt sich eigentlich nur auf diese, mit Ausnahme der vulkanischen Erzeugnisse der Liparischen Inseln und des Vesuv's. Besonders merkwürdig schien uns eine Lavatafel von so außerordentlicher Härte, daß sie eine Politur, weit glänzender als Marmor, angenommen hatte. Einige glauben, daß die eigentliche Lava eine unnütze, durchaus, wie Bimsstein, poröse und aller Politur gänzlich unfähige Erdschlacke, die gewöhnlichen polirten Lavaarbeiten aber, z. B. Dosen und dergleichen, nicht eigentlich aus vulkanischen Produkten, sondern aus Urfossilien der Vulcane bereitet seyn, die allerdings oftmals durch die Heftigkeit des Ausbruchs mit aus dem Bauch des Berges heraufgeschleudert werden, ohne die Wirkung des Feuers erfahren zu haben. Allein wir haben hier in den Museen des Baron Gioëni und

Prinzen Biscari eine Unzahl Lavaarten von der entschiedensten Härte bis zu schwammigter Porosität gesehen, je nachdem sie das vulcanische Feuer mehr oder weniger bearbeitet hatte. Der Lavablock, auf dem die Bildsäule des Prinzen am Eingange in sein Museum steht, gibt dem dichtesten Marmor nichts nach. Den deutlichsten Beweis aber, daß diese Dichtigkeit der Lava selbst neben der heftigsten Wirkung des Feuers bestehen kann, liefert das Amphitheater zu Catanien. Ein Lavaguß hat es überschüttet, ist in alle Oefnungen und Fenster eingedrungen, und obgleich dieses Mineral also völlig flüssig war, so ist es doch so dicht und hart wie Granit; desgleichen ist der ungeheure Lavaguß, der Herculanium bedeckt und auf dem heut Resina und Portici erbaut sind, nichts weniger als schlackenartig, sondern dicht und fest wie Erz. Untersucht man die grossen Lavafelder der Vulcane genauer, so findet man, daß freilich allemal ihre Oberfläche sehr verschlackt und porös, das Innere aber dicht und kernig ist; indem nämlich der Lavastrom nicht sowohl fließt, als sich eigentlich rollt oder wälzt, bringt er eine Menge geschmolzenes und verschlacktes Erdreich, Steine und was sonst die Oberfläche der Erde bedeckt, mit sich empor; im Innern bleibt der Fluß dicht. Dies erzählte uns wenigstens der geistreiche und unermüdete Beobachter des Aetna, Don Mario Gemmellaro, Intendant von Nicolosi, den wir auf der Aetnareise näher kennen lernten.

Das Museum des Prinzen Biscari, von dem wir, ehe wir es sahen, eine sehr hohe Meinung hatten, befriedigte unsere Erwartung durchaus nicht. Es mag allerdings das zahlreichste Antikenkabinett in ganz Sicilien seyn, an innerem Werth aber ist es so unbedeutend wie alle

Kunstsammlungen der Insel, und wie man es mit den bessern Italienischen auch nur von fern vergleichen kann, ist uns völlig unbegreiflich; in Rom wenigstens sieht man in den Gärten und Höfen der Paläste oft weit bessere Antiken. Den außerordentlich schön und vortrefflich gearbeiteten Jupiterstorso, einige ganz besonders herrliche Säulenstücke nebst Gebälke ausgenommen, erinnern wir uns nichts gesehn zu haben, das nach den Herrlichkeiten Italiens und besonders Roms erwähnt zu werden verdiente. Wir glaubten anfänglich, dies berühmte Museum müsse wohl aufs schnödeste beraubt, oder durch Verkauf seiner schönsten Zierden verlustig worden seyn, man wußte aber von dem allen nichts. In der griechischen Vasensammlung befanden sich einige Gefäße von den schönsten Formen, die man sich nur vorstellen kann, allein die Zeichnung der Figuren war, wie beinah auf allen solchen Vasen, seltsam und fratzenhaft, wenn auch sicher und dreist. Wir müssen überhaupt aufrichtig bekennen, und wenn wir auch von Kennern getadelt werden sollten, daß unter der zahllosen Menge solcher Vasen, die wir theils in Sicilien theils in Italien gesehen haben, uns nur wenige um ihrer Zeichnung willen gefielen, und es ist unbegreiflich, warum zu solchen Umrissen, wie einige behaupten, eine Rafaelische Zeichnerhand gehören soll. Die Formen der Gefäße sind beinah immer vollkommen schön und so unbeschreiblich mannigfaltig, daß man auch hierin den hohen Sinn der Griechen über alle Maßen bewundern muß.

In dem reichen Benediktinerkloster von San Niccolo, dessen Mauern im Jahre eintausend sechshundert und neun und sechszig, sich dem Lavastrom entgegen dämmend, Catanien vom Verderben erretteten, ist gleichfalls ein sehr

schlechtes Kabinett naturhistorischen und vermischten Inhalts zu sehn; desto mehr entzückte uns der wundervolle Ton der kraftvollen und durch ganz Sicilien mit Recht berühmten Orgel in der weiten, hohen und hellen Kirche, einer der erhabensten, die wir auf der Insel überhaupt gesehen haben. Auch das Klostergebäude setzt sowohl durch seine enorme Weitläuftigkeit in Erstaunen, wenn es gleich nur halb vollendet ist, als auch besonders durch eine prächtige Treppe vom feinsten Bildmarmor, wie man in Sicilien und vielleicht überhaupt außerhalb Rom sonst keinen antrift. Die Mönche selbst sind Edelleute aus den vornehmsten Sicilianischen Häusern, sonst gute Jungen, sehr reich, höflich, jovial, fluchen dreist und knieen blos „per la soddisfazione del superiore;“ hinter jedem steht ein tiefgebückter Diener. Zwei dieser jungen, flotten Burschen führten uns aufs gefälligste überall herum und suchten uns auf alle Weise von ihrer Toleranz und Aufgeklärtheit zu überzeugen.

Sicilien ist wahrlich keineswegs das Land der Museen und Kunstsammlungen; man würde nicht viel verlieren, wenn man auch keine einzige sähe, als die Münzsammlung des Baron Astuto in Noto.

Eilftes Kapitel.

Aufenthalt in Catanien. — Fahrt nach den Cyclopeninseln.

Die fünf Tage unsers Aufenthalts in Catanien gehören mit zu den fröhlichsten, die wir jemals in italienischen Städten erlebt zu haben uns erinnern. Die Heiter-

keit und Lebendigkeit dieses wohlhabenden Ortes, verbunden mit der Liebenswürdigkeit und bekannten Bravheit seiner Einwohner, ziehen mit Recht jeden Fremden außerordentlich an und wir gedenken keines Ortes, wo wir in so kurzer Zeit so viel Freundlichkeit und Güte genossen hätten.

Die Straßen sind fast alle ohne Ausnahme schnurgerade, breit und sehr ansehnlich gebaut, überall hell und reinlich und fast zu allen Seiten schaut entweder das grüne Meer oder der rauchende Aetna herein.

Bald nach unserer Ankunft begaben wir uns einstmals durch die schöne, ungeheuer lange Straße della Colonna hin ans Meer, wo ein seltsamer, nie gesehener Anblick uns erwartete. Die Stadt war längs der Seeseite von Lavaklippen, durch die auch der sonst schlechte Hafen gebildet wird, wie von einem schwarzen Schaume umbordet; die See tobte außerordentlich wild, in stürmender Eile wälzten sich die grünen Wogen heran und schlugen dermaßen an die schwarzen Felsen, auf deren Spitzen wir voll Verwunderung standen, daß ihr weißer Schaum mit furchtbarem Donner hoch gen Himmel spritzte; über uns dampfte in lichter Ferne das dunkele Haupt des schneebedeckten Mongibello.

Selbst in Palermo hatten wir das Balconleben der Italienerinnen nicht so glänzend gesehen als hier in Catanien. Damen nehmlich, denen es an einer Equipage fehlt, oder die sonst nicht zu Fuß den Corso in der gewöhnlichen Erfrischungszeit bei Sonnenuntergang auf und nieder gehen wollen, treten alsdann vor ihre Fenster heraus auf den Balcon, deren einen beinahe jede Stube auf die Straße heraus hat; so prangen dann manche Häuser durch zwei bis drei Stockwerke mit schönen, schlanken, gewöhnlich

weiß gekleideten Cataneserinnen, und man ist so glücklich seine Augen an der ganzen, oft plastischen Gestalt dieser liebenswürdigen Geschöpfe zu weiden.

Zu derselben Zeit rollen die vornehmeren Schönheiten in prächtigen, oft mit stattlichen Maulthieren bespannten Wagen den Corso oder die Colonnenstraße auf und nieder, vereinigen sich dann meistentheils auf dem großen Platz vor dem Dome der heiligen Agatha, unterhalten sich mit den zahlreich versammleten feinen Herren und kühlen das durch die Glut des Tages entflammte Blut mit gewürzreichem Eise, welches überhaupt in Italien selten, während die Sonne noch hoch steht, genossen wird. Die Stadt ist alsdann eben so lebendig, wie sie nach Tische, wenn alles schläft, todt und öde ist. Die Tamburine lassen von allen Seiten her die Tarantella, und die Dudelsäcke mit der Ceramella oder Schalmey ihre romantischen Laute ertönen; man sieht auch häufig die Dextra und Sinistra der Alten spielen; das Schreien und Lärmen auf dem Markte ist dem Venezianischen Toben gleich, und wird nur vom Neapolitanischen Toledoscandal *) übertroffen.

Fast jeden Abend war überdies eine Procession zu schauen, fast jeden Morgen wurde mit Glockenlauten, Knallen, Schießen und Kanonenschlägen ein Fest gefeiert, das übrigens die Thätigkeit der Einwohner nicht besonders hemmte; begehn wir einmal ein Fest, so legt alles die Hände in Schoß, in Italien aber nehmen an den meisten Feierlichkeiten nur diejenigen Antheil, welche sie eben anstellen. Mit ganz besonderem Glanze aber wurde den einen Tag über, und besonders des Abends, das Frohnleichnams-

*) Der Toledo ist Neapels lebhafteste Straße

Fest begangen. Die Italienischen Processionen setzen nicht allein durch die bedeutende Menge mannigfaltig gekleideter Geistlichen, als auch ganz besonders durch die endlosen Züge seltsam vermummter, weltlicher Ordensbrüder in Erstaunen; wie diese denn auch hier mit langen Fackeln in den Händen feierlichst und mit großem Prunk einherschritten, während kleine Buben mit gerolltem Papier das herabträufelnde Wachs begierig auffingen. Das Schreien und Singen der zahllosen Menge hätte selbst ein Stocktauber deutlich vernehmen können. Ein wirklich prächtiges Schauspiel aber gewährte, besonders von fern gesehen, der flammende Hochaltar unter dem hohen Gewölbe des Doms der heiligen Agatha; man glaubte durch die offenen Thore, in ein wogendes Lichtmeer zu schauen. In der Kirche selbst, (sie hat eine Länge von einhundert und funfzig Schritt,) war das Gedränge außerordentlich, besonders von Frauen und Mädchen, die sich aber alle so dicht in ihre schwarzen Mäntel verhüllten, daß keiner ihrer lieblichen Reize durchzudringen vermochte, nur den gewaltigen Blitz ihrer schwarzen Augen konnte kein Schleyer hemmen. Ach gewiß diese Nacht war ganz erfüllt mit feenartigem Zauber; die hohen Paläste und alle Häuser stralten wieder, auf den Straßen flimmerten zahllose Lichter und aller Orten leuchteten schöne Frauen hinter den Blumengewölben der Balcone hervor, auf denen man, mit Calderon zu reden, über Säulen von Jasmin, Rosentempel erbaut sahe.

Das gastfreie Haus des vorhin erwähnten Baron Pedagaggi stand uns jeden Tag offen, und dieser brave Sicilianer und dessen liebenswürdige Gemalin suchten uns auf alle Weise unsern Aufenthalt in Catanien nützlich und angenehm zu machen; ja als es wieder zweifelhaft werden

wollte, ob wir nach Neapel würden übersetzen können, was uns unserer Creditbriefe willen etwas verlegen machte, gab uns dieser treffliche Mann ganz von freien Stücken, ohne daß wir die mindeste Anweisung auf ihn gehabt hätten, mit der liebenswürdigsten Gutmüthigkeit einen nicht unbedeutenden Creditbrief für Messina, damit wir uns, im Fall wir nicht nach Neapel kommen könnten, wenigstens nach Livorno oder Genua zu versetzen im Stande wären. Solche und ähnliche Freundlichkeit und Herzensgüte haben uns die biedern Sicilianer beinahe überall bewiesen und dürften wir unsern Erfahrungen nach urtheilen, so müßten wir sie für eines der gutartigsten Völker Europas erklären.

Obgleich es anfänglich nicht unser Wille gewesen war nur so lange in Catanien zu verweilen, so gaben wir uns doch sehr gern über unsern längeren Verzug zufrieden, den der Aetna, dessen finsteres Haupt sich durchaus nicht aufklären wollte, nöthig machte. Ein Einwohner aus Nicolosi, dem letzten Dorfe der bebauten Region des Aetna, versicherte uns überdieß, daß der Gipfel wegen frisch gefallenen Schnees schwerer zu ersteigen seyn würde. Ein anderes Mal besuchte uns Don Mario Gemellaro, der sich jedes Aetnareisenden freundlich annimmt, und rieth uns, noch wenigstens einen Tag zu warten, da aus dem kleinen Crater Rauch aufgestiegen sey, was gewöhnlich Regen bedeute.

Wir verwandten den größten Theil dieses Tages zu einer göttlichen Lustfahrt nach dem sogenannten Hafen des Ulysses und den Felsen der Cyclopen, welche die Einwohner Farigliont nennen. Wir ruderten munter durch die sanften Wellen; der Himmel wetteiferte an blauer Helle und Klarheit mit dem spiegelglatten Meere, über welches

sich weithin schimmernde Streifen der lieblichsten Farben in Blau und Grün verbreiteten. Jauchzend fuhren wir hin am Fuß des rauchenden Kegels und sahen die ungeheuern, schwarzen Lavafelder voll gähnender Höhlen, an welchen die grünen Fluten schäumend milchten. Auf diesem ehemahls flüssigen Feuerstrom sahen wir voll Erstaunen die üppigsten Gärten und herrlichsten Landhäuser prangen, und kaum konnten wir es uns deutlich vorstellen, daß diese Felder über sechs teutsche Meilen weit herabgeflossen seyen.

Endlich erreichten wir L'Ognina, ein Oertchen in der ehemaligen Bucht des angeblichen Ulysseshafens, wiewohl uns damals kein Zweifel an die Aechtheit desselben in den Sinn kam: Von ihm sagt der Dichter;

Friedsam ruht vor der Wind' Androhn der geräumige Hafen;
Aber zunächst mit grausen Verwüstungen donnert der Aetna.

Die Lavaströme haben anjetzt jegliche Krümmung des Ufers ausgefüllt; nur sieht man noch vor dem Hafen die seltsamen Basaltpyramiden, Fariglioni genannt, aus den Fluten empor ragen, welche einst der grausame Polyphem nach dem Schiffe des Ulysses geschleudert haben soll; dies war die Bucht, wo des Baches Akis heiliges Wasser floß:

„Denn nicht weiltet ihr Musen am mächtigen Strom des Anapos,
Nicht um des Aetna Geklüft, noch Akis heilige Wasser“

das wahrscheinlich der Cyclope meint mit den Worten:

„Kalt dort rinnet ein Bach, den mir der bewaldete Aetna
Aus hellschimmerndem Schnee, zu ambrosischem Trunke dahergießt.

und hier schwamm, in der Nähe des lieblichen Haines, die Geliebte des einäugigen Ungethüms, die schöne Galatea:

Nah' an des Acis Wellen, den oft Galatea dem Meere
Vorzieht, wenn schneeweiß im gefälligen Spiel sie hinanschwimmt,
Wölbt sich ein Hain, mit der Zweige Geflecht die Zinnen des Aetna
Rings einhüllend. — — —

Obgleich nun jetzt die glühenden Eingeweide des Aetna den Hain verzehrt und Quellen und Bach vertrocknet haben, obgleich also keine schöne Galatea mehr hier schwimmt: so ist dennoch an dieses kleine Fleckchen, theils um seiner heutigen Schönheit, theils um alter Erinnerungen willen tausendfacher Zauber gebannt.

Wir stiegen hierauf auf die Spitze des größten Basaltkegels, auf dessen Rücken ein kleines Gärtchen angelegt worden ist, und voll seligen Erstaunens sahen wir mit einemmale das Vorgebirge Spartivento und das feste Land von Italien, wie einen dunkelblauen Nebelstreif, in den fernen Fluten niedrig vor uns liegen. Mit Freudengeschrei begrüßten wir dieses himmlische, langentbehrte Land von den Cyclopenfelsen, unendlich fröhlich theils über die bisher wohl gelungene Sicilianische Reise, theils begeistert durch die sichere Hoffnung bald in Neapel zu landen.

Während der Rückfahrt sengte uns zwar drückende Hitze, und halb verbrannt gelangten wir durch die stille Bläue der Wogen mit reicher Phantasie nach Catanien zurück, aber welche unaussprechliche Wonne, auf smaragdnen Bahnen, unter sapphirnem Dach des südlichen Himmels, hinzugleiten.

Unser Aufenthalt in Catanien wurde uns auch dadurch noch um so angenehmer, daß wir nicht nöthig hatten, vom Umherstreifen ermüdet, in einsamer Kneipe zu liegen, sondern daß uns die Familie unseres Wirths, die beinahe aus lauter hübschen Mädchen bestand, einen recht

erheiternden Umgang für müßige Augenblicke gewährte. So gering auch die Bildung dieser jungen Sicilianerinnen war, so söhnte doch die Nettigkeit und Freundlichkeit ihres ganzen Betragens, die leichte Beweglichkeit ihres Charakters und die Lebendigkeit ihrer ausdrucksvollen Mienen und Geberden selbst mit der plumpen Sicilianischen Mundart aus, die für den schönen Mund einer Italienerin gar wenig paßt. Die älteste Tochter hätte man für ein vollkommen schönes, plastisches Modell halten können, nur daß die südliche Sonne ihre Haut gebräunt hatte, sonst siehet man wahrlich selten eine so königlich gebaute Stirn, einen so freien, unmerklichen Uebergang zur geraden Nase, ein so richtig vorliegendes Profil. Ihr Körper blühete noch in bester Fülle, da sie erst vier bis sechs und zwanzig Jahr alt war, und doch hatte sie zu unserm Erstaunen eine kleine Tochter von zehn oder zwölf Jahren, die den Reizen der Mutter gefährlich zu werden drohete. Ihre jüngere Schwester Rosa, gleich einem Mandelbaum an schlankem Wuchs und zarter Bildung, verstand über ihr blühendes Gesicht und die schwellenden Haarflechten den Schleier so räthselhaft hinweg fließen zu lassen, die wunderschön gerundeten Schultern, den kräftigen Nacken und das kleine mit Rosen und Lilien sanft übergossene Köpfchen so dreist und anmuthig zu tragen, daß man sie nicht ohne stille Sehnsucht betrachten konnte. In ihren blauen Augen herrschte bald reizende Schalkheit, bald treue Freundlichkeit, immer aber schauete man durch sie in eine ahndungsreiche Ferne voll Liebreiz und Huld. Wenn sie des Abends bisweilen auf unsere Bitte zum Ton des Tamburins, die Tarantella mit emporgehobenen Armen tanzte, glich sie in der That einer begeisterten Bacchantin. Das Aromaringe-

laut unterbrach indeß alle Lustigkeit und Scherz; sie betete alsdann mit ihren Geschwistern und alle gingen hin ihren Aeltern die Hände zu küssen. Man hätte kaum glauben sollen, daß so nahe an Africa ein Mädchen so nach teutscher, gemüthvoller Art gedeihen könnte. Aus eigner Willkühr hatte sie ein dumpfes Kloster zu ihrer künftigen Wohnung erkoren, welcher Entschluß jeden mit Unwillen und Mitleid erfüllen mußte.

Zwölftes Kapitel.

Aetnareise.

Hierauf ritten wir auf den Aetna. Der Tag war heiter, aber die Sonne brannte sehr heiß und unsere Maulthiere schraubten uns nur langsam auf den unwegsamen, klippen- und sandreichen Straßen am Berge empor. Endlich sahen wir das freundliche Catanien, wo es uns so wohl ergangen war, und die unabsehlichen Wogen des Meeres unter uns liegen, doch schien der Saum desselben sich langsam am Horizonte hinan zu heben. Unser Wirth aus Catanien folgte uns nebst einem Saumroß als Proviantcolonne. Diese Lavafelder sind bekanntlich ungeheuer fruchtbar und aus ihrem schwarzen Schoße quillt ohne Mühe und Unterbrechung der reichste Segen des südlichen Pflanzenwuchses. Daher denn auch auf dieser gefährlichen Lavarinde die blühendsten, ja beinah die einzigen Dörfer der Insel Sicilien anzutreffen sind, und die zwölf Millien oder drittehalb Meilen, von Catanien bis zum letzten Dorfe, Nico-

losi genannt, legt man zwischen lauter schwellenden Gärten und wohlhabenden Ortschaften zurück; doch hat anderer Seits dieser erste Theil des Weges, in der bebauten Region des Aetna, da man zwischen den Mauern der Weinberge eingesperrt ist, wenig Angenehmes. Etwa eine halbe Meile unterhalb Nicolosi fängt der schwarzgraue Lavasand an das Erdreich in Trauer zu füllen, bis an den Scheitel des Vulcans hinauf, an zwanzig Millien. Ein unendlich düsterer und fast abschreckender Anblick! Unfern dem Dorfe liegt ein sehr tiefer, ausgebrannter Krater, der etwa vor dreihundert Jahren Feuer ausgeworfen hat.

Gegen Abend erreichten wir Nicolosi und fanden in dem Hause des Intendanten und Arztes der Ortschaft des Don Mario Gemmellaro die liebreichste und gastfreieste Aufnahme von der Welt. Dieser schon in seinem Aeußern so liebenswürdige und eben so bescheidene als kenntnißreiche Mann ist für jeden Aetnareisenden zu wichtig, als daß wir nicht hoffen dürften, man würde uns für einige umständlichere Nachricht über ihn Dank wissen.

Wer von Catanien aus den Aetna besteigt muß entweder im Kloster San Nicolo d'Arena unfern Nicolosi bleiben, oder in diesem Dorfe selbst die Gastfreiheit des Herrn Gemmellaro, der immer eine Stube an Aetnareisende zu verleihen die Güte hat, ansprechen. Wir wollten indeß jeden veranlassen das letztere zu thun, da der Rath und die Anleitung des Herrn Mario Gemmellaro, der seit funfzehn Jahren den Vulcan mit seltener Liebe und eifrigem Interesse beobachtet, für jeden Vernünftigen von der höchsten Wichtigkeit seyn werden. Schon vor dem Jahre achtzehnhundert vier baute Gemmellaro aus eignen Mitteln,

in der Nähe des Philosophenthurms, etwa dreiviertel Stunden unter dem hohen Krater des Aetna, ein kleines Häuschen zum Schutz der Reisenden vor Schnee, Hagel und Ungewitter; als aber in demselben Jahre ein Englischer Officier, Lord Forbes, die Wohlthätigkeit eines solchen Obdaches hatte einsehen lernen, bewog er den Herrn Don Gemmellaro, durch das Versprechen bei seinen Landsleuten auf der Insel eine Subscription zu eröffnen, zum Aufbau eines bequemen Hauses für die Reisenden, nebst einer Stallung für Saumrosse und Maulthiere. Dieser kleine Bau, der noch in demselben Jahr beendigt wurde, wird jedem, der von Wind, Eis und Kälte bearbeitet am Kegel des Vulcans ankommt, in seiner vollen Wichtigkeit erscheinen. Obgleich nun der Beitrag des Herrn Gemmellaro selbst den reichlichsten Englischen um das Dreifache überstieg, und obgleich er überdies noch die Mühe über sich nahm, dem so schwierigen Bau, da alle Materialien weit herauf geschleppt werden mußten, vorzustehn und, was noch mehr ist, für die Unterhaltung des Hauses und dessen Reinigung von Schnee zu sorgen: so pflegen die Engländer doch mit unbilliger Anmaßung dies kleine Asyl „Haus der Engländer" zu nennen; die Bewohner des Aetna indeß nennen es billigerweise „Haus des Gemmellaro" (Casa di Gemmellaro.) Jeder Reisende erhält die Schlüssel unentgeltlich dazu. Das Haus des Gemmellaro liegt unmittelbar an dem Lavaguß von siebenzehnhundert sieben und achtzig und an der Mündung des Craters von sechszehnhundert und neun und sechszig, der den Kegel des Vulcans verschlang. Gemmellaro und sein treuer Begleiter Antonino Barbagallo durchstreifen unermüdlich diesen wunderbaren Berg und jener würde ohne Zweifel

besser als Ferrara, der den Aetna nie bestieg, im Stande seyn, die Naturgeschichte dieses Vulcans zu beschreiben *).

Nach kurzer Ruhe brachen wir gegen halb zehn Uhr Nachts, in Begleitung eines reitenden Piloten, oder wie die Aetnabewohner es aussprachen „Piedotto", und eines zweiten Fußboten auf. Wir stolperten über den höchst beschwerlichen Weg durch die Waldregion (regione nemorosa) in dunkler Nacht mit unsern Maulthieren glücklich hindurch, oder eigentlich war es allein das Verdienst unserer geschickten Saumrosse, daß wir in diesen verworrenen Lavaklippen, durch die sich der enge Pfad hindurch windet, den Hals nicht brachen. Endlich trat der Mond aus den Wolken und sein blasses Licht zeigte uns in unabsehlicher Tiefe unter uns den blanken Spiegel des Meeres.

So gelangten wir in die Schneeregion, (regione nevosa, oder discoperta, als der Himmel sich plötzlich in schwarze Sturmwolken hüllte und die schneidende Luft uns ziemlich erstarren machte. Den Sonnenaufgang, um dessen willen wir so rüstig vorwärts geeilt waren, konnten wir nun nicht hoffen zu schauen, deshalb, und weil wir sehr von der Rauhigkeit des Wetters litten, beschlossen wir in der Lavahöhle, Grotta del Castelluccio genannt, einige Zeit auszuruhen. Nachdem wir hier ein muntres Frühstück mit Zähnklappen eingenommen hatten, zogen wir in der unermeßlichen Lavaasche watend, weiter, denn die Grotta del Castelluccio liegt noch zwei Stunden unterhalb des Craters.

*) M. v. Memoria dell' eruzione dell' Etna nell' 1809 di M. Gemmellaro di Catania. Messina presso del Nobolo 1809 und Don Giuseppe Recupero Storia generale e naturale dell' Etna tom. 1 Fol. Catania 1815 herausgegeben von Agatino Recupero.

Endlich tauchte im Sturm die Sonne aus dem Meere auf, beleuchtete die entsetzliche Oede, die wir bisher noch gar nicht recht gesehen hatten, und ließ uns in ungeheurer Tiefe das Meer erblicken. Alle Vegetation, grüne Moosbüschel ausgenommen, hatte schon längst aufgehört; in Wolken und Dampf gehüllt zogen wir bald über weiße Schneefelder, bald durch schwarze Aschenmeere dem Gipfel zu, ohne daß wir weiter als funfzig Schritt um uns sehen konnten; und so waren wir etwa bis tausend Schritt von Gemmellaros Hause gekommen, als mit einemmal unser Brittischer Reisegefährte fürchterlich zu stöhnen anfing und ohnmächtig vom Maulthiere in die Arme des Piloten herabsank. Dies traurige Ereigniß auf der schwarzen Einöde und im Fluge der dampfenden Wolken setzte uns in nicht geringe Verlegenheit und machte natürlich unserer Aetnareise fürs erste ein Ende. Was sollten wir mit unserm kranken Freunde beginnen? Unsern geringen Weinvorrath, mit dem wir ihn vielleicht erquicken konnten, hatten wir in der Lavahöhle del Castelluccio gelassen, und da die Hauptursache seines Uebelbefindens die dünne Luft und die außerordentliche Abwechselung der Temperatur von 27° Hitze bis zur Eiskälte war, es also widersinnig gewesen wäre noch höher bis in das leere Haus des Gemmellaro zu steigen: so deckten wir ihn, nachdem er ein wenig zu sich gekommen war, mit allen Mänteln zu, denn er vergoß kalten Schweiß am ganzen Leibe, und trugen ihn, da er nicht im Stande war auf dem Maulthier zu sitzen, nach der Grotte del Castelluccio herab. Hier ward er aufs neue und so anhaltend ohnmächtig, daß wir beinah' glaubten er schiede aus dem Leben. Doch eine Stunde Schlaf und die wärmere, dichtere Luft, stärkte ihn so, daß er mit

uns nach Nicolosi herabzureiten vermochte. Die liebliche Gegend in dem ziemlich dünnen Eichenwalde, der freilich in unserm Teutschlande nicht in Betracht käme, beleuchtet vom schönsten Blau des Himmels, und die Aussicht aufs ferne Meer ließen uns sehr betrauern, was wir herrliches verloren hatten.

Nachmittag um drei Uhr etwa langten wir in Nicolosi an, erfrischten uns erst mit guter Speise und Trank unseres Cataneſiſchen Wirthes, hernach durch den erquikendsten Schlaf und als wir gegen neun Uhr Abends erwachten, stand das Himmelsgewölbe in prachtvoller Klarheit über uns. Alsbald war unser Entschluß gefaßt, die Maulthiere wurden gesattelt, wir übergaben unsern kranken Reisegefährten der sorgsamen Pflege des Don Mario Gemmellaro und ritten fröhlich zum zweitenmal gegen den rauchenden Kegel los. Die Nacht war wunderschön, wir sahen den Rauch ganz senkrecht aus dem Krater in die Schwarzbläue des Nacht-Himmels empor steigen, und hoften deshalb sicher auf das Gelingen unsers Unternehmens. Die wahrhaft goldene Sichel des Mondes schwamm im reinen Aether und leuchtete weit über das Meer hin; das Herz in der Brust hüpfte vor Freude, wir jauchzten und sangen; die Maulthiere kletterten wie Gemsen mit Sicherheit über die Lavaklippen, und wir kamen bald in das Innere der Waldregion. Die ungeheure Lavaschicht von siebenzehnhundert und neun und sechszig lag furchtbar wie ein erstarrtes Meer noch ganz mit aufgerichteten Wellen zu unserer Seite.

Noch waren wir nicht ans Ende des Eichwaldes gekommen, als sich ein schneidender Wind erhob, der bald in einen wilden Sturm ausartete und uns so erstarrte, daß wir, ohne die Mäntel und Kapote, die Gemmellaro's

Hüte uns umgehangen hatte, erfroren wären. Auch schien es nicht möglich, ohne einige Erwärmung, beim schnellen Wechsel der Temperatur, bis zu dem Gipfel zu reiten; wir waren deshalb sehr froh, als wir, am Ende der Waldregion, die Ziegenhöhle, von einigen „Grotte der Engländer“ genannt, erreichten, worin der arme Engländer Brydone, durch einen schweren Fall und Verletzung am Fuße um seine Aetna-Reise betrogen, ebenfalls zu bivuakiren genöthigt war. Desto mehr muß man seine Phantasie bewundern, kraft welcher er von der Aussicht auf dem Picorn des höchsten Kraters, ohne es je bestiegen zu haben, mit vieler Lebhaftigkeit spricht. Bald loderte in diesem düstern Lavagewölbe ein helles Feuer, für unsere erstarrten Glieder eine große Wohlthat. Indeß trotz allem Ungemach war diese Nacht wohl die unvergeßlichste unsrer ganzen Pilgerfahrt; bisweilen blickte der Mond aus den schwarzen Wolken, und ließ uns das Meer tief unter uns schauen; wir sahen voll Erstaunen in dunkelen Umrissen die furchtbaren Züge der Wolken, mit denen der Wind ein unbarmherziges Spiel trieb, ins Meer hinabrollen; über uns in ferner Höhe bisweilen die Dampfsäule des Kraters; unsere Höhle lag voll schwarzer Schatten und vor uns standen, mit gesenkten Häuptern, die treuen Maulthiere. Wir lagen um das Feuer gestreckt und hier unter dem Dach des ehemals flüssigen Stroms fühlten wir uns unsäglich wohl und, wie der Hirt des Theocrit, riefen wir im Innersten unseres Herzens:

„Aetna, mein Muttergebirg, und die liebliche Grotte bewohn' ich,
Unter dem wölbenden Fels, und habe Dir, was nur im Traume
Irgend erscheint.“ — —

Um Mitternacht brachen wir zwar auf, allein die

undurchdringlichste Schwärze des Himmels und der wüthende Sturm nahm uns alle Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, was uns in nicht geringe Verzweiflung setzte. Nach drei mühseligen Stunden, während welchen wir in der Finsterniß, von schneidendem Froste zusammengeschüttelt, an den Kavallgeren hinaufgeklettert waren, langten wir abermals bei der Grotte del Castelluccio an, sprangen sogleich von den Maulthieren herunter und verkrochen uns im Hintergrunde der Höhle. Ein kleines Frühstück führte die Lebensgeister zurück und da wir hoften, wenn die Sonne Kraft gewönne, würde sie die Nebel zerschlagen, so legten wir uns an den Boden und schliefen ein Paar Stunden recht sanft ohne alles Feuer, was man in der Schneeregion aus Mangel an Material nicht anmachen kann. Obgleich es nun schon zehn Uhr Morgens war und der dickste Nebel noch immer nicht weichen wollte; so konnten wir uns doch unmöglich entschließen zum zweitenmal unverrichteter Sache zurück zu kehren, ohne wenigstens alles versucht zu haben. Der Pilote, aus Furcht den Weg im Nebel zu verlieren, hatte zwar nicht recht Lust zu Reise nach dem Kegel, indeß da der Wind besonders etwas nachließ, nöthigten wir ihn dennoch dazu. Wir ließen die Saumrosse bei der Höhle und steuerten durch das unendliche Sandmeer, den strömenden Nebel und die fliegenden Wolken zu Fuß rüstig vorwärts, doch nicht ohne große Mühe. Wir wateten bis über die Knöchel in der Asche und die Wolken durchnäßten unsere schweren Kapote, die Kälte machte sie wiederum gefrieren und von den Spitzen unserer sicilianischen Mützen hingen lange Eiszapfen hernieder, so daß wir wie Eisbären mit einer weißen Rinde incrustirt einherwandelten, und unsere Drap-

perie, geschweige denn uns selbst, kaum schleppen konnten. So erschien uns, nach zwei Stunden sauren Weges, das Haus des Gemmellaro so stärkend, wie den Türkischen Pilgrimmen die Kaaba zu Mekka. Zum Unglück aber war, wie man vermuthete, durch Reisende, die von Bronte aus heraufgestiegen waren, die Thür eingeschlagen, daher alles so voll Schnee und Eis lag, daß wir, bis auf die Haut von Schweiß und Nebel durchnäßt, in diesem Eiskeller ohne Feuer, wozu uns das Material fehlte, zu erfrieren fürchteten; denn wir vermöchten uns unter der Last unsrer Gewänder, die wir um der stechenden Schneelüft willen doch nicht ablegen konnten, weder zu regen noch zu rühren. Bei so bewandten Umständen war es allerdings einigem Zweifel unterworfen, ob wir Kräfte genug haben würden, das Bicorn zu ersteigen, ob der Pilot in dem wilden Wetter den Weg finden, und wenn wir auch hinauf kämen, ob wir die geringste Belohnung für unsere Mühseligkeiten haben würden. Da wir indeß, wie Odysseus, als er nicht glaubte seine Heimath wieder zu sehen, zufrieden seyn wollten, wenn wir auch nur den Rauch aufsteigen sähen: so beschlossen wir weiter vorwärts zu ziehen. Wir stiegen nunmehr auf Schneefeldern eine Strecke fort, aus denen hin und wieder schwarze Lavablöcke hervor schauten, so daß die ganze Gegend ein sargähnliches Ansehn gewann; kaum aber hatten wir eine viertel Stunde zurückgelegt als Wind und Wolkenzug in eben dem Maße zunahmen, in welchem sich unsere Spannkraft verringerte und wir mußten uns zum zweiten Male entschließen, so höchst verdrießlich es uns auch war, dem Krater so nahe von unserem Vorhaben, das Bicorn zu erreichen, abzustehn. Wir wandten uns nun und in den verzweifel-

testen Schritten schoben wir über die Lavafelder herab, zur Grotte del Castelluccio, wo wir unsere Maulthiere gelassen hatten. So wüst das Wetter auch war, so konnten wir doch nicht umhin, den großen, ja wohl schauderhaften Anblick zu bewundern, den die schnellen Wolken, welche gleich flüchtigen Heeresmassen über die schwarzen Berglehnen hinunterstürzten, uns darboten. Da wir indeß so sehr durchnäßt waren, machte uns die Kälte das Reiten unmöglich, und in schnellem Marsch eilten wir durch die Waldregion zu Fuß nach Nicolosi hinab, wo uns der liebe Gemmellaro mit eben so viel Freundlichkeit als Bedauern empfing.

Trotz des mislungenen Tages brachten wir dennoch den Abend sehr fröhlich in der Gesellschaft dieses unterrichteten Mannes zu; er theilte uns unter anderen einige interessante Bemerkungen über die verticalen und horizontalen Ausbrüche des Vulcans mit, die er in der angeführten kleinen Schrift: „über den Ausbruch des Aetna im Jahre achtzehnhundert und neun" weiter ausgeführt hat. Da nehmlich die Lavaergießungen sehr häufig weit unterhalb des hohen Kraters hervorbrechen, halten einige dafür, daß sie, vom Mittelpunkt dieses ungeheuren Feuerbeckens aus, den Bauch des großes Berges horizontal durchbohren. Dagegen nun scheint die Richtung aller dieser Lavacanäle nach dem hohen Krater hinauf zu beweisen, daß eigentlich jeder Ausbruch in verticaler Richtung von diesem herab strömt, nur oftmals einen unterirdischen Weg wählt und alsdann weit unterhalb dem hohen Krater zum Vorschein kömmt. Als im Jahr dreizehnhundert ein und achtzig die Lava nahe bei Gravina ausbrach, kam sie hierher, von der Höhe herab, durch einen verticalen unterirdischen Canal, von dem noch heut ein Theil, östlich von Mascalcia

und Massannunziata zu sehen ist. Im Jahre funfzehnhundert sieben und dreißig konnte man den unterirdischen verticalen Lauf der Lava, in der Richtung des hohen Kraters, nach den dreizehn Mündungen genau erfolgen, welche sich in gewissen Entfernungen von einander, in absteigenden Linien, eröffneten. Der schreckliche Lavaguß vom Jahre sechszehnhundert neun und sechszig, der bei den Monti rossi unfern Nicolosi ausbrach, floß aus der Gegend des hohen Kraters von Monte Frumento, ebenfalls durch einen unterirdischen Canal nach dem Val del Bue herab, stürzte die Hügel, unter deren Grundveste er hindurch floß, zusammen und bildete so diese gräßliche Spalte. Eben so war die Richtung der Ausbrüche von siebzehnhundert drei und sechszig, und sechs und sechszig, in fallender verticaler Linie. Eine gleiche, sich senkende Furche sieht man in der Nähe des Hauses des Gemmellaro und des Philosophenthurms nach Monte Frumento herab, durch welche der Lavaguß im Jahre siebzehnhundert und achtzig floß; noch deutlicher zeigte die verticale Richtung vom hohen Krater her die Ergießung, welche sich siebzehnhundert zwei und neunzig vom Philosophenthurm unterirdisch herabwälzte, indem das Erdreich überall nachsank und so die Lava ihren Weg durch eine tiefe Furche bezeichnete. Endlich floß die Lava im Jahre achtzehnhundert und neun ganz offenbar vom hohen Krater, durch einen unterirdischen Canal, herab nach Monte Rosso, quoll hier hervor und durchbrach den herrlichen Eichwald von Castiglione. Denn unterhalb dem hohen Krater, in der Gegend, welche „Piano dell' Etna" genannt wird, eröffneten sich, in fallender Linie, bis Tacche di Coriazzo herab, nach und nach zehn Oeffnungen, durch die Gewalt der vom inneren Feuer heftig verdünnten Luft; dann ging

der Lavastrom unterirdisch bis etwas unter Monte Rosso, wo der Drang der Luft die Oberfläche der Erde mit achtzehn Rissen zersprengte, und hierauf brach unter einem so entsetzlichen Krachen, daß der Donner des groben Geschützes für eine Kleinigkeit dagegen zu achten war, ein furchtbarer Lavastrom aus dreizehn neuen Mündungen hervor und floß gegen das Dorf Linguagrossa herab. Nach der Meinung des Don Mario Gemmellaro sind ähnliche unterirdische Canäle der Lava früherer Ausbrüche die großen Minen, in welchen die Frettel die Kaninchen oft einige Meilen weit unter der Erde verfolgen.

Den folgenden Tag des Morgens um sieben Uhr weckten uns die Strahlen der hellen Sonne; der Himmel war rein und blau, der Aetna sandte eine senkrechte Rauchsäule in die Lüfte; Eilends rüsteten wir uns und nicht ohne Erstaunen des guten Gemmellaro und aller Nicolosier saßen wir in einer Stunde zum dritten Mal auf, um unser Glück gegen den feindseligen Vulcan aufs Neue zu versuchen. In Begleitung des freundlichen, klugen und kühnen Führers Antonino Barbagallo verließen wir, unter theilnehmenden Segenswünschen dieser guten Leute, Nicolosi und ritten ohne Aufenthalt an den Lavalagern vorüber bis ans Ende der Waldregion zur Ziegenhöhle; hier unter den anmuthigen Eichen frühstückten wir ein wenig; das liebliche Grün des Waldes schwamm im heitersten Blau des Himmels und ein theokriteischer Hirt blies romantische Melodien auf der Schalmey, während seine munteren Ziegen auf einer blühenden Trift, mitten in dem sonst flüssigen Feuermeere, weideten; die See floß fernhin mit dem Himmel zusammen. O welche Seligkeit erfüllte uns damals! Die treuen Maulthiere trugen uns auch jetzt wieder.

behutsam über die verworrenen Lavapfade der wüsten Region empor; diesmal aber ritten wir bei der verhängnißvollen Grotte del Castelluccio ohne Aufenthalt vorbei, bis an das Haus des Gemmellaro, oftmals voll Angst und Sorge, denn die Wolken fingen schon wieder an, ziemlich wild durcheinander zu fliegen, jedoch gab es Augenblicke wo der Himmel rein und hell war.

Hier bei Gemmellaros Hause genossen wir schon einen Theil der göttlichsten Aussicht, die unser wartete, hernieder aufs Meer und die ganze Insel. Die Wolken zogen in eiligen Heeresmassen, als ob es zu einer Schlacht ginge, alles, und unsere Seele am meisten, war voll Unruhe. Unser trefflicher Antonino wußte uns in Eil eine kleine Tafel zubereiten, war aber aus großer Bescheidenheit, wie sehr wir ihn auch nöthigten, nicht dazu zu bringen mit uns zu speisen. Bald hatten wir die Schnee- und Lavafelder am Fuß des ungeheuren Aschenkegels hinter uns und stiegen nun wirklich, was uns schon zweimal misglückt war, ihn selbst hinan, sonst ein saurer Weg, da man bei jedem Tritt in dem losen Vulcansand fast eben so viel zurück sinkt, als man vorwärts strebte, uns aber gab die Freude starke Flügel. Schon zogen wir über die gelben Schwefellager hin, schon fing der Boden an hin und wieder zu glühen und aus vielen hundert ganz kleinen Kratern zu rauchen; um das Bicorn selbst aber rollten sich zuweilen die Wolken dicht zusammen, zuweilen ließen sie uns das erhabne Ziel klar sehen. Endlich rief der Pilote, der einige Schritte vor uns war, „Sehet hier den höchsten Crater!" welche Worte uns aufs neue beflügelten; in wenigen Minuten standen wir am Rande des gräßlichen Dampfkessels, dessen Rachen Berge ausgespieen

hat, deren einige größer sind als der Vesuv bei Neapel oder der Brocken in Teutschland.

Wir wollten sogleich in den Crater hinab steigen, und, wiewohl unser entschlossener Führer uns im Voraus von der gegenwärtigen Unmöglichkeit versicherte, da der Rauch nicht senkrecht aufstieg, sondern den Crater erfüllte, so war er doch gleich bereit den Versuch zu machen. Wir folgten eine kleine Strecke, allein der dicke, fast handgreifliche Schwefeldampf hüllte uns bald in schwarze Nacht ein und würde jede Lunge zersprengt haben, auch wenn sie einem podolischen Stiere angehört hätte.

Wir stiegen alsdann auf das südliche Horn und lagen hier unter Rauch, Dampf und Donner auf heißem Schwefel. Die glühende Asche verbrennate uns, der Schwefeldampf erstickte uns, der Sturm wollte uns in die Tiefe schleudern; die Seele war kaum der unwiderstehlichen Macht der erhabensten Eindrücke gewachsen. In den tiefen Thälern voll schwarzer Lava und weißen Schnees und über den starren Stahlguß des Meeres, das sich schief an den Himmel hinauf lehnte, zogen unermeßliche Wolkenheere langsam herbei; wenn sie sich aber dem Vulcan naheten, packte sie der wilde Orkan, vor dem wir uns kaum auf den Füßen erhalten konnten, warf sie mit Riesenmacht zehntausend Fuß herab in die Ebene und Meere Siciliens und Italiens.

Wir begaben uns hierauf am Rande des Craters herum, zu dem nördlichen Horn und genossen hier ein Schauspiel, das ohne Zweifel an Erhabenheit und fast zermalmender Größe, alles übertrifft, was sonst die Sinne des Menschen zu erfassen im Stande sind. Mit brausendem Kochen flogen die Rauchballen aus dem Krater herauf, wo

sie dann alsbald der tobende Sturmwind, der wie Artillerie oder zahllose Glocken jeden andern Laut verschlang, unbarmherzig zerriß und mit Blitzesschnelligkeit der Tiefe zusandte. Der spitzige Kegel, auf dem wir standen, war mit gelbem Schwefel, weißem Salze und schwarzer Asche überzogen, die Sonne schien höchst seltsam durch den gelben Dampf und gab diesem sonderbaren Gemälde einen so gräßlichen und wilden Ton, daß, wenn man blos die nächsten Umgebungen anblickte, man nicht anders als in der Residenz des höllischen Anführers der infernalischen Schaaren zu seyn vermeinte. Toben, Wuth, Verwüstung und Brand überall; nirgends ein lebendiges Geschöpf, oder nur ein Grashalm, dem das empörte Element Gnade angedeihen ließe; wie nun aber, wenn der Vulcan die Rauch- und Feuersäule, die sich vielleicht aus dem tiefen Schlunde des Meeres heraufwälzt, zwanzigtausend Fuß in die Lüfte empor treibt! Richten wir indeß unsere Blicke in die Ferne, so scheint es wirklich, daß wir hier alle Herrlichkeiten der Erde zu unsern Füßen sehn. Wir überschauen den ungeheuren Berg, der selbst aus der Erde auferstanden ist, und viele hundert Söhne und Enkel neben sich erzeugt hat; die klarste Lichtbläue des Himmels ruht über Meer und Land; das Dreieck Siciliens streckt seine Spitzen nach Italien und Africa aus, und die See sahn wir um das Vorgebirge von Trapani herum fließen. Zu unsern Füßen lagen die kühnen Felsen der äolischen Inseln und Stromboli dampfte heftig aus den Fluthen empor. Die Neptunischen und Heräischen Gebirge, bedeckt mit den dichtesten Wäldern, breiteten sich in allen ihren Aesten vor unsern Augen über die ganze Insel aus. Oestlich sahen wir, wie auf einer großen Landcharte, den ganzen Halbstiefel Calabriens, den

Tarentinischen Meerbusen und das jonische Meer, Cap Spartivento, und die Meerenge von Messina. Wie ist es aber möglich nur eine dunkle Ahnung von den zahllosen Farben des Himmels, der Erde und des Meeres, die hier das Auge beinah' blenden, in der Seele des Entfernten zu erwecken!

Nachdem wir etwa zwei Stunden dieses ungeheure Schauspiel betrachtet hatten, trabten wir sehr schnell den Aschenkegel zu Gemmellaro's Hause herab, allwo wir das fröhlichste Siegesmahl hielten, das gewiß damals, wenigstens in solcher Höhe gefeiert wurde. Dann ließ Antonino die Saumrosse durch den Fußboten auf den Weg nach der Grotte del Castelluccio bringen, wir selbst aber schritten gegen Westen, alle mit geschlossenen Augen an der Hand unseres Führers, bis zum Rande des Val del Bue. Wir haben schon bemerkt, daß dieser gräßlichste Schlund, den unsere Augen je sahen, dadurch entstanden sey, daß ein unterirdischer Lavastrom die über ihm stehenden Berge einriß; daher die infernalischen, braunrothen Farben dieses mehrere Millien langen Abgrundes, und obgleich man keine Spur einer Vegetazion erblicken konnte, so war dennoch die Mannigfaltigkeit der Tinten unendlich. Wir wälzten große Lavastücke hinab, sie zerstoben aber, ehe sie noch die Hälfte ihres furchtbaren Weges zurück gelegt hatten und man hörte sie nicht aufschlagen. Gegen diese entsetzliche Lavafurche ist selbst der Schlund des Rheines bei der Via mala in Graubündten freundlich und angenehm; hier aber schaut man der wildesten Verheerung gleichsam ins Herz hinein.

Während wir noch dieses außerordentliche Thal betrachteten, bereitete uns der Aetna schon ein neues, wun-

dervolles Schauspiel. Da eben die Sonne im westlichen Meere unterging, lief der riesenförmige Schatten des Vulcans mehrere Meilen weit über das dunkelblaue Meer gegen Italien hin und richtete sich alsdann, gleich einer ungeheuren Pyramide, hoch in die Lüfte am Saum des Horizontes empor, so daß die Sterne auf seinem Scheitel zu schimmern schienen. So schloß dieser reichste und glückseligste Tag unserer Reise und vielleicht unsers Lebens. Dann bestiegen wir die Maulthiere, die uns sicher über die zerrissenen Lavafelder, im tiefen Dunkel um Mitternacht, nach Nicolosi trugen, wo unser noch der liebe Gemmellaro mit Sehnsucht wartete. Begeistert von unserm Glück erfüllten wir auch ihn mit der größten Freude; es war uns nicht möglich zu schlafen; wir jubelten noch den größten Theil der Nacht mit ihm und dem braven Führer Antonino Barbagallo.

Dreizehntes Kapitel.

Reise über Catanien nach Taormina.

Obgleich wir eigentlich nicht Willens gewesen waren, wieder nach Catanien zurück zu kehren, so sahen wir uns doch hierzu genöthiget, theils weil unser Finanzsystem durch eine dreimalige Aetnareise einigermaßen erschüttert worden war, theils weil wir uns mit unserem kranken, dahin vorausgegangenen Reisegefährten wieder vereinigen mußten, und am Ende war es uns allen eben recht, die herrliche Stadt voll liebenswürdiger Bewohner noch einmal zu sehn.

Mit herzlichem Danke schieden wir von Don Mario Gemmellaro und verließen den dritten Juni das uns auf ewig unvergeßliche Nicolosi. Auch jetzt hatten wir Gelegenheit die üppige Wohlhabenheit der Aetnadörfer, die Thätigkeit ihrer Bewohner, denn wir sahen unter andern häufig Weiber mit einer schweren Last auf dem Kopfe, spinnend, den Berg herauf steigen, und die Schönheit des Menschenschlages zu bewundern; wie denn auch unser Antonino Barbagallo ein Muster eines gut ausgebildeten Körpers war.

Um Mittagszeit rückte unsere kleine Karavane ganz wohlbehalten, obschon in einem etwas seltsamen Aufzuge, in Catanien ein: dem einen hatte auf der Höhe des Bicornes der Sturmwind den Hut geraubt und in die Lavagründe davon geführt, die andern fürchteten sich zu erkälten: daher hatten wir uns theils mit breiträndrigen Strohhüten, wie Aetnäische Hirten, bedeckt, theils mit braunen, grün verbrämten, sicilianischen Bauerröcken versehn, welche aus einem Stücke den ganzen Körper einhüllen und über dem Kopfe sich in einer kegelförmigen Spitze endigen. Neben uns gingen unsere Führer, ein Paar stämmige Aetnabewohner aus Nicolosi in ähnlichem Hirtenkostüm und hinter uns trabte auf einem Esel unser Wirth aus Catanien, den wir die drei Tage über als Proviantmeister in Nicolosi bei uns behalten hatten, ein sehr dienstfertiger Mann, von unverwüstlich guter Laune und geschmeidig wie ein Marderfell; dabei aber führte er den Beinamen „sugasangue“ oder Blutsauger, unter welchem er in Catanien bekannt ist, nicht ganz mit Unrecht, denn auf unsern schweren Aetnazügen maß er uns gemeiniglich die Kost ziemlich spärlich zu und als hernach in Catanien die Rechnung gemacht wurde, fiel sie doch nicht anders aus, als ob

wir die ganze Zeit über bei der Hochzeit des Camacho gewesen wären *).

Als ob die Cataneser Theil an unserem Glücke nähmen, sahen sie uns alle mit gar freundlichen Gesichtern an und wir sie nicht minder, da die Freude über den glücklich gelungenen Zug gegen den Vulcan unsere Herzen erfüllte. Bei seinem Gasthause hielt unser Wirth seinen Esel an und rief uns zu, er könne uns heut bequemer hier unterbringen; da wir aber vielmehr Lust hatten bei seiner artigen Familie zu wohnen, so stießen wir, ohne auf sein Rufen zu achten, unsere Maulthiere angelegentlich in die Seiten, so daß sie eilends auf die Privatwohnung unsers Wirths zuliefen; überdies hatte es unser kranke Britte, Sir Georges, auch für zweckmäßiger gefunden sich lieber hier, als in der öden Kneipe niederzulassen; und wirklich empfingen uns die guten Mädchen, vor allen Rosa, die schlanke Lilie, aufs freundlichste.

Wir waren den ganzen Nachmittag in ihrer Gesellschaft sehr vergnügt und gegen Abend langten überdies noch zwei junge Teutsche, mit denen wir in Rom gute Freundschaft geschlossen, die wir aber seit der schnellen Trennung in der Charwoche nicht wieder gesehn hatten, mit einemmale in Catanien an und erhöheten durch ihre unvermuthete Ankunft unsere Fröhlichkeit. Sie kamen von Neapel, beschrieben uns dessen himmlischen Meerbusen und die Wunder des Vesuvs mit glühenden Farben, und da sie Sicilien eben hinter uns durchreiset hatten, so verabredeten

*) Wo es bekanntlich dem Sancho so wohl erging, daß er gleich zur Vorkost ganze Gänse und gesottene Hühner mit dem Schaumlöffel aus den Töpfen langte.

wir in Messina zusammen zu treffen, um von da gemeinschaftlich nach Neapel zu segeln.

Des Abends wurde, wie gewöhnlich, ein Fest gefeiert, die Colonnenstraße nach dem Meere hin flammte mit zahllosen Lichtern; Trommeln, Pfeifen, Dudelsäcke und Tamburine, Chorgesänge der Priester und Geschrey der andächtigen Christen ertönten hell und siegreich über ganz Catanien und das Leben der bunten Menge war so ausgelassen und mannigfaltig, daß wir auch diesen letzten Catanesischen Abend über wie in eine Zauberlaterne zu schauen glaubten.

Den vierten Juni sehr früh brachen wir auf, nahmen mit trauriger Seele von unsern lieben Cataneserinnen Abschied und begaben uns an Bord einer Speronara, die wir bis Messina gemiethet hatten und ließen Catanien nicht ohne Bedauern hinter uns.

„Wir nun steu'rten fürder hinweg, schwermuthiges Herzens"

wie Odysseus, hin an dem schönen Ufer voll romantischer Lavafelsen und Buchten in den seltsamsten Formen; landeinwärts zogen sich die Vorgebirge des Aetna in Charaktervollen Linien bis gegen Messina. Da indeß der Wind sehr schlecht blies, war die Fahrt selbst ziemlich langweilig und schon nahete der Abend heran, ohne daß wir mehr als die Hälfte des Weges nach Taormina zurück gelegt hatten. Unsere Seeleute selbst wurden verdrießlich, entkleideten sich, sprangen ins Meer und zogen die Barke am Schlepptau, während ein kleiner Junge, im bloßen Hemde, das Steuer regierte, längs des Ufers hin. Obgleich sie nun unaufhörlich schrieen „forza, forza" so ging es doch sehr langsam; ja am Ende wären wir beinahe noch gar

auf den Strand gelaufen und, wenn auch nicht ertrunken, doch tüchtig naß geworden. Der kleine Steuermann nehmlich war an einer Stelle, wo das Meer ein wenig hoch ging, nicht im Stande, weit genug vom Lande zu halten, das Schifflein gerieth daher in die heftigste Brandung und fing so fürchterlich an zu schwanken, daß wir uns genöthigt sahen, uns auf den Boden des Schiffs niederzuwerfen und uns fest anzuklammern, um nur nicht über Bord zu fallen, und wir glaubten wirklich, daß wir, sammt einer Ladung Apfelsinen, die wir mit uns führten, umwerfen würden.

Die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten zwar noch den prachtvollen Meerbusen von Castell Schiso, über welchem das unglückselige Tauromenium liegt; schon aber war es Nacht geworden ehe wir wirklich anlandeten. Ein Theil unserer Gesellschaft ging sogleich voraus, die Väter des Dominikanerconvents, denen wir durch ihre Brüder in Noto empfohlen wären, von unserer Ankunft zu benachrichtigen, und um gütige Aufnahme zu bitten. Erst gegen Mitternacht langte der andere Theil unserer Reisegesellschaft, über den steilen Berg in dunkler Nacht eine Stunde lang herauf stolpernd, im Kloster an. Der Superiore und ein halbes Dutzend Mönche füllten unser Zimmer, steckten die Hände ins Scapulier und gewährten eine trostlose Unterhaltung. Obgleich dieser Convent ungeheuer weitläuftig erbaut war, so schien er doch bei weitem nicht so glänzend eingerichtet zu seyn, als der in Noto; indeß dankten wir den folgenden Tag, als wir Taormina ein wenig durchstrichen, Gott von Herzen für unsere fürstliche Wohnung, im Vergleich mit der, welche wir in dem elenden Raubnest der Stadt selbst zu erwarten gehabt hätten. Drei

Saal, an dem wir wohnten, hatte eine Länge von einhundert und funfzig Schritt, der geringste Laut hallte in demselben wie ein Pistolenschuß wieder, und als wir nach Mitternacht unser Mahl beendiget hatten und uns zur Ruhe begeben wollten, tönten die horae der Mönche geistermäßig durch alle Kreuzgänge und ließen uns nicht schlafen, was uns, durch die Seefahrt ermüdet, ziemlich verdrießlich war.

Vierzehntes Kapitel.

Taormina.

Daß Niemand es jemals besser verstanden habe, die Lage öffentlicher Gebäude schicklich zu wählen, als die Erbauer alter Theater und die Stifter der Klöster, davon überzeugten wir uns in Taormina aufs neue. Das Kloster ist auf einem steilen Berge erbaut, dessen Fuß die See umspült, und es scheint nicht anders, als käme das Meer zu den hohen Fenstern hereingedrungen, oder als stiege man straks in die blauen Fluten hinab, wenn man auf den südlichen Balcon des Klosters tritt; rückwärts liegen die seltsam ausgezackten Nadelspitzen der Tauromenitanischen Berge. Zugleich aber muß man die unendliche Mannigfaltigkeit der göttlichen Schönheit dieser Insel bewundern: wir glaubten die Aussicht vom Aetna hätte jeder andern Kraft und Eindruck geraubt und dennoch schuf hier die mächtige Natur Siciliens neue Wunder vor unsern erstaunten Augen. Der andere Balcon des Klosters sieht hernieder auf die schönsten Ruinen in ganz Sicilien, das prächtige Theater der Tauromenier.

In Gesellschaft eines armen, bedrückten ehemaligen Schulcollegen des Gymnasiums, dem von der Sicilianischen Behörde das bekannte Gnadengehalt angewiesen zu seyn schien.

„Dann sollst du für immer auf schwellender Streu,
Bei goldenem Haber, bei duftendem Heu,
Dein Leben in Ruhe vollbringen."

verfügten wir uns in die unglückliche, spitzbübische Stadt Taormina, die das verrufenste, ödeste und düsterste Nest ist, das uns jemals Schauer und Mitleid eingeflößt hat, und doch übertrift die Schönheit seiner Lage ohne Zweifel die jeder andern Stadt in Sicilien. Unser unglücklicher Cicerone, der sich „Antiquario regio" nannte, hielt fast bei jedem alten Säulentrümmer oder Mauerstücke still und sagte aus dem Gedächtniß passende Stellen des Diodor, Thucydides und anderer, versteht sich immer in lateinischer Uebersetzung her, ja er schien gar nicht recht zu wissen, daß diese Schriftsteller ihre Werke eigentlich in einer andern Sprache abgefaßt haben. So wandelten wir langsam am Saum des hohen Felsenabhanges, auf dem die Stadt liegt, hin nach dem Theater: der klagende Cicerone, die düstere Stille der Berge, der Graus des unglücklichen Taormina, die umgestürzte Pracht der Theaterruine, das in schauerlicher Tiefe unter uns wühlende Meer und die endlosen Fluten der Ferne: alles vereinigte sich unsere Seele mächtig zu erschüttern.

Die Beschreibung des Theaters von d'Orville ist, so viel uns bekannt, die einzige ganz ordentliche und genaue, so daß sie jedem, dem diese merkwürdigste und wundervollste Theaterruine wichtig erscheint, zur Hand seyn wird; wir beschränken uns daher auf einige wenige Bemerkungen

Und Zusätze, die, um mancher Dunkelheiten willen, von denen selbst diese, sonst klare, Beschreibung nicht frey ist, vielleicht nicht ganz überflüssig seyn werden.

Bekanntlich liegen um das längliche Viereck jeder antiken Bühne fünf Thore: drei an der langen Seite, davon das mittlere Hauptthor gewöhnlich regia, die beiden andern, zur rechten und linken desselben, carcer und hospitalis genannt wurden; zwei an den beiden kurzen Seiten der Bühne, welche in die Stadt und aus der Stadt symbolisch führten. Etwas schwer dürfte die sehr gefällige Meinung des d'Orville, daß nehmlich die drei Thore an der langen Seite der Taormitanischen Bühne vermauert waren, ganz klar zu beweisen seyn, da alles Mauerwerk, woraus man etwas mit Sicherheit schliessen könnte, hier weggebrochen ist; dagegen aber läßt sich viel leichter darthun, daß wenigstens durch dieselben die Schauspieler keinesweges auf die Vorderbühne eintraten, sondern daß diese Thore nur zum Schein, als bloße Decorazionen der Bühne, die bekanntlich fast immer eine Gasse oder einen Palast darstellte, angebracht waren; damit soll indeß auf keine Weise gesagt seyn, daß nicht andere Theater ganz andere Einrichtung und Bauart gehabt hätten; hier aber kamen die Schauspieler, höchst wahrscheinlich, aus den, zu beiden Seiten der Bühne angebrachten, Garderobezimmern unmittelbar auf das Proscenium, ohne erst aus der Garderobe über das Postscenium auf dasselbe einzutreten. Denn das Postscenium hat gleiches Nivell mit dem Proscenium, wenn das höhere Pulpitum auf demselben lag; die Thür aber in dem einen Garderobezimmer, welche an das Postscenium stößt, und durch welche man glauben könnte, daß die Schauspieler auf das Postscenium aus der Garderobe,

oder dem viereckigten Seitengemache, gekommen wären, ist so niedrig und tief angebracht, daß sie eher in den Raum unter der Bühne, wo die Maschinerieen geleitet wurden, als auf das Postscenium geführt zu haben scheint. Wäre ein Weg aus dem Garderobezimmer auf die Hinterbühne gegangen, so hätte man das Thor entweder höher gemacht, oder doch nicht so tief angebracht, denn es ist klar, daß dies eine unsinnige Bauart wäre. Die viereckigten Garderobezimmer haben gleiches Livell mit der Orchestra, da nun der Fußboden des Postsceniums an die Mauer des Garderobezimmers stößt, so mußte natürlich die Schwelle eines Thores aus der Garderobe nach dem Postscenium gleiches Livell mit dem Postscenium selbst haben, und eine Treppe führte dann vom Postscenium in die Garderobe hinab. Dagegen liegt nun die Thür im Garderobenzimmer, wie gesagt, so niedrig, daß man sie unmöglich für den Eingang zum Postscenium halten kann. Diese Vermuthung aber wird dadurch völlig außer Zweifel gesetzt, daß diese kleine, niedrige Thür sich nur in dem einen Garderobezimmer findet, in andern aber davon keine Spur anzutreffen ist, und man also, höchst wahrscheinlich, aus dem Garderobezimmer durch keinen unmittelbaren Eingang auf das Postscenium gelangen konnte. Verhält sich dieses aber auf solche Weise, so konnten die Schauspieler nicht durch jene drei Thore „carcer, regia und hospitalis," die vom Postscenium auf das Proscenium führten, eintreten, und folglich waren diese Thore wohl nur bloße Decorationen. Nun sind freilich die beiden großen Seitenthore, deren symbolische Bedeutung in die Stadt und aus der Stadt wir schon erwähnt haben, und welche dann der einzige Weg für die Schauspieler aus der Garderobe aufs Proscenium

gewesen wären, auch niedriger angebracht, als das Proscenium und haben gleiches Livell mit der Orchestra: allein dies thut unserer Behauptung keinen Eintrag, sondern es läßt sich leicht erklären, warum es nicht anders seyn konnte. Hätten die Schwellen dieser Thore gleiches Livell mit dem Pulpitum der Scene gehabt, so würden sie, wenn das Theater zu Volksversammlungen und dergleichen gebraucht und alsdann das hölzerne, bewegliche Pulpitum hinweggenommen wurde, gleichsam in der Luft geschwebt und den ganzen Anblick des Theaters verdorben haben; außerdem aber sind diese Thore so hoch, daß wenn auch alsdann das Pulpitum aufgelegt wurde und einen Theil derselben verdeckte, sie immer noch ansehnlich genug über das Pulpitum und die ganze Bühne hervorragten. Die Ebene des Postsceniums hat gleiches Livell mit dem Pulpitum, war aber weit höher als die Ebene des Prosceniums; folglich wenn das Theater ohne Pulpitum gebraucht wurde, und die drei Thore wirklich offene Durchgangsthore waren, so mußte das quer vorliegende Postscenium über dem Proscenium einen häßlichen und verhältnißlosen Anblick gewähren; es scheint daher auch hieraus die Meinung des d'Orville klar, daß die Thore nur Decorazionen waren. Ferner, wurde das Pulpitum, zum Behuf einer Vorstellung, in einer Ebene mit dem Postscenium aufgelegt, so mußte es den untern Theil der Thore, die etwas tiefer als die Ebene des Postsceniums herunter gehn, bedecken und folglich alle guten Verhältnisse zerstören; dem gemäß scheint die Behauptung, daß man während der Vorstellung die eigentlichen drei gemauerten Decorazionsthore bedeckte und andere drei künstlich auf Leinwand oder Bretter gemalte vorstellte, und daß die steinerne Pracht der drei Thore nur bei Volks-

versammlungen und ähnlichen Gelegenheiten, wenn das Pulpitum nicht auflag, zur Schau gegeben wurde, allen Glauben zu verdienen. Sehr merkwürdig ist es endlich, daß ein Thor zur Seite der Porta regia, innen nach dem Prosceniun zu, einen ganz andern und zwar niedrigern, weiteren und sichelförmigern Bogen hat, als nach dem Postscenium zu auf der andern Seite, der höher, kleiner und spitzer ist; woraus noch deutlicher hervor zu gehen scheint, daß die Thore ganz und gar nicht zum Durchgang bestimmt, sondern auf dem Postscenium und Proscenium verschiedene Decorazionsthore angebracht waren; denn daß das mittlere Hauptthor einen diesem ähnlichen, vom innern verschiedenen Bogen nach dem Postscenium zukehrte, ist als höchst glaublich, daß aber das andere Seitenthor einen, jenem correspondirenden ganz gleichen nach dem Postscenium zu hatte als gewiß anzunehmen, obschon alles Mauerwerk an diesen beiden Thoren heut zu Tage abgebrochen ist.

Ziemlich unverständlich ist was d'Orville über den Corridor und die Hallen auf dem Postscenium sagt. Man sieht über der südlichen Thüre die Reste zweier Gewölbe, die parallel neben einander, mit den Mündungen nach außen gekehrt, liegen und wahrscheinlich die Decken zweier Hallen machten, die auf Säulen oder Pilastern ruheten. So war es gewiß auch über dem andern Seitenthor. Am mittleren Hauptthor sieht man keine Spur solcher Hallen, vielleicht war es daher ganz frei. Vor dem Theater lief, nach der Meinung der Antiquare, ein bedeckter Corridor, parallel mit der großen Mauer der Scene, in welcher sich die drei Thore befinden. Einige Spuren, von Substrukzionen, vielleicht der Säulen oder Pilaster des Corridors, sieht man auch noch jetzt wirklich; alsdann aber müssen die drei er-

wähnten Thore ganz gewiß nur Decorationen gewesen seyn, sonst hätte man von außen durch den Corridor hindurch die Schauspieler auf der Bühne agiren sehen, oder wenigstens müßten sie, während der Vorstellung, mit Brettern und dergleichen bedeckt worden seyn.

Unmittelbar an den großen Garderobezimmern liegen, etwas über die Orchestra erhöht, zwei merkwürdige, kleine, viereckige Gemächer, je eins auf jeder Seite des Prosceniums, von denen leider d'Orville nicht viel sagt, und doch wäre es wichtig gewesen, etwas über ihre Bestimmung festzusetzen. Vielleicht hielten sich hier, als am bequemsten Orte, die Musiker auf. Logen für die Angesehenen können es nicht wohl gewesen seyn, denn erstlich ist es der schlechteste Platz im ganzen Theater; zweitens führt der Weg, welcher von außen hinter den Garderobezimmern herum geht, auch hinter diesen kleinen Gemächern weg, nach den untern Sitzreihen, wo die Angesehensten saßen, oder, wenn das Theater römisch war, in die Orchestra, wo Prätor und dergleichen seinen Sitz hatte.

Zwischen diesen beiden kleinen Zimmern liegt quer vor der Scene ein länglicher Raum, der unserem modernen Orchester an Gestalt und Lage ganz entspricht; auch darüber befindet sich in der angeführten Beschreibung des Theaters keine Auskunft, ob man ihn zur Scene und dem Proscenium rechnen, oder für einen ganz besonderen Raum halten soll, etwa zum Behuf der Maschinerien. Wenn der Raum zwischen den drei Wänden, in welchen sich jene fünf Thüren befinden, allein die Scene bildete, so war diese sehr schmal und höchstens sechs bis sieben Schritte breit; das Theater wäre also nach griechischer Bauart eingerichtet gewesen, welche ein sehr schmales Pulpitum oder

Logeion, wie Vitruv angibt, erforderte, indem dasselbe niemand als die Schauspieler betrat. Rechnet man aber noch jenen Raum dazu, so würde die Scene an elf bis zwölf Schritt breit, und es hätten dann auch, nach Römischer Sitte, die Tänzer, Musiker, und Sänger auf dem Pulpitum auftreten können, während die Vornehmen ihren Platz in der Orchestra einnahmen. Leider sind die Begriffe von Scene, Proscenium und Hyposcenium für uns so schwankend, daß die Bestimmung dieses länglichen Raums vor der Scene kaum auszumitteln seyn dürfte; er könnte, nach dem Pompejinischen tragischen Theater zu schließen, das einen ganz ähnlichen Raum vor der Scene hat, in dessen beiden Seitengemächern, den Periakten, man noch die Anstalten zur Bewegung der Maschinen fand, eben auch zur Maschinerie gedient haben.

Was den Raum vor der Scene und die großen Seitenzimmer derselben anbelangt, so bemerken wir darüber noch folgendes: Von der sogenannten Thymele, einer viereckigten Erhöhung in der Orchestra, auf welcher der Chor gestanden und gesungen haben soll, ist keine Spur mehr vorhanden, so wenig als von einem viereckigten Loche, das d'Orville hier gesehen haben will; es findet sich zwar noch eine Grube vor, die jedoch offenbar durch Ausgraben entstanden ist, und außer dieser noch eine längliche Oeffnung, die aber nicht in die Gänge unter der Scene führt. Die Trennungsmauer welche die Sitze der Vornehmen von der Orchestra schied, ist noch heut zum Theil zu sehn; sie läuft concentrisch mit dem Podion, in einer Entfernung von etwa zwei Schritten, vor demselben in der Orchestra herum.

Die großen Seitenzimmer haben nicht drei, sondern nur zwei Stockwerke: das untere ist ein sehr hohes, gewölbtes Zimmer, wahrscheinlich die Garderobe; das obere ist in vier besondere kleine Gemächer abgetheilt, also gewiß kein Tempel des Apoll und der Diana, wie einige behaupten, gewesen. Beide Seitenzimmer haben übrigens durchaus gleiche Einrichtung.

Die Säulen, welche auf den kleinen altarförmigen Verzierungen der Bühne errichtet sind, können hier nicht immer gestanden haben, denn theils verdecken sie die Nischen, worin Bildsäulen standen, theils sind sie mit und ohne Vasen; man hat überhaupt an diesem Theil des Theaters viel restaurirt, eingeflickt, und verschlechtert; so hat man z. B. im Postscenium Säulen als Stützen hingesetzt, wo nie ursprünglich welche waren.

Um die Sitzreihen, welche nun ganz zerstört sind, lief eine Mauer herum, welche acht und dreißig Nischen mit Bildsäulen gehabt haben soll. Ueber dieser Mauer war der Korridor mit den Logen für die Frauen befindlich, welcher ein sehr herrliches Ansehn gehabt haben muß. Er wurde gebildet im Rücken durch eine Mauer mit bogenförmigen Eingängen, und nach der Scene zu durch eine Säulenreihe, auf welche beide, nehmlich die Mauer und die Säulenreihe, sich das Dach des Korridors stützte. Die Säulenreihe stand auf der untern Mauer mit den acht und dreißig Nischen, welche um die Sitzreihen herum lief und je zwischen zwei Nischen oben eine Säule. Dieser schöne und breite Korridor war mit Sesseln und Stühlen für die Frauen erfüllt und muß also das Ansehn prächtiger Logen oder vielmehr Hallen gehabt haben. Die hintere Mauer dieses Korridors war auch nach außen zu gewölbt,

und bildete so einen zweiten, mit dem ersten concentrischen Gang, der dazu diente, daß sich das Volk zum Eingehn durch die Vomitorien sammeln, oder bei Gedränge, Regen und dergleichen sicher und bequem aufhalten konnte; es stieg dann durch den Korridor der Frauen in die Sitzreihen hinab. Der Umfang des äußersten Korridors beträgt über zweihundert Schritt.

Was die Lage des Theaters anbelangt, so ist sie wohl ohne Zweifel die schönste aller ähnlichen Gebäude in der ganzen Welt. Von den gothisch ausgezackten Spitzen der Taormitanischen Berge streicht eine felsigte Erdzunge, überall, außer da, wo sie mit der Stadt zusammenhängt, senkrecht abgeschnitten, weit ins Meer hinein; auf ihr liegt das Theater so, daß die Taurominier die rauchende Pyramide des Aetna und fast das ganze südliche Ufer der Insel bis Cap Passaro, dem alten Pachynum, sammt allen zahllosen Höhen, Buchten und Landspitzen vor sich hatten. Rechter Hand, wenn man sich nach dem Aetna zu wendet, thürmen sich die unersteiglichen Gipfel der Berge, auf denen die Castelle lagen; gegen Osten öfnet sich die himmlisch schöne Meerenge von Messina mit den grünen Wäldern und Triften Kalabriens und zwischen der Insel und dem festen Lande breitet sich das Meer gewaltig aus, welches den Fuß der prächtigen Berge bespült, die sich nach Messina hinziehn und beim Vorgebirge Spartivento, der Südspitze Italiens, sich als eine unerschütterliche Säule dem Ocean entgegen dämmen; und alle diese Herrlichkeiten sahen wir umstralt von der Purpurdecke des sicilianischen Himmels. Um solch eines allgewaltigen Abends voll brennender Farben willen durchwandert man gern die wüsten Steppen und Steinklippen des Val di Noto im

dürren Hauch des Scirocco. Wir waren eben gelagert im glühendsten Purpurroth auf den höchsten Stufen des Theaters und übersahen Himmel, Meer, Sicilien und Calabrien: da stellte sich unser armer „Antiquario regio“ auf die Bühne und fing mit unsichrer Stimme an ein Gedicht zu deklamiren, worin er, selbst ein treues Abbild der Jammergestalt seines unglücklichen Vaterlandes, den Verfall des mächtigen Tauromenium's beklagte, um uns die akustische Wirkung des Theaters zu zeigen. Vielleicht mochte die Poesie seines Gedichts nicht die erlesenste seyn, dennoch bewegte der Alte unsre Seele aufs tiefste.

Erst spät giengen wir ins Kloster zurück und fanden hier unsere Seeleute, die Befehle für die Nacht erwarteten, indem ein Theil unserer Reisegesellschaft nach Mitternacht aufbrechen und mit der Speronara zur See nach Messina gehen, der andere aber den Weg dahin zu Lande zurück legen wollte. Diese guten Leute waren unendlich freundlich und billigten alle unsern Vorschläge, indem sie beständig riefen: „savia parola! eh viva! Außerdem waren wir fortwährend von einem Heer dienender Brüder, eben so feisten als dummen Gesellschaftern, umringt.

Funfzehntes Kapitel.

Reise nach Messina.

Nachdem unsere Gefährten schon um zwölf Uhr Nachts an Bord gegangen waren, brachen auch wir, sobald es irgend hell geworden war, auf, befriedigten die dienenden

Brüder, Ausgeber und Köche, die sich alle die Hälfte des Schlafs versagt und auf unserm Zimmer eingefunden hatten und gedachten hierauf uns in aller Stille davon zu machen, damit nicht noch einige von den heiligen Männern auf die Idee kämen, aufzustehen und uns bei der Abreise ihren Segen zu ertheilen: allein zum Unglück rannten wir in dem noch finstern Klostergange mit solcher Entschlossenheit an die ausgelöschte Lampe, daß wir sie völlig umstürzten und uns, nicht ohne Nachtheil unserer Draperie, dermaßen salbten, daß es der König von Frankreich vom Erzbischof von Rheims nicht besser und gründlicher verlangen könnte.

Nichts desto weniger verfolgten wir schleunig unsern Weg, in wenig Minuten befanden wir uns außerhalb dieses unglücklichen Nestes und wandelten auf den anmuthigsten Bergpfaden über schroff abgerissene Felsenhöhen, um deren Fuß die stille See sich ergoß, zwischen blühenden Oleandergebüschen, die mit unglaublicher Pracht fast die Hälfte des Weges nach Messina erfüllen. Besonders romantisch ist die Gegend bei Castell' Alessi, von dessen Höhe herab wir in tiefer Ferne die Speronara unserer Freunde, die schon seit vier bis fünf Stunden in See war, mit schlaffem Segel, wie eine Fliege im Honig, langsam vorwärts kriechen sahen und zwei Stunden später, als wir in Zabaula am Meere höchst vergnügt gute Fische frühstückten, kam das Schiffchen so nahe ans Ufer, um sich ziehn zu lassen, daß wir uns lustig begrüßen konnten. Wir eilten nun heraus, doch siehe der Wind wandte sich, blies frisch in die Segel, und unsere Freunde flogen durch die Meerenge nach Messina, wo sie vier oder fünf Stunden früher als wir anlangten.

Bald wurde die Gegend etwas sandig und öde, und wir flüchteten uns vor der drückenden Hitze zu den kühlen Meereswogen, die der frische Wind recht sehr belebt hatte. In Scaletta kehrten wir in die Hütte eines ehrlichen Fischers ein, der uns mit gutem Wein, Backfischen und einer ganz köstlichen Muräna bewirthete, und wahrlich müssen wir gestehen, daß die Meerale der Meerenge von Messina, allwo, wie Plinius und Martial berichten, die köstlichsten gefangen wurden, ihren Ruhm nicht, wie zum Beispiel der Falerner Wein oder der Hybläische Honig und manche andere antike Leckerbissen, überlebt haben, sondern auch nach achtzehnhundert Jahren noch im Stande sind einen modernen Gaumen zu entzücken. Hierauf schliefen wir unter dem mit südlicher Einfachheit von Rohr erbauten Obdach, von dem dumpfen Rollen des Meeres eingewiegt, ein Paar Stunden, während der glühendsten Hitze, sehr sanft.

Von Scaletta an wurde die Gegend an der Meerenge wahrhaft paradiesisch, und es verlohnte sich wohl, daß wir ihren Genuß mit strömendem Schweiße erkauften. Wir konnten jeden Baum in den anmuthigen Wäldern Calabriens, jedes Fenster in Reggio genau unterscheiden und sahen eine Menge schöner Flecken auf dem Continente liegen. Je näher wir Messina kamen; desto lebhafter wurde die Straße, die zunächst an Messina auch fahrbar ist; zahllose Maulthiere, auf deren einigen artige Frauen, wie es schien, spatziren ritten, begegneten uns und ließen uns im Voraus auf den Verkehr und die Wohlhabenheit des Ortes schließen.

So langten wir nun glücklich in Messina an, fanden aber unsers Reisegefährten, die beinah fünf Stunden vor

uns, nachdem sie einen harten Kampf mit der Charybdis ausgehalten hatten, in Hafen angelangt waren, noch zu unserem nicht geringem Erstaunen, ohne Pratica *) in der Sanität gefangen sitzen, worüber sie sich in der entschiedensten Verzweiflung befanden. Ihre Einfahrt in den Hafen, die immer schwierig ist, war sehr gefährlich gewesen, da sie den Strom gegen sich gehabt hatten und doch mit vollem Winde gesegelt waren. Dieser Strom in der Meerenge geht sechs Stunden ein und sechs Stunden auswärts, und hat man ihn gegen sich, so ist besonders am Lazareth eine sehr gefährliche Stelle, die man wohl mit dem berüchtigten Namen der Charybdis beehrt, jedoch bringen geübte Schiffer selbst die kleinsten Fahrzeuge in der Regel glücklich durch.

Sechszehntes Kapitel.

Messina.

Der erste Abend, den wir in Messina erlebten, wir waren den sechsten Juni hier angekommen, gehört zu den fröhlichsten unserer ganzen Reise. Wir hatten auf dem Aetna der schönen Italischen Natur so tief in die stralenden Augen gesehn und kamen nun reich an den herrlichsten Erinnerungen in dem lebendigen Messina an, freylich um dem alten Wunderlande Lebewohl zu sagen, aber auch um in die Arme des Neapolitanischen Meerbusens zu eilen. Und gerade hier ließ zum Abschiede Ceres ihr Wiegenland

*) D. h. Erlaubniß auf dem Lande Verkehr zu treiben.

uns noch einmal in der vollsten Pracht erscheinen, denn sicherlich kann außer Neapel (von der unglücklichen Zigeunerhöhle Taormina ist als Stadt nicht die Rede), keine Stadt in Hinsicht der Lage mit Messina verglichen werden. Welch Schauspiel vom Balcon unserer Wohnung herab den dunkelblauen Strom des Meeres, zwischen den kühn ausgezackten Bergufern Siciliens und den sanften, mit dem anmuthigsten Grün bekleideten, Höhen Calabriens hindurch rollen, und ringsum alles in tausendfachem Farbenglanze, unter dem reinen Purpur und Blau des südlichen Himmels wiederstralen zu sehen! Der sichere Hafen wimmelte von Masten und die regsamste Thätigkeit verrieth uns die erste Handelsstadt Siciliens. Außer allem diesem empfing uns gleich die erfreuliche Nachricht, daß wir in Neapel keine Contumaz zu halten hätten, da Ferdinand seinen alten Thron bestiegen und das Reich beider Sicilien wieder vereiniget habe, und noch denselben Abend versprach uns Herr Schmalzer, unser Correspondent, ein gebohrner Sicilianer ohne teutsche Zunge zwar, aber mit teutschem Herzen, für unsere Ueberfahrt mit einem eben segelfertigen Scooner Sorge zu tragen. So nahe trat uns also schon in den ersten Stunden nach unserer Ankunft in Messina die Aussicht auf das längst ersehnte Neapel. Leider hatten wir nur dabei nicht auf die Feindseligkeit der Winde gerechnet, die uns zu unserem Verdruß zwangen sechs Tage in Messina und sieben Tage auf dem Meere liegen zu bleiben, doch wunderschön und höchst romantisch verflossen uns auch diese, ohne daß wir also Anfälle stiller Verzweiflung wie bei der Fahrt von Civita Vecchia nach Palermo gehabt hätten.

Tages darauf trafen auch unsere teutschen Freunde

aus Rom, die wir in Catanien zurück gelassen hatten, bei uns ein, und wir fuhren gemeinschaftlich an Bord des schnell segelnden Scooners, um mit dem Schiffspatron abzuschließen.

Zu unserm Erstaunen fanden wir eine große Menge Landsleute in Messina, englische Husaren, die einst mit dem Herzog von Braunschweig Teutschland verlassen und dann Brittische Dienste genommen hatten. Diese guten Leute trugen noch die Braunschweigische Uniform und wiewohl sie indeß beinahe im ganzen westlichen Europa umhergeschleudert worden waren, so erinnerten sie sich doch mit tausend Freuden ihres Vaterlandes, boten alles mögliche auf uns gefällig zu seyn, und wir konnten uns nicht enthalten das naive Vaterlandsgefühl besonders der Gemeinen zu bewundern, deren mehrere, obschon es ihnen recht gut ging in diesem Paradies der Messinesischen Meerenge, wo sie Citronen und Apfelsinen nach Belieben speisen konnten, die gesegneten Kornfelder unsers Vaterlandes Schlesien mit dem lebhaftesten Enthusiasmus priesen und uns geradehin versicherten, daß, sobald sie nur aufs feste Land von Italien übergesetzt würden, sie alle davon zu laufen gedächten.

Sogenannte Merkwürdigkeiten hat Messina eigentlich keine einzige bedeutende, außer seiner göttlichen Lage. Der Charybdiswirbel hat längst aufgehört gefährlich zu seyn, und die Scylla ist eigentlich ziemlich weit von Messina bei Punta del Faro befindlich. Am Hafen liegt die berühmte Palaststraße, (Palazzata genannt) die durch das bekannte Erdbeben eingestürzt wurde, noch bis auf den ersten Stock unausgebaut; es wäre in Hinsicht der Lage die erste Gasse der Welt geworden, mit Ausnahme der Chiaja in Neapel.

Doch ist eigentlich überall in den Häusern nahe am Hafen die Aussicht unbeschreiblich schön; das Meer schien zu unsern Fenstern herein fließen zu wollen. Messina ist reicher und hat mehr Handelsverkehr als Catanien; allein es ist auch schon weniger freundlich und einladend und blos auf Handel erpicht, daher es auch die einzige Stadt in Sicilien war, wo wir kein Fest feiern sahen; indeß ist die Marina so lebhaft als ob hier beständig gefestet würde, und ertönt ohne Aufhören vom Geschrei der Krämer, Mäckler, Schiffer und dem Klippen und Klappen des Hafens. Besonders thätig sind hier die Schwerdfischverkäufer; das sehr zarte und schmackhafte Fleisch dieses Fisches wird in Scheiben geschnitten und von den Sicilianern sehr gern gegessen. Zufällig sahen wir hier auch einen Abkömmling des berühmten borstigen Engländers, der noch keineswegs ausgeartet zu seyn schien.

Leider warteten wir, zu unserem höchsten Verdruß, schon seit mehreren Tagen vergeblich auf guten Wind, theils aber auch lag die Schuld an unserm faulen Patron; wir fuhren alle Tage an Bord, fanden ihn gewöhnlich in der Kajüte auf einer Matratze liegen und wenn er uns ansichtig wurde, schnitt er ein langweiliges Gesicht, wandtel sich und antwortete uns jedes Mal nichts anderes als „heute nicht, aber morgen" indem er die Finger über das Maul rollen ließ, als ob wir wie der Blitz geschwind davon fliegen würden, und dann schlief der faule Wanst wieder ein, denn es war ziemlich warm.

Siebzehntes Kapitel.

Seefahrt nach Milazzo.

Endlich den dreizehnten Juni des Morgens schifften wir uns ein; allein es wurde wohl neun Uhr ehe alle Anstalten zur Abfahrt getroffen waren; überdies hatten wir den Strom gegen uns, der Wind half nur sehr wenig, daher denn der Pilot am Steuer alle Kunst aufbieten mußte uns aus dem Hafen und der Meerenge zu bringen. Denn so schön auch der Messinesische Hafen ist, indem die größten Kauffartheifahrer und allenfalls selbst Kriegsschiffe unmittelbar an die Marina anlegen können, so hat er doch den Nachtheil einer schwierigen Aus- und Einfahrt. Wir hatten dabei Gelegenheit den Unterschied Brittischer und Italienischer Seeleute zu beobachten: während die sieben Menschen, welche die Englische Brigg, mit der wir in Palermo eingelaufen waren, bedienten, alle Befehle des Hauptmannes mit Stillschweigen und Schnelligkeit ausführten, machten die dreizehn bis funfzehn Matrosen dieses nicht größeren Scooners bei ihren Verrichtungen, die sie übrigens durchaus nicht ungeschickt ausführten, einen solchen Lärm, daß man hätte meinen sollen, wir wären in der größten Gefahr auf den Strand zu rennen oder zu sinken. „Il Cappuccino, il Perrucchetto!“ oder wie sie die Segel alle nannten, tönte es unaufhörlich durch einander.

Wir behielten Messina leider noch ein paar Stunden im Gesicht; indeß kann man in dieser schönen Meerenge unmöglich zu lange verweilen. Wild und hoch, in duftigen Farben lag das Ufer des Cyclopeneilandes, grün, sanft und in wellenförmigen Umrissen Calabrien vor uns, dem

wir zuweilen so nahe kamen, daß wir, voll Sehnsucht nach diesem üppigen Lande, gern über Bord gesprungen wären, auf den schlängelnden Bergpfaden gewandelt und unter den breitästigen Bäumen geruhet hätten.

Endlich erreichten wir das Vorgebirge Pelorum, oder Punta del Faro, nachdem wir sehr nahe an dem berühmten, durch den Donnerstral bekanntlich zerschmetterten, Scillafelsen vorbei gekommen waren; allein hier hatten wir den Meeresstrom so heftig gegen uns, daß die künstlichen Wendungen des Piloten weiter nichts halfen. Die vergebliche Bestrebung und das nutzlose Hin- und Herfahren, blos um diesen einen Punkt zu gewinnen, war beinahe lächerlich anzusehn, wenn es nicht so lange gedauert hätte, und auf diese Weise wurde auch uns, wenn gleich, Gott sey Dank, in weit minderem Grade, diese Stelle eben so verdrießlich wie einst dem Odysseus, (was uns offenbar einigen klassischen Trost gewähren mußte), dem hier Scylla mehrere Gefährten fraß, darauf der Blitz das ganze Schiff zerschlug, so daß er selbst auf einem Balken reiten und hernach beinahe einen ganzen Tag an einem Feigenbaum in luftiger Höhe des Felsens, wie eine Fledermaus, hängen mußte. Wir sahen uns auch leider genöthigt hier vor Anker zu gehen, und einige Stunden, bis gegen Abend sich der Strom umkehrte, geduldig liegen zu bleiben.

Wir wissen freilich eben so wenig als die spätern Griechen und Römer, ob Odysseus die Scylla und Charybdis an die Messinesische Meerenge versetzt, ja einige zweifeln überhaupt, ob Sicilien das Cyclopeneiland sey: allein, wie viel auch unbekannte Zerstörungen hier verändert haben mögen, irrte Odysseus wirklich hier umher, so konnte er, bei einem so rasenden Ungewitter, welches ihn freilich, genau genom-

men, nicht in der Meerenge selbst, sondern auf offner See, wo er nichts als Meer und Himmel sahe, überfiel und blos nach der Meerenge trieb, dennoch selbst heute zu Tage an dem gerade hier auf der Calabresischen Seite steilen Felsufer so gut Schiffbruch erleiden, als es nur einer verlangen dürfte. Uebrigens ist aus Homers Beschreibung klar, daß die Scylla und Charybdis nahe bei einander waren, es ist deshalb unerklärlich, warum die Messinesen eine etwas wirblichte Stelle am Lazareth bei der Stadt, als die wahre, ächte Charybdis, doch auch nur bei Sturm als Wirbel sichtbar, angeben. Andere Reisende haben an der Punta del Faro einen Wirbel, den sie für die Charybdis halten, gesehen und allerdings paßte diese Gegend der Scylla gegen über sehr gut zu den Worten des Dichters; allein uns, obgleich wir leider vier bis fünf gute Stunden bei dieser unglücklichen Spitze vor Anker lagen, ist es doch keinesweges gelungen an dem flachen und sandigen Ufer auch nur die mindeste Spur eines Wirbels zu entdecken. Ueberhaupt würde man wohl sehr in Verlegenheit gerathen, wenn man gründlich angeben sollte, was Scylla und Charybdis eigentlich sey. Scylla ist der Nahme eines unglücklichen Calabresischen Städtchens, das durch das furchtbare bekannte Erdbeben ganz zerstört wurde und höchst romantisch auf einem hohen Felsen liegt, und an diesem mag, wie an viel tausend andern Engen und Spitzen, die See bei Ungewitter sehr wild seyn. An das Einschlürfen und Auswerfen des Wassers ist natürlich nicht mehr zu gedenken, und wenn der Sache irgend etwas wahres zum Grunde liegt, so mögen hier einst Höhlen am Calabresischen Bergufer gewesen seyn, wie deren Sicilien bei Syracus und häufig an andern Orten in Menge hat, ja man könnte

diese Insel überhaupt das Höhlenland nennen. Denn auch im Innern derselben findet man deren eine ungeheure Anzahl. Merkwürdig ist jedoch, daß Homers Worte offenbar auf eine periodische Strömung hindeuten: dreimal spiee die Charybdis das Wasser aus, dreimal schluckte sie es. Viel eher, als auf die im ganzen Mittelmeere kaum merkliche Ebbe und Fluth, ließe sich dies auf den sechsstündlich sich umsetzenden Strom der Messinesischen Meerenge beziehn.

Unsere Gesellschaft war schon ziemlich zahlreich und recht unterhaltend: ein lustiger Seeofficier, der schon die halbe Welt durchsegelt, sich mit Corsaren aller Art und Türken herumgeschlagen und allen christlichen seefahrenden Nationen gedient hatte, unterhielt uns unaufhörlich durch Schwänke und Italienische, Sicilianische, oder Neugriechische Lieder, welcher Sprache er völlig mächtig war, bald wieder stellte er sich auf eine Kiste und deklamirte mit äußerstem Pathos. Ferner segelte mit uns ein bärtiger Calabrese; er war sonst Officier unter den Hülfstruppen in Spanien und aus Vaterlandsliebe ein heimlicher Anhänger Napoleons. Zu unserm Vergnügen fanden wir auch einen tüchtigen Teutschen, Hauptmann im Oesterreichischen Generalstabe, am Bord, der durch Calabrien als Eilbote nach Messina gesandt worden war, auf demselben Wege aber nicht zurückkehren wollte, da das Land damals sehr unruhig war und sich gegen die sogenannten Jacobiner, das heißt Joachimisch gesinnten, zu Gunsten Ferdinands in völligem Aufstande befand; indeß versicherte uns der Hauptmann, daß ihr Calabrisches Gewissen sich nichts daraus mache, auch einem Nicht-Jacobiner bisweilen auf den Kopf zu brennen.

Gegen Abend endlich wurde der Anker gelichtet und wir steuerten auf Milazzo zu, wo unter andern eine Prinzessin aus Palermo an Bord genommen werden sollte, indeß hatte uns der Hauptmann versprochen, sie schon von weitem durch einen Kanonenschuß von unserer Ankunft zu benachrichtigen, damit wir keinen Augenblick Zeit verlören. Des Nachts sahe das Sicilianische Bergufer und die erleuchteten Städte und Flecken, aus denen zu uns, einsam über die See herüber, das Glockengeläut' ertönte, höchst romantisch aus; auch das Calabresische Ufer schimmerte uns zaubervoll im Stral des Mondes entgegen und in weiter Ferne brannten die wilden Klippen der Aeolischen Inseln mit Dampf und Feuer aus der See empor.

Den andern Tag früh um zehn Uhr waren wir auf der Höhe von Milazzo angelangt und obgleich die Kanone wirklich abgefeuert wurde, so sahen wir doch zu unserm Schrecken, daß der Hauptmann alle Anstalten zum Landen traf und in der That gingen wir um Mittagszeit in dem herrlichen Busen von Milazzo vor Anker.

Achtzehntes Kapitel.

Milazzo.

Da nun an baldige Abfahrt nicht zu denken war, so begaben wir uns ans Land, trieben uns den ganzen Tag über im Städtchen herum, und kehrten blos Mittags und Abends zum Essen und Nachts zum Schlafen an Bord zurück. Die Stadt hat sechstausend dreihundert Einwohner und nicht das schlechteste Ansehn; sie liegt auf einer Land-

zunge, die sich in einen wunderschönen Golf hineinzieht, der in gewisser Hinsicht mit dem Neapolitanischen zu vergleichen ist, da, so wie in jenem Capri, Ischia und Procida, in diesem die Liparischen Inseln vor dem Eingang der Bucht liegen, und einen höchst kühnen und malerischen Anblick gewähren.

Wir traten hier zuerst in eine Eisbude ein und wurden daselbst mit einigen Herren aus der Stadt bekannt, deren einer sich sogleich erbot, uns an die Marina zu führen, wo wir der schönsten Ansicht der Aeolischen Inseln genießen sollten. Während des Spatziergangesthe theilte uns dieser Mann, da wir das, einem jeden Sicilianer höchst wichtige Thema von der Verfassung berührt hatten, mit eben so viel Klarheit als Beredsamkeit seine Ansicht über dieselbe mit, und wiederholte die allgemeine Klage fast aller Sicilianer, wie sehr man auf der ganzen Insel mit dem Betragen Ferdinands unzufrieden sey, daß er bei seiner Abfahrt von Messina einen Regierungsausschuß von zwölf bis sechszehn Personen mit unumschränkter Vollmacht zurückgelassen und auf die Verfassung gar keine Rücksicht genommen habe; daß er, um sein Ansehn im Parlament zu heben, jeden, der sechstausend Unzen, etwa achtzehntausend Thaler Einkünfte jährlich habe, in die Pärkammer hineinschiebe und wirklich waren diese und ähnliche Vorwürfe nicht ganz ohne Grund.

Bei Milazzo ist ein sehr bedeutender Thunfischfang, der gerade in diesen Monaten sehr emsig betrieben wurde, denn auch in Syrakus, oder eigentlich unfern dem Cap Passaro, fing man, als wir uns dort aufhielten, viele Thunfische. Diese Thiere ziehen jährlich von Sardinien hierher, am nördlichen Ufer der Insel vorbei, durch den

Kanal von Messina, bis gegen Cap Passaro, von wo sie sich dann nach der Levante wenden. Der Sardinische Thunfisch ist daher, weil er zuerst gefangen wird, zwar der fetteste, dauert aber auch nur die kürzeste Zeit, der Syracusanische dagegen, freilich der magerste, hält sich aber auch am längsten. Eine Tonnara oder Thunfischnetz ist höchst sinnreich zusammengesetzt und gleicht einem schwimmenden Labyrinthe, (die Fischer nennen es Palazzino) aus welchem sich der arme Fisch, wenn er einmal bis in das letzte Gemach, die Todtenkammer genannt, gekommen ist, nicht mehr heraus helfen kann. Ein Fischer steht mit unverwandtem Falkenauge beständig auf der Wache und hat sich dann die Todtenkammer gefüllt, so gibt er das Zeichen und seine Gefährten eilen herbei, um, unter dem Zuschauen der versammelten Menge, den Palazzino zu heben und die Thunfische grausam zu tödten. Der Sägefisch oder Schwertfisch, ein großer Feind des Thunfisches, verfolgt diesen auf seinen Zügen und geräth daher oft in die Netze, welche eigentlich jenem bereitet sind. Den Fischern aber ist dies sehr unangenehm, da dieser starke Raubfisch, mit seinem scharfen Gewehr, die Faden des Netzes zerhauet und in dem Palazzino oftmals eine schreckliche Zerstörung anrichtet; weshalb jene, sobald ein solches Thier in die Tonnara eingetreten, diese den Augenblick heben müssen. Einesmals während wir im Hafen von Milazzo vor Anker lagen, fing sich auch ein solches Ungethüm; wir ruderten schnell herbei und fanden einen Schwertfisch von etwa sechs Ellen Länge. Die unbarmherzigen Schiffer aber warfen ihn in ein Boot, und da er, um seiner Länge willen, zwischen den Querhölzern nicht hindurch auf den Boden fallen konnte, und doch sehr schwer war, so zer-

brach er sich auf der Stelle die Nase, an welcher die Säge hervorragt. Sein Fleisch ist, wie erinnert, sehr schmackhaft, wollig und pikant, und unserem Gaumen ist er als der beste größere Seefisch vorgekommen. Ueberdieß ist er nicht theuer, da man ihn ziemlich häufig fängt.

Obgleich nun der günstigste Wind für Neapel zu wehen anfing, so wurde dennoch gar keine Anstalt zur Abfahrt getroffen, sondern wir blieben auch noch den ganzen folgenden Tag müßig vor Anker liegen; über diese ungeheure Wortbrüchigkeit brach unter den Passagieren eine Art Empörung gegen unsern dicken Schiffshauptmann aus. Umsonst setzte er der losknallenden Batterie der wüthendsten Schmähungen seine possierlichen sicilianischen Gesten entgegen. „Verdammt sey deine Seele, du Kuhsohn! Ermordet sey die Metze, die dich geboren hat, du H... sohn!" riefen die erzürnten Neapolitaner ihm von allen Seiten zu, und wir erwarteten jeden Augenblick, daß sie ihm etwas noch unangenehmeres erzeigen würden. Am schlimmsten setzte ihm ein hagerer Sicilianer zu, der gleichfalls Officier und, wie er sagte, mit so äußerst wichtigen Briefschaften nach Neapel beauftragt wäre daß ihre Verzögerung den so eben aufgerichteten Thron beider Sicilien sicherlich wankend machen würde. Um die Verwirrung noch größer zu machen hatte der sogenannte Flaggenhauptmann (Capitano di Bandiera), am Range zunächst unter dem Schiffshauptmann, einen aus unserer Gesellschaft wirklich ohne Noth beleidiget; dies einem Landsmann zugefügte Unrecht empörte unsern teutschen Reisegefährten, den Oesterreichischen Hauptmann, aufs äußerste. Er war ohnehin ein großer Feind aller Italiener, machte mit den neapolitanischen und sicilianischen Officieren, die sich am Bord befanden, oft

wenig Umstände, indem er sich auf das Ansehn verließ, das seine Landsleute gegenwärtig in Neapel hatten. Um so weniger war er geneigt einem Kerl, wie unser Flaggenhauptmann war, eine Unhöflichkeit gegen einen Teutschen durchzulassen. Ehe der Beleidigte selbst sich noch besinnen konnte, fuhr er mit Blitzesschnelle gegen den Italiener los und, da seine italienische Zunge eben so geläufig war als seine teutsche, überhäufte er ihn mit den unerhörtesten Schmähreden, ja er versicherte ihn, daß wenn wir in Neapel gelandet wären, er ihn durch Soldaten seiner Compagnie aufgreifen, aufs Kastell schleppen und dermaßen durchprügeln lassen würde, daß sein ganzer Körper so weich wie seine Ohrlappen werden sollte. Durch diese so deutliche Drohung wurde der Flaggenhauptmann so bestürzt, daß er nicht eine Sylbe entgegnete; der Schiffshauptmann aber, der beinahe die ganze Equipage gegen sich hatte, stieg in ein Boot, ruderte ans Land, ließ sich die ganze Nacht nicht am Bord sehn, und stellte seinen Passagieren frei nach Belieben zu schimpfen.

So fand uns denn auch der dritte Tag müßig im Hafen von Milazzo liegen, während die Wimpel beständig nach Neapel hin zeigten. Die unglückselige Prinzessin, die allein Schuld an unserem Verzuge war, ließ sich immer noch nicht blicken und am Ende kündigte uns der Flaggenhauptmann ganz kaltblütig an „ehe wir abführen müßten durchaus erst noch mehrere Passagiere am Bord genommen werden, und da es ungewiß sey, wenn diesen ihre Umstände erlauben würden sich einzuschiffen, so möchten wir uns nur ans Land begeben, wohin wir Lust hätten; der Hauptmann habe ihm befohlen, eine Stunde vor Abfahrt eine Signalflagge aufziehn zu lassen, wornach

wir uns zu richten." Wir sahen uns also, zu unserem unglaublichen Verdruß, genöthiget, den ganzen Tag über, von der glühenden Hitze verbrannt, in dem langweiligen Städtchen herumzulaufen oder uns in den Eisbuden hinzustrecken.

Gegen Abend wollten wir aus langer Weile das Castell von Milazzo besehn, allein unser Oesterreichischer Hauptmann richtete gegen die Ungefälligkeit des Brittischen Officiers, der es befehligte, nichts aus und wir mußten uns begnügen den Sonnenuntergang von der am Castell gelegenen, ziemlich bedeutenden Höhe herab anzusehen. Hätten wir geahndet, daß uns diesen Abend bevorstünde ein solches Wunder zu schauen, wir hätten den Abend vorher mit dem Patron gewiß nicht so gezankt. Unmittelbar im Grunde vor uns lagen herrlich blühende Orangengärten und anmuthige Matten, an deren dunkelgrünem Saume die blauen Wogen aufs lieblichste spielten; rechts hin sahe man kühne Felsengruppen, die das Castell trugen, links blaue Höhen, und über alle ragte der rauchende Aetna; vor uns stiegen die Zacken und Kegel der Aeolischen Inseln aus den Fluten empor. Da indeß einige Wetterwolken am Himmel schwebten, brach sich das mächtige Licht der Abendsonne so wunderbar in ihnen, daß die ganze Gegend in einer gewaltigen Rosenhellung schwamm, wie wir es noch niemals gesehen hatten. Ein sanfter Regen, ganz purpurroth, senkte sich auf die Inseln hernieder und hüllte Lipari, Vulcanetto in zaubervollen Rosenglanz ein; nicht minder aber auch, zu unserm unendlichen Erstaunen, das Meer, welches, so weit nur unser Auge reichte, Purpurwogen aufwühlte und, wie die Höhen des Himmels, so stralten auch die Tiefen des Meeres von diesem rosigen

Farbenglanze. Wir sind überzeugt, daß wenn ein Maler auch im Stande wäre eine Idee von dieser hohen Kraft des südlichen Himmels zu geben, man ihm doch in unserem Norden keineswegs Glauben beimessen, sondern ihn grundlos phantasirt zu haben, beschuldigen würde; auch haben wir in Italien selbst nichts Gleiches mehr gesehn. Nach Sonnenuntergang endlich fingen die Passagiere an sich einzuschiffen, die uns durch ihre Verzögerung so vielen Verdruß gemacht hatten, mehrentheils Sicilianische und Neapolitanische Officiersfrauen mit ihren Zofen; zuletzt kam auch die sehnlichst erwartete Prinzessin an Bord, in Begleitung eines alten, von Hunger aufgezehrten Cameriere, einer unbrauchbaren Cameriera und einer schönen Aegyptischen Ziege mit langen hängenden Ohren. Ueberdies brachte man eine so ungeheure Menge Gepäck an Bord, daß man sich im Schiffsraum kaum regen konnte, und unser Verdeck wimmelte nicht weniger von einer tollen Menge schwadronirender und gestikulirender Sicilianischer Weiber. Endlich war alles zur Abfahrt bereit, allein die Prinzessin hatte zum Unglück vergessen Eis mit sich zu nehmen; sogleich mußte ihr elender Cameriere ausgeschifft und ans Land gebracht werden, um welches zu holen; auch die übrigen Frauen hatten noch tausenderley zu erinnern und machten mit ihrem unerhörten Geschwätz beinahe die ganze Equipage verrückt, so daß wir uns zwanzig Meilen in das offene Meer, diese Weiber aber alle an der Seekrankheit niederwünschten. Nachdem endlich alle zufrieden gestellt, auch Eis an Bord geschafft war, wurde gegen Mitternacht der Anker unter fröhlichem Sang und Klang gehoben, ein sanfter Landwind fing an die Segel zu schwellen und wir mußten uns nun mit dem Gedanken bekannt

machen, von dem wundervollen Eyland der Cyclopen auf immer Abschied zu nehmen. Die Nacht war über alle Maßen schön, der Mond leuchtete sonnenhell über Meerbusen, Berge und Inseln und bedeckte den Sapphirguß des stillen Meeres mit einem sanften Schleyer, ohne ihm die prachtvolle Klarheit zu rauben; traurig sahen wir die Küsten der geliebten Insel nach und nach von uns weichen; an unserer Seele gingen die seligen Tage vorüber, welche wir auf derselben verlebt hatten. Ach gewiß Ceres hatte uns an ihre grünende Wiege mit unauflöslichen Banden der Sehnsucht gefesselt, denn selbst die schrecklichen Einöden und Verheerungen der Insel erschüttern unser Herz fast nicht minder gewaltig, als die fast göttlichen Schönheiten des Val Demona; überdies aber hat die griechische Romantik des Homers einen wunderbaren Zauber über dies dreizackige Eyland ausgegossen, den wir sonst vergeblich in Italien suchen. Tausendmal riefen wir dem seligen Feenlande Lebewohl zu, immer mehr und mehr Wogen drängten sich zwischen uns und seine Gestade, bei Sonnenaufgang

„Ward von fern aus der Flut der Trinacrische Aetna geschauet"

allmälig senkte sich auch dieser Sicilianische Riese hinter die Berge der Wellen und — auf ewig war für uns das Idyllenland Sicilien verschwunden.

Neunzehntes Kapitel.

Seefahrt nach Neapel.

Diesen Morgen segelten wir mitten durch die Aeolischen Inseln. Ein Glück daß die See sehr ruhig war, sonst

konnte uns die Unbesonnenheit unsers Patrons, nicht weiter in die offene See zu halten, nach der Meinung der mit uns reisenden Seeofficiere, an so schroffen Felsenwänden sehr theuer zu stehen kommen. Der Anblick dieser ungeheuren Kegel, die sich pyramidalisch aus den Fluten in die Luft thürmen, ist höchst sonderbar und ergreifend, wenn auch außerordentlich wild und von grellen Farben. An Stromboli kamen wir sehr nahe heran; es rauchte ungeheuer stark und wir hoften des Nachts Feuer zu sehn. In der Nähe der Insel Alicudi ragte ein höchst seltsamer Fels, dünn wie eine Spindel und hoch wie ein Gothischer Thurm, wohl einige hundert Fuß, so viel wir schätzen konnten, über die Fläche der See. Eine Strecke weiter davon erhob sich ein unzugängliches Kastell von Klippen phantastisch aus den Wogen. Wehe dem unglücklichen Schiffe, das hier unter diesen Ungeheuren auf den Strand rennt!

Nachdem wir auch diese letzten Anhängsel Siciliens aus den Augen verloren hatten, schwammen wir zwei Tage ohne eine Spur von Land zu sehn, denn auch diesmal plagte uns der Gott der Winde, wie fast immer, aufs boshafteste, indem wir entweder gar keinen oder doch sehr schlechten Wind hatten. Demohngeachtet war die Reise, theils um des herrlichen Wetters und milden Seehauches, theils um unserer lustigen zahlreichen Gesellschaft willen, höchst angenehm und vergnügt. Unsere Prinzessin Signora Letizia, Marchesa di Spadafora, aus dem Hause der Comnener entsprossen, war ein sehr liebenswürdiges, kluges und einst vermuthlich bildschönes Weib; sie ließ sich auf dem Verdeck ein Zelt aufschlagen, und blieb deshalb in der gesunden Luft von der Seekrankheit verschont, die die an-

dern Frauen in der pestilenzialischen Kajüte sehr heftig bekamen. Wir machten dieser Prinzessin abwechselnd unsere Aufwartung und sie wußte uns herrlich zu unterhalten; leider nur litt sie an der fallenden Sucht, einer Krankheit, die in Italien schrecklich häufig ist, und dann gebärdeten sich Ihre Durchlaucht ganz rasend. Oft zeigte sie sich indeß, auch selbst wenn sie bei Verstande war, ziemlich eigensinnig; als z. B. das eine Mal der Wind ein wenig frisch blies und das Schiff etwas schief auf die eine Seite hing, verlangte sie durchaus, wir sollten still halten, nicht anders als ob sie in ihrer Kutsche auf der Marina in Palermo spazieren führe, und doch mochte wohl dreissig teutsche Meilen in die Runde kein Land zu finden seyn. Als ihr jedoch der Hauptmann vorstellte, daß, wenn wir die Segel einzögen und das Schiff dem Spiel der Wellen preis gäben, sie ohne Zweifel die Eingeweide von sich geben würde, so ließ sie es sich endlich gefallen, daß wir weiter fuhren. Die Offiziersfrauen, unter denen sich ein Paar erträgliche befanden, lagen auf Matratzen in der Kajüte, wie Heringe über einander geschichtet, und waren schwach und jämmerlich krank, stöhnten, seufzten und ihr Uebelbefinden schuf dies kleine, nette Gemach zu einem Pestloche um; ging überdies das Schiff etwas schief auf der Seite, so kollerten sie unter kläglichem Wimmern über einander hin. Eben so gräßlich ächzten ihre Zofen, von denen ihre Gebieterinnen umsonst Hilfe erwarteten, am unruhigern Vordertheil, in der Matrosenkajüte, die unsere Seeleute aus Galanterie ihnen eingeräumt hatten; solchergestalt sah es überall, außer auf dem Verdeck, wie in einem häßlichen Lazareth aus, alles brach sich, seufzte, stöhnte, und war blaß anzusehn wie der Tod, ausgenom=

men ein wunderschönes Mädchen von zehn Jahren, die Tochter eines Neapolitanischen Hauptmannes, eine blauäugige Blondine mit teutschem Körper, vielleicht weil ihre Eltern Schweizer waren, aber mit völlig italienischer Seele. Sie sprang munter wie eine Gazelle umher, band mit jedem an, kümmerte sich um keinen etwas, sie pfiff und sang ganz allerliebst einem tanzenden Hunde vor, dem sie bisweilen die Flöhe ablas, dann spielte sie wieder mit ihrem Liebling der ägyptischen Ziege, und lief halbnackend im Schiffe umher, ohne daß sie jemand zu halten im Stande war, und Quecksilber wäre schwerfälliges Bley gegen die kleine Concettina zu nennen gewesen. Wir Männer waren alle sehr wohl auf und ließen uns die Alici oder Sardellen, und das Rindfleisch in dreierlei Gestalt, womit uns der Patron täglich bewirthete, wohlschmecken; nur des Nachts befanden wir uns etwas übel, denn wir lagen auf stinkenden Wollsäcken und Fellen im erstickenden Schiffsraum aufgeschichtet; wer Platz haben wollte mußte sich in diesen unglücklichen Schlund bei Zeiten hinab begeben, dann aber fielen Millionen Flöhe mit unglaublicher Wuth dieses vereinzelte Schlachtopfer an; ging man später hinab, wenn die Flöhe sich schon ihre Beute gewählt hatten; so lief man Gefahr gar keinen Platz zu bekommen, oder höchstens einen, wo jedes Gelenk des Körpers mit einer besondern Unterlage von verschiedenem Niveau zufrieden seyn mußte. Auf diesen heillosen Schiffslagern lernt man erst Gott und seine Heiligen anrufen, und die Wonne, auf den harten Kisten des Verdecks zu schlafen, muß man sich, theils um der auf dem Mittelmeere höchst gefährlichen Nachtluft willen, theils weil die Matrosen beim Bedienen der Segel einem den Bauch eintreten wür-

den, versagen. Uebrigens waren wir, besonders an den göttlichen Abenden, wo über den unabsehlichen blauen Feldern der See, die goldne Kugel des Mondes aufs lieblichste schimmerte, sehr froh. Die gute Prinzessin machte jeden Tag ihre Toilette aufs sorgfältigste, und ließ deshalb ihr Zelt mit Flören und Tüchern verhängen, die sie aber nicht besser verbargen als nach Ariost's Worten, helles Glas Lilien und Rosen. Blauäugige Delphine besuchten uns wieder, in Bogensätzen um das Schiff tanzend, und unser lustiger Seecapitain stellte sich mit einer in Eile verfertigten Harpune an das Vordertheil des Schiffs, ohne jedoch einen zu fangen. Ein frischer Wind brachte uns den zweiten Tag schnell um achtzig Seemeilen vorwärts; schäumend flogen die Fluten an den Kanonenlöchern vorüber, und wir haben bald kein Schiff selbst mit dem frühern, schlechtern Winde so brav segeln sehn als diesen, nach Americanischer Art, mit schiefen Masten gebauten Scooner. Als der Wind wieder nachließ, und das Schiff deshalb sehr schwankte wurden unsere armen Frauen noch kränker.

Den neunzehnten Juni mit Sonnenaufgang, als wir uns eben die verklommenen Gelenke nach einem unerquicklichen Schlaf auseinander reckten, fingen die Matrosen, unter dem lauten Geschrei „Land: Land!" die Schiffsglocke an zu ziehn, und alles gerieth in Bewegung; wir stürzten aufs Verdeck, und mit fröhlichem Beben sahn wir den kühnen Felsenkrystall der Insel Capri, sich drohend aus der Flut erheben, bald darauf den rauchenden Vesuv und selbst die Stadt Neapel. Zu Mittag hatten wir Capri, dessen schroffe Wildheit dem unzugänglichen Charakter des finstern Tibers ganz gleicht, sehr nahe. Wunderbare

Spitzen und Felsenthore ragen hier seltsam aus dem Meere empor, und überhaupt gleicht wohl kaum irgend ein Eiland des Mittelmeeres an kühner Bauart der Insel Capri. Voll unaussprechlicher Freude sahen wir beim Einlaufen in den prachtvollsten Neapolitanischen Meerbusen alle Herrlichkeiten nacheinander vor uns aufgehen: denn nachdem wir uns durch die Meerenge zwischen der Punta della Campanella, sonst dem Vorgebirge der Minerva, und Capri hindurch lavirt hatten, was uns mehrere Stunden aufhielt und manchesmal gar nicht möglich ist, flogen Sorrent, Castellamare, sonst Stabiä, an uns vorüber und wir hatten das unbeschreiblich schöne Amphitheater von Neapel mit den beiden Landzungen, den Inseln, Bergen, Vorgebirgen und Meerengen immer vor uns. Es wurde Abend, die Sonne goß ihren brennenden Purpur über alle diese göttlichen Schönheiten; welche Augen wären im Stand genug zu sehn, welches Herz genug zu bewundern! Unser eitler Schiffshauptmann zog bei der Einfahrt alle Flaggen auf, nach Art der Kriegsschiffe, und mit dem Kanonenschuß gingen wir im Hafen vor Anker.

Zwanzigstes Kapitel.

Ankunft in Neapel.

Bekanntlich haben, wenigstens in den italienischen Häfen, die Kriegsfahrzeuge den Gebrauch, mit Sonnen-Auf- und Untergang eine Kanone abzufeuern; liegen daher gerade deren viele in einem Hafen vor Anker, so gibt es

Morgens und Abends jedesmal eine völlige Canonade. Wer nun nach dem Schuß landet, darf nicht sogleich ans Land, sondern muß sich bis zum andern Morgen am Bord gedulden. Dies Schicksal traf zu unserm Besten auch uns; denn hätten wir uns noch denselben Abend ausgeschifft, so würden wir eines wundervollen Schauspiels beraubt worden seyn. Wegen der Rückkehr Ferdinands auf seinen alten Thron war Neapel nämlich sieben Nächte hintereinander erleuchtet, und wir hatten das Glück noch gerade den letzten Erleuchtungsabend in Neapel zu landen. Rings am Meere hob sich Neapel wie ein stralender Lichtkranz aus der Dunkelheit; hoch über der Stadt, gleichsam in den Lüften schwebend, flammte Castell Sanct Elmo und verbreitete einen lichten Schimmer über den dunkelblauen Nachthimmel, an welchem in reinster Klarheit der Vollmond und die Sterne ein wahrhaft goldenes Licht über die spiegelhelle Silberdecke des Meeres ausgossen und Landspitzen, Inseln, Berge und den dampfenden Vesuv in höchst wunderbare Schatten hüllten.

Die Nacht über wurde auf unserem Schiff nicht viel geschlafen; die halbe Equipage, Männer und Weiber, blieb munter und tummelte sich lustig durcheinander; überdies kamen um Mitternacht einige Neapolitanische Officiere, die den Wächter der Hafenpolizey bestochen hatten, an Bord, weil sie die Prinzessin Spadafora und unsere Officiere besuchen wollten; sie brachten Champagner mit und fast die ganze Nacht wurde auf dem Verdeck, in der warmen, balsamischen Luft mit Herenlust gejubelt, bis man endlich gegen Morgen ein wenig schlummerte, bald aber weckte uns alle das Krachen des Morgenschusses, worüber unsere arme Prinzessin beinahe die Epilepsie be-

kommen hätte, indem unser närrischer Hauptmann, der es sich nun einmal nicht nehmen ließ, es in allen Stücken einem Kriegsschiffe gleich zu thun, ihr, während sie auf dem Verdeck schlief, eine Kanone unmittelbar vor den Ohren losbrannte. Der ganze Hafen zusammt der Stadt war von der hellsten Frühsonne beleuchtet; allein wir müssen aufrichtig gestehen, daß, aus der Nähe des Hafens gesehn, die Stadt mit ihren nächsten Umgebungen an Schönheit der Lage unendlich von dem Palermitanischen Hafen übertroffen wird. Castell Sanct Elmo oder das Kloster der Camaldolenser sind die wahren Standpunkte, von denen herab man dieses göttlichste Stück der Erde, „oder vielmehr des Himmels, wie die Neapolitaner es nennen, bewundern muß.

Leider zögerten die Sanitätsbeamten ein wenig uns frei zu lassen, was uns ziemlich unangenehm war, obgleich es uns an Unterhaltung nicht fehlte. Zwei kaiserliche Regimenter kamen in den Hafen marschirt und schifften sich unter dem Klang der Janitscharen-Musik und dem Donner der Kanonen auf englische Transports ein, die sie nach Livorno und Gaëta bringen sollten, welche Festung sich damals aufs desperateste vertheidigte. Es waren dies, mit Ausnahme der braunschweigischen Husaren in Messina, die ersten teutschen Truppen, die wir sahen, deshalb freuten wir uns ihrer unendlich. Späterhin ruderten eine große Menge Böte herbei, uns zu besuchen, und man hörte von Bord herab die lebhaftesten Gespräche. Als endlich die Sanitätsbeamten, nachdem wir uns a puppa (d. h. die Passagiere) und a proa, (d. h. die Matrosen) hatten besehen lassen, mit den erfreulichen Worten: „Meine Herren, sie haben Pratica" uns die Freiheit gegeben hatten, klet-

terte die große Menge der Besuchenden an den Tauen herauf, und wir konnten uns vor Bewillkommungscenen keinen Fuß breit regen und rühren.

Wir zogen hierauf nach dem Polizeiamt, auf welchem der König durch einen Anschlag alle Fremde aufrichtig warnte, „sich von seinen Beamten nicht prellen zu lassen, immaßen sie nichts zu fordern hätten;“ wir müssen auch gestehn, daß wir beinahe auf der ganzen Reise keine gefälligere Behörde gefunden haben, als diese Neapolitanische Hafenpolizei. In wenigen Stunden waren wir ganz bequem in Neapel eingerichtet, ohne in einem Gasthause gewesen zu seyn, was hier sehr leicht ist, da man überall sogenannte „stanze particolari“ bereit findet.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Lazzaroni.

Es ist eine bekannte Sache, daß keine Stadt in Europa an Regsamkeit Neapel überhaupt oder doch wenigstens das brausende Meer, den Toledo, so heißt die einzige breite Straße, übertrifft; wir fanden alles doppelt lebendig, wegen der kurzvorhergegangenen Regierungsveränderung, welche besonders die sogenannten Lazzaroni, wie es von jeher der Fall gewesen ist, außerordentlich in Bewegung gesetzt hatte. Obgleich nun diese Leute keinesweges eine besondere Klasse, die vom Müßiggange lebte, bilden, sondern nur dem großen Haufen der Mäkler, Kleinkrämer, Fischer, Schiffer, Calessaren und anderer angehören, die mehr verschiedene Geschäfte treiben, als sie Finger an den

Händen haben, und man folglich glauben sollte, daß es keiner großen Stadt an Lazzaroni fehlen könnte: so hat dennoch die außerordentliche Leichtigkeit der Subsistenz, verbunden mit der großen Beweglichkeit des süd-italienischen Volkscharakters, dem Neapolitanischen Lazzaronencorps einen ganz besondern Geist und ein eigenthümliches Gepräge mitgetheilt. Das Leben scheint überhaupt in keinem Orte der Welt so öffentlich zu seyn wie hier. Alle Gewerbe, ehrliche und unehrliche, treibt man auf der Straße, die Kuchenbäcker fahren ihren ganzen Kram auf zweirädrigen Karren umher, die Sorbetterieen und Kaffeebuden sind ganz frei und offen. Man brät, kocht, ißt, trinkt und verrichtet fast alle göttlichen und menschlichen Geschäfte unter freiem Himmel. Der Lazzarone hat weder Holz noch Wohnung nöthig; seine ganze Bekleidung besteht gewöhnlich in ein Paar leinenen Beinkleidern und einem Hemde; seine Brust ist offen, sein Kopf unbedeckt. Er lauert den ganzen Tag unbekümmert bis ihm der Zufall ein Paar Kreuzer in die Hände führt, damit steigt er an den Strand der heiligen Lucia hinab, kauft vielleicht einige elende Fische für dieses kleine Capital und läuft damit schreiend durch ganz Neapel, jeden versichernd: es seyen die besten Thiere, welche seit Wochen gefangen wären. Endlich setzt er seine Waare doch mit einigem Gewinn ab, und davon lebt er fröhlich den Tag über und ist auch wohl noch im Stande seine Schöne an irgend ein Pulcinell-Theater oder zum Pagliassi *) zu führen. Einer Seits sind sie die treusten, gutmüthigsten und genügsamsten Leute von der Welt; mehrere

*) So nennen die Neapolitaner eine andere stehende, komische Maske, die sich vom Pulcinell dadurch unterscheidet, daß sie ganz weiß ist; der Pulcinell ist allemal schwarz.

Familien bedienen sich ihrer zu den schwerern häuslichen Verrichtungen, ja manche vertrauen ihnen sogar Sachen von Werth, wie z. B. silberne Löffel und dergleichen zum Putzen an, ohne daß sie jemals Ursache über sie zu klagen hätten, und man findet Lazzaroni, die oft zwanzig Jahre lang in solchen Häusern zur Zufriedenheit aller dienen. Sie lassen sich als Lastträger gebrauchen, und sind mit einer angemessenen Belohnung gern zufrieden, während man in andern italienischen Städten der ungeheuern Unverschämtheit dieser Kerls nie genügen kann. Gibt man diesen auch nur ein kleines Felleisen zu tragen, so keuchen sie oftmals fürchterlich, als ob sie schwindsüchtig und jeden Augenblick bereit wären den Geist unter dieser lächerlichen Bürde aufzugeben. Jeder Angstausruf „Heiliger Gott welche stupende Last! Welche grausame Anstrengung!" soll den Lohn um einige Procente erhöhn. Alle solche Teufeleyen sind den rohen Lazaroni unbekannt, und man ist nirgends besser bedient, als eben in Neapel durch ihre Hände, wenn man sie auch freilich immer ein wenig im Auge behalten muß.

So treu sie also auch im Ganzen genommen gegen einzelne Bekannte und wer sonst mit ihnen gut umgeht, erfunden werden, so sind sie doch andrerseits jeden Augenblick bereit „alle ehrlichen Leute um des heiligen Glaubens willen umzubringen," wie sie sich ausdrücken, Feuer anzustecken, wo man es verlangt und zu buskiren das heißt zu rauben und zu stehlen, wo sie nur können. Dazu aber bietet sich ihnen die vortrefflichste Gelegenheit dar, wenn der Vesuv oder der Thron eine Erschütterung erleidet; bei solchen und ähnlichen Umwälzungen ist diese Masse Volks von jeher für Neapel fürchterlich gewesen und ist es

anjetzt noch, wie die Bürger dieser Stadt bei der letzten Regierungsveränderung erfahren mußten.

Nachdem in dem ungeheuern Wettrennen vom Po bis Neapel die Armee des Murat sich gänzlich aufgelöset hatte, das kaiserliche Heer aber, trotz aller Anstrengung, nicht im Stande gewesen war, jene einzuholen, und also insofern immer besiegt wurde, fing natürlich auch in der Stadt selbst die Regierung Joachim's schrecklich zu schwanken an, und da sie den meisten wirklich verhaßt war, indem die Italiener in jeder Abwechselung Erleichterung suchen und wenigstens Unterhaltung finden, den anders gesinnten aber pflichtmäßig verhaßt seyn mußte: so ergriffen die Lazzaroni in dieser Zwischenzeit, als Mürat schon gestürzt, die Oesterreicher aber noch nicht eingerückt waren, unter dem Vorwand die Bourbonen auf den Thron einsetzen zu helfen, die vortreffliche Gelegenheit, Neapel in Brand zu stecken und so viel als ihre Arme vermöchten zusammen zu rauben. Sie versammelten sich deshalb unter ihren Häuptern, denn jedem der einzelnen Stadtviertel ist ein Capolazzarone vorgesetzt, mietheten im voraus Magazine für den Raub und vertheilten die Regionen der Stadt planmäßig zur Plünderung unter sich. Außerdem verbanden sie sich, durch eine geheime Verschwörung, mit den vielen tausend Gefangenen, die aus dem ganzen Königreiche im Castell del Carmine versammelt sind, und wären diese Hunde los gekommen, so würden sie das unglückliche Neapel gleichsam in Stücken zerrissen haben.

Die Bürger unterdeß bildeten sogleich aus ihrer Mitte eine tüchtige Garde, zu der sich eine Menge Officiere der zersprengten Regimenter gesellten und diese wurden damals die Retter der Stadt. Die Gefangenen im Castell del

Carmine hatten durch die Treulosigkeit eines Gefangenwärters sich ihrer Bande entledigt und waren schon bis in den ersten Hofraum vorgedrungen, als die Bürgergarde in der größten Eil einige Haubitzen auf dem Dach des nächsten Hauses aufpflanzte: und, theils von hier herab mit Granaten, theils durch die Gitter der Fenster mit kleinem Gewehr, so lange unter diese Gesellen schoß, bis die, welche nicht todt oder verwundet waren, sich freiwillig in ihre Löcher zurück flüchteten. Ein eben so lebhafter als glücklicher Feldzug wurde gegen die Lazzaroni unternommen; wo man einige dieser armen Teufel zusammen fand, schoß man sie ohne Umstände nieder, und es ist sehr glaublich, daß viele dieser Unglücklichen der Privatrache unschuldig geopfert wurden; wiewohl sie sich auch ihrer Seits mit Steinen, Pistolen und Dolchen zur Wehre setzten und manchem von der Bürgerwache in die Ewigkeit halfen. Endlich nach einer angstvollen Woche rückten die Oesterreicher, so breit wie der ganze Toledo, ein, schoben auf solche Weise alles Gesindel mit einem Male aus dieser wichtigen Straße hinaus, und vertheilten mehrere Pikets Ungarischer Husarrn an die Straßenecken, die noch eine erkleckliche Menge Lazzaronen zusammen hieben, worauf es etwas ruhiger wurde. Demohngeachtet schützte vor den wüthenden Mishandlungen derselben nichts als die Sicilianische oder österreichische Cocarde, sie rissen z. B. allen Militairs französische Orden ab, welche Unordnungen noch viele mit dem Tode büßen mußten; ihr Haupt-Anführer war ein fanatischer Pfaffe.

Eines Sonntages, nachdem die neue Bourbonische Regierung schon eingerichtet war und man alles in Ruhe glaubte, zog ein großer Haufe Lazzaroni nach Portici und

verlangte, daß man ihnen das dasige, von Mürat und seiner Gemalin höchst prächtig eingerichtete Schloß zur Plünderung überlassen solle. Der Castellan, mehr todt als lebendig, bat sie um Gottes willen einzuhalten, da es ja nun ihrem geliebten König Ferdinand gehöre; sie dagegen ließen nicht ab und behaupteten „es sey einmal Waare Joachims (roba di Giovachino) und als solche an sie verfallen.“ Während diesen Verhandlungen sprengte eine Schwadron Husaren heran, die der Castellan durch einen Eilboten hatte herbeiholen lassen und hieb einige dieser Patrioten nieder, worauf sie wieder abzogen.

Da ihnen nun solchergestalt alle Pläne misglückten, waren sie über eine so ruhige Regierungsveränderung höchst verdrießlich, verfluchten die ganze Revolution und man hörte sie oft sich bitter beklagen, „so elend ist es noch nie gewesen, wir ehrlichen Leute haben dabei nichts gethan, wir haben nichts belauert.“

Ueberhaupt ist die Lebhaftigkeit dieser Volksclasse außerordentlich; sie legen jedem Dinge eine Seele bei und verfluchen auf diese Weise die Seele der Citrone, des Brotes, des Tisches, aber auch wohl ihrer Eltern und Christi selber. Hätten wir schon damals das rasende Getümmel dieses Neapolitanischen Pöbels gekannt, so würden wir uns keines Weges über einen Befehl des Generals Neipperg, den wir in Messina kurz vor unserer Abreise lasen, gewundert haben, Kraft dessen zur Aufrechthaltung der allgemeinen Freude bei dem großen Feste, das zur Feier der Rückkehr Ferdinands veranstaltet werden sollte, der General allen Neapolitanern ausdrücklich bei Todesstrafe gebot, keine Waffen zu tragen. „Ueberdieß würden an allen Straßenecken, zur Belebung und Erhaltung dieser

allgemeinen Freude über die ersehnte Rückkehr der Bourbonen, bewaffnete Pikets der Bürgergarde und Ungarische Husaren aufgestellt werden, mit dem Befehl jeden, der eben der allgemeinen Freude hinderlich seyn wolle, entweder auf der Stelle niederzustrecken, oder zu fangen und vor ein Kriegsgericht zu stellen."

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Die Studien.

Unter der Regierung König Joachims sind die zerstreuten Merkwürdigkeiten aus Portici, Capo di Monte, Francavilla und andern Orten zusammengebracht und in einem Museum, die Studien genannt, vereinigt worden. Vieles ist, als der König Ferdinand abreisete, bekanntlich eingepackt und mit ihm nach Palermo geschafft worden, wo wir es leider auch nicht sehn konnten, da es schon wieder zur Abfahrt nach Neapel bereit stand; die silbernen und kleinen bronzenen Seltenheiten aus Pompeji hat die Gemalin des Joachim im Königlichen Palast aufstellen lassen, der uns leider wegen der Anwesenheit Sr. Majestät gleichfalls unzugänglich blieb. Sonst aber ist es jetzt für den Fremden sehr bequem eingerichtet, man findet fast alle Kunstschätze Neapels in dem Palast der Studien bei einander und kann ziemlich sicher seyn, nirgends anders welche anzutreffen.

Diese große Sammlung besteht aus folgenden Theilen. Erstlich das Museum der Statuen, die zum Theil einst dem Haus Farnese gehörten und aus Rom nach Neapel ge-

bracht, zum Theil aber später in Pompeji und Herculanium gefunden worden sind. Zweitens: Sammlung der antiken Vasen und Glassachen, die man großen Theils auch in Pompeji fand oder sonst zusammen brachte. Drittens: die Gemäldegallerie, die indeß sehr wenig zu bedeuten hat. Viertens: die Bibliothek, die sehr bedeutend, aber, wie es scheint, ziemlich unbrauchbar ist. Fünftens: die Anstalten zum Aufwickeln der antiken Schriftrollen.

Das Museum der Statuen ist eins der reichsten und besten in ganz Italien, und da es in seiner neuen Gestalt vielleicht noch nicht so allgemein gekannt ist, wie die meisten übrigen alten Sammlungen dieses Landes, so sey es uns erlaubt, das anzumerken, was uns besonders auffiel. In dem ersten großen Saal sieht man, unweit des Eingangs, eine kleine, aber außerordentlich schöne Gruppe: über einem Kessel liegt ein todtes Schwein, und ein Knabe bemüht sich das Feuer unten anzublasen; die Erschlaffung des Todes in dem Thiere und das lebhafte Streben in dem Knaben scheinen meisterhaft dargestellt zu seyn. — Eine Amazone stürzt rücklings von dem Pferde; die Gestalt der Kriegerin ist wunderschön und voll Heldenkraft, die sich auch noch im Fallen und Sinken aufs stärkste ausspricht. — Eine sehr schöne Plotina mit dem gräulichen Haaraufsatz, den die römischen Frauen jener Zeit zu tragen pflegten; er gleicht einer räderförmigen Toupée, und besteht aus lauter kleinen Löckchen. — Die vier berühmten Farnesischen Fechter, von denen nur einer den echten Kopf hat, stehen an dem einen Ende des Saales einander gegen über. — In dem zweiten langen Saale, vor den kleinen Zimmern: die sehr schöne Ritterstatue des jüngern Balbus; er hat

leider die Anmaßung, sich zu Pferd gesetzt zu haben *), mit seinem Kopfe büßen müssen, denn eine Engländische Kanonenkugel hat ihm denselben abgeschlagen. — Im Hintergrunde ein kolossaler Bacchus, der uns zwar sehr schön vorkam, in Neapel aber wenig geachtet und deshalb sehr schlecht gestellt ist. — Ein anderer Bacchus, an dem der muskellose, in die Weiblichkeit übergehende Charakter des Körpers, der diesen Gott immer auszeichnet, sehr sichtbar ist. — Omphale und Herkules in Weiberkleidern; Spindel und Rocken gleichen ganz offenbar dem modern italienischen; er ist dazu eingerichtet, daß man auch im Gehen spinnen könne, wie noch jetzt geschieht. — Ein Satyr lehrt einen schönen Knaben die Syrinx spielen. Außerordentlich ist der Ausdruck jungfräulicher Angst in dem Knaben und thierischer Begierde in dem Satyr. — Ein schöner Aesculap, dabei Minerva im Panzer-Hemd und mit der Aegide, den ersten Schritt zum Kampf thuend und den Speer schleudernd. — Ein Faun läßt ein Kind auf seinem Nacken reiten, welches ihm, mit unbeschreiblicher Anmuth lächelnd, eine Weintraube darreicht; der Faun hält Castagnetten oder Crotala, die unsern Klapperbecken sehr gleichen. — Eine Aurora oder Morgendämmerung mit der Fackel und über dem Haupte kreisförmig wallendem Gewande. — In dem dritten Saal, der mit dem ersten parallel läuft, sieht man eine Menge Kaiserbüsten, die jedoch weder an Zahl noch Erlesenheit den Kapitolinischen in Rom gleichen, bei denen aber auffallend ist, daß weniger die frühern, meistens aber die spätern Imperatoren außerordentlich fade Gesich-

*) Man behauptet, es sey ein Vorrecht der Souveraine, sich als Ritterstatue bilden zu lassen; nicht-souveräne Ritterstatuen sind wirklich selten.

ter haben, so ist z. B. Britannicus ein junger, wie Nerva ein alter Geck; Galba sieht gänzlich aus wie ein altes Weib, und Titus ist ein fetter, gutmüthig grinzender Alter. Dagegen ist nach diesen Köpfen zu urtheilen, Severus voll Kraft, und Lucius Verus besonders voll Ernst und Würde, doch etwas finster. Antoninus Pius ist sehr schön, Tiber und Claudius haben höchst seltsame Familiengesichter, voll hämischer Tücke, und stiller Bosheit, mit oberwärts sehr breitem Hirnschädel. Marciana hat ihren sehr häßlichen, abgezehrten Altenweiberkopf auf einen schwellenden Venuskörper setzen lassen; die alte Thörin verbirgt, nach Mediceäischer Manier, Reize, die zu sehen niemand, beim Anblick des alten Gesichtes, besonders lüstern seyn wird. — In demselben Saal steht eine sehr prächtige Tasse von Porphyr, sechszehn Schritt im Umfang. — In dem zweiten großen Quersaal, der den ersten und dritten verbindet, liegen noch vier kleinere und zwei größere Säle, voll herrlicher Kunstwerke. Im ersten steht die berühmte Farnesische Flora, im zweiten eine Faustina, deren Schönheit wohl einen Tempel verdiente, Phrygische Sclaven und eine Ephesische Diana mit schwarzen Gesichtern, vielleicht deshalb, weil die nicht sehr entfernten Colchier für schwarz galten; ferner ein herrlicher und, weil er von Rosso antico ist, höchst seltener Meleager. — Im dritten Zimmer sieht man eine schöne, antike Vase mit der Inschrift: „Σαλπιων Ἀθηναῖος ἐποίησε.“ — Im vierten die berühmte und wahrscheinlich einzig ächte Venus Kallipygos, mit einem sehr faden modernen Kopf. Welche zarte Hüften und Schenkel! welch' sammtnes Fleisch! welch' schlanker, ätherischer Bau! Das ganze Zimmer ist voll herrlicher Venusstatuen, unter denen eine halb knieende beson-

ders schönes Fleisch hat. — Ein Knabe, in einen Delphin verschlungen und mit der Brust aufliegend, ängstiget durch seine Stellung, entzückt durch Gesicht, Locken und Schultern. — Ein wunderschöner Adonis ist eine der herrlichsten Zierden dieses unglaublich reichen Saales. — In der darauf folgenden offnen Halle ruht einzig und allein der unvergleichliche Farnesische Hercules, eine Statue, die ohne Zweifel das höchste Ideal für den Michel Angelo Bonarotti gewesen wäre. — Ein grösserer Saal, in welchen man aus dieser Halle tritt, zeichnet sich ganz besonders durch einen vortrefflichen Aristides, voll frommer Würde und heroischer Tugend aus. — Der letzte Saal ist voll bronzener Sachen, ohne besondern Werth, denn der Horcher ist kein Original. Etwas höchst seltenes ist indeß eine angebliche Büste des Sylla. Gleicht sie ihm wirklich, so sahe sein wildes, verzerrtes Gesicht ganz und gar durchteufelt aus. — In dem freien Hofraum, zwischen den beiden parallelen Gallerien, liegen eine Menge Grabsteine, Capitelle, Säulenstücke und ähnliche antike Trümmer verworren umher; im Hausflur stehn die bekannten wunderschönen gefangenen Parther.

Die Gemäldesammlung könnte man allenfalls ungesehen lassen, hätte sie nicht ein unendlich schönes Bild von Pinturicchio, nämlich eine Verkündigung, und ein Paar sehr herrliche Gemälde des Schidone. — Die Vasensammlung ist die beträchtlichste und schönste, die wir in Italien gesehen haben, das Auge weidet sich an der unendlichen Mannigfaltigkeit und Schönheit der Formen der Gefäße; die Zeichnungen derselben aber stellen meist seltsame Ungestalten mit verhältnißlosen Gliedmaßen, ohne

Gestalt und Schöne dar, so daß man die Physiognomien dieser Wesen oft kaum für menschliche zu halten im Stande ist.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Pästum.

Schon hatten wir ein Paar Wochen in den zauberreichen Schönheiten Neapels geschwelgt, als wir drei Teutsche, denn unser Brittischer Reisegefährte war durch Briefe, die ihn in Neapel erwarteten, schnell nach London berufen worden, uns rüsteten, einen Ausflug an den Silarus, oder Sele, zur Gränze des alten Lukaniens und heutigen Calabriens, einige und funfzig Millien von Neapel, zu machen. Da wir auf dieser kleinen Reise auch Pompeji, Herculanium und den Besuv, Sorrent und alle Merkwürdigkeiten, die auf der Landspitze bis Punta della Campanella hin und am Salernitanischen Meerbusen bis Punta della Licosa, dem alten Promontorium Leucosia, liegen, mit in unsern Plan verwickelten: so blieben wir zwar sieben Tage lang von Neapel entfernt, genossen aber auch, in dieser uns ewig unvergeßlichen Woche, die seligsten Freuden, deren wohl die Brust eines Menschen nur fähig ist; bald fuhren wir mit Calessaren, bald zur See, bald gingen wir zu Fuße ohne alles Gepäck, außer ein Paar guten Landcharten, auf die fröhlichste und sorgloseste Weise von der Welt, und wir würden allen Fremden ein gleiches Verfahren anrathen, da man in jedem Orte, falls man nicht Lust hätte zu Fuß zu wandern, bereit stehende Calessaren findet, ohne daß man nöthig hat sich an einen Neapolitanischen Betturin zu binden.

Früh um fünf Uhr fuhren wir mit der täglichen Salernitaner Diligence vom Largo del Castello ab und langten schon fünf Stunden nachher in dem über sieben Meilen entfernten Salerno an; wie denn überhaupt die Italienische Extra=Post, die zwischen einigen Städten errichteten Diligencen, Giornalieren, Corrieren und wie sie weiter heißen, wohl zu den schnellsten Postanstalten in Europa gehören; ja man kann mit dem Courier oder Felleisenführer, in etwa dreißig Stunden, die fünf und dreißig Meilen von Rom nach Neapel zurücklegen.

Von Neapel über Portici, Resina, Torre del Greco bis Torre dell' Annunziata, etwa zehn Neapolitanische oder drei teutsche Meilen weit, scheint man beinahe in einer fortlaufenden Stadt zu fahren; dann aber wendet man sich mehr landeinwärts, durchstreicht die wunderschönen Hügelgefilde von La Cava und Vietri bis Salerno hin, welche Stadt wir nach einem kurzen Mahle verließen, um, unter Myrten und andern Pflanzen des Südens wandernd, auf Eboli frisch loszusteuern, das wir den Abend bei Zeiten erreichten. Pästum ist von hier nur noch vierzehn Millien, etwas über vier teutsche Meilen *), entfernt; da indeß die Gegend nach den Ruinen hin völlig öde ist, so sehen sich alle Reisenden genöthigt in Eboli zu übernachten, alsdann von hier aus die Ruinen zu beschauen, und gemeiniglich eben dahin wieder zurück zu kehren, theils um der schlechten Pästanischen Luft willen, theils weil der kürzere Weg von Silarus nach Salerno ungeheuer elend ist, Eboli dagegen an der großen Heerstraße nach Calabrien liegt.

*) Die Neapolitanischen Millien sind größer als die gemeinen Italienischen; ihrer drei machen beinahe eine teutsche Meile aus.

Die Hügel und Ebenen von Nocera und Salerno an bis nach Eboli und Pästum hin sind außerordentlich üppig und haben mehr Sicilianischen als Italienischen Charakter: der Myrten blüht über die sammtenen Gefilde weit hinweg, duftende Kräuter sprießen schwellend empor, selbst einige Palmen sahen wir im freien Felde gedeihen und der Weinstock wucherte mit unglaublicher Ueppigkeit. In Sicilien besonders haben manche Gegenden, vorzüglich um der Indianischen Feigenbäume und der Aloëstauden willen, ein höchst südliches, fast Asiatisches Ansehn, daß man wahrhaftig bisweilen glauben möchte, man befände sich in einem tropischen Lande; um Neapel dagegen, des obern Italiens gar nicht zu gedenken, ist der Pflanzenwuchs, trotz der beispiellosen Ueppigkeit, doch schon viel Europäischer und wegen der häufigen Wälder, die in Sicilien nicht gedeihen, uns viel heimischer.

Von Eboli bis Pästum findet man, außer dem schönen, in einem Waldthale gelegenen Lustschlosse des Königs, La Persana genannt, und einigen andern zerstreuten Häusern, gar keine Ortschaft, ohnerachtet die Wiesen und Felder sehr fruchtbar und auch ziemlich angebaut sind. Nachdem wir am alten Silarus, oder dem heutigen Sele, angelangt waren, ließen wir hier den Wagen stehn und begaben uns, um des schlechten Weges willen, zu Fuße nach den, noch fünf Millien entfernten Ruinen. Die Luft soll sehr ungesund seyn, wenigstens versicherten uns die Bauern, daß im August und September, wer nicht krank werden wolle, sich davon machen müsse; es muß dieß, wie in der Campagna von Rom, eine Folge der Unkultur seyn: denn die Posidoniaten würden sich doch nicht ein Pestland für ihre Pflanzstadt ausgesucht haben.

„Auf den dicht belaubten Bäumen schlagen zahllose Cicaden mit ungeheurem Geschmetter, so daß sie das Ohr fast betäuben. Wenn diese schwirrenden Thiere wirklich die „Τέττιγες λαλαγεῦντες“ des Theocrit und anderer sind, so ist schwer zu begreifen, warum dieser Dichter sowohl, als auch unser Anacreon sie in dem Sinne, wie wir die Nachtigallen preisen, denn bei dem besten Willen kann man in dem Schrillen dieser Thiere nicht das geringste gesangähnliche oder nur überhaupt es angenehm finden. Sie sitzen immer, wie die alten Dichter sagen, auf Bäumen, selten im Grase, und leider gelang es uns nie eins derselben zu fangen.

Endlich traten wir zum alten verfallenen Stadthore Pästum's ein; rechts an demselben befinden sich noch Substruktionen einer Bastion oder eines Castells, hierauf stellten wir uns und überschaueten den ganzen, sehr sichtbaren Umfang der Stadt und der prächtigsten Ruinen, die wir wohl aus dem Alterthum besitzen. Die Lage dieser Griechischen Pflanzstadt war wunderschön. Unfern dem Meere zieht sich, hinter ihrem Rücken, eine herrliche grüne Bergkette, der Alburnus ehedem genannt, heut Monte Capaccio, von Capo della Licosa, sonst promontorium Leucosiae, anfangend, rings herum, jedoch im Nord-Westen eine Lücke offen lassend, durch welche sich die Ebene weiter hin am Meere bis an den Silarus erstreckt. Von der Stadt an lehnen sich am Fuß des Alburnus hinauf die lieblichsten Matten, auf welchen das Auge mit Entzücken ruht; an der andern Seite der Stadt, das heißt südwestlich, fließt, schon außerhalb der Mauer, ein kleiner Bach salzigen Wassers, vielleicht derselbe, der, nach Strabo's Bericht, die Stadt ungesund machte, indem er Sümpfe

bildete. Die Hirten nennen ihn „Ziegenfluß," wahrscheinlich weil hier gewöhnlich eine große Menge dieser Thiere weiden, denn wir sahen fast die ganze Stadtmauer der Posidoniaten von ihnen bedeckt, auf welcher sie gierig die zwischen den Quadern hervorsprießenden Kräuter verzehrten. Die ganze Gegend hat ein echt idyllisches Ansehn.

Die beiden Tempel sammt der sogenannten Basilica liegen alle in einer Linie parallel neben einander und sind durch Beschreibungen und Zeichnungen allen Freunden des Alterthums so bekannt, daß es sehr überflüssig wäre, andere hier wiederholen zu wollen. Indeß eine, so viel wir wissen, nicht genug bekannte Sonderbarkeit des kleinen Tempels — man weiht ihn gewöhnlich der Ceres — sind grabförmige, längliche Oeffnungen, die an der Cella hinliegen, dergleichen wir niemals bei einem andern Tempel gesehen zu haben uns erinnern; auch ist uns der Zweck dieser Löcher nicht klar geworden. Die Säulen dieses Tempels sind in sehr kleinlichen Verhältnissen gebaut, außerordentlich verjüngt und machen daher durchaus nicht den kraftvollen Eindruck, den man sonst an ähnlichen Trümmern zu erfahren gewohnt ist. Die Kraft der Jahrhunderte hat furchtbar an ihnen genagt. Die Basilica, wie man sie nennt, ist ein sehr seltsames Gebäude: seine Cella nämlich wird von einer Säulenreihe durchschnitten, die das Hauptschiff der Länge nach in zwei gleiche Theile theilt, die wahrscheinlich wiederum durch eine Trennungsmauer in je zwei Corridore geschieden waren; die Säulen haben dieselbe unverhältnißmäßig oben abfallende Verjüngung, wie die des Cerestempels. Dagegen ist der zwischen dieser sogenannten Basilica und dem Cerestempel

liegende Neptuntempel *) von den meisten Kennern wohl mit Recht für das schönste antike Gebäude der Welt, das wir noch bewundern, gehalten worden; unglaublich ist die Wirkung seiner einfachen Erhabenheit und Majestät und nie hat jemals der äußere Anblick eines neueren Gebäudes einen so unbegreiflichen Eindruck auf uns gemacht, wie dieses unsterbliche Denkmal der griechischen Kunst. Pronaos, Cella und die einzelnen Hallen sind aufs beste erhalten und mit unbesiegbarer Kraft tragen diese Riesensäulen die furchtbaren Steinblöcke der Architraven seit Jahrtausenden.

Lange konnten wir uns nicht von diesen schweigenden Bildern der Ewigkeit, den einsamen Fluren, auf welchen nun keine Pästanischen Rosen **) mehr blühen, und dem in naher Ferne mit den zartesten Farben aufrollenden Meere trennen; dann endlich zogen wir an den Silarus zurück, wo wir unsern Wagen fanden, der uns wohlbehalten nach Eboli brachte, obschon man sonst immer behauptet, die Gegend sey etwas unsicher. Erheitert durch den außerordentlichen Genuß des Tages, vollbrachten wir die Nacht bei unsern ehrlichen Wirthsleuten in Eboli sehr vergnügt in Gesellschaft mehrerer Neapolitanischer Reisenden, die nach Calabrien zu gehn im Begriff waren.

---

*) Er ist zwei und dreißig Schritte breit und achtzig lang.

**) Die Pästanischen Rosen galten für die schönsten des Alterthums; sie blüheten zweimal im Jahre und die römischen Dichter: Virgil, Ovid, Propertz, Ausonius, Martial, Claudianus und andere haben ihre duftreiche Pracht besungen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Salerno — Vietri — La Cava — Nocera — Angri.

Des folgenden Tages, nachdem wir mit Fingerrecken und Gestenschneiden, welche Art sich auszudrücken uns in Sicilien etwas geläufig wurde, einen braven Vetturin erhandelt und gemiethet hatten, fuhren wir nach Salerno zurück und nun erst erschien uns die paradiesische Gegend, da die mächtige Klarheit der Sonne sie umleuchtete, in ihrer glänzenden Schönheit. Wir haben freilich nur ein sehr kleines Stückchen von Calabrien gesehen, allein schon dieses war so anmuthig durch die sanftesten Farben und, was in Italien selten ist, durch herrlich grünende Wälder, daß wir es von Herzen gern ganz durchreiset hätten; besonders da uns auch der Charakter seiner Bewohner, sobald man sich nur an ihre Schlagetodsminen etwas gewöhnt hat, im besten Lichte erschien. Die Calabresen gehn nie ohne Flinte aus, schießen vortrefflich, und da sie über das noch stark und gewandt sind, so sollten sich aus ihnen gute Tirailleurs bilden lassen. Der Pulcinell, eben jener bekannte, witzige Hanswurst mit der schwarzen Maske, der ganz Italien von den Alpen bis Kap Spartivento hin belustiget, ist offenbar aus einem Calabresischen Bauer entstanden, wie die ganze Tracht und besonders der spitzige Hut beweiset, den man sonst nirgends findet. Die Calabresen, welchen wir begegneten, waren alle sehr freundlich, grüßten immer aufs höflichste, zeigten uns am Silarus oder Sele den Weg mit größter Gefälligkeit und unterhielten sich mit uns traulich, wie biedere Teutsche; ja als wir im Büffelhaus an der Fähre des Silarus frisches

Wasser ziemlich weit herholen ließen, waren die Leute nicht einmal zu bewegen ein kleines Trinkgeld anzunehmen, welches in Italien bekanntlich etwas Unerhörtes ist; dazu kam vielleicht, daß sie im Ganzen damals den Teutschen wohlgewogen waren.

Der Weg nach Salerno ist einer der anmuthigsten in ganz Italien; etwa sechs Millien vom Meer zieht sich ein Gebirge in den seltsamsten Formen gegen Calabrien hin und die Ebene zwischen dem Meere und diesen Anhöhen ist unendlich fruchtbar. In einem Speisehause an der Salernitanischen Marine nahmen wir eins der vergnügtesten Mahle ein, deren wir uns erinnern. Wenn wir zur Thüre hinaus sahen, denn Fenster haben diese Häuser nach antiker Sitte oft gar nicht, alles Licht kommt, wie bei den Alten, zur Thüre herein, so erblickten wir den ganzen Pästanischen, heut Salernitanischen Meerbusen von dem Capo della Licosa an bis zu der Punta di Conca, in welche sich die hohen Gebirge der nördlichen Landzunge endigen, und die Inseln der Sirenen. Die See, welche an diesem Morgen unglaublich schön beleuchtet war, rollte ihre sanften Wellen unmittelbar vor unserem Zimmer, und man sah weit hin die prächtigsten blaßgrünen und himmelblauen Farbengefilde. Ueberhaupt ist das Meer ein wahres Chamäleon: alle Stunden oder doch alle Tage schillert es in andern Farbentönen und die einzelnen Regionen sind oft zu derselben Zeit ganz verschieden gefärbt.

Der Dom von Salerno, in welchem bekanntlich Gregor der Siebente begraben liegt, ist von Robert Guiscard mit Pästanischen Säulen ausgeschmückt worden und überhaupt sehr reich an Marmor und Mosaiken. Im Vorhofe

steht eine sehr schöne Tasse von Granit, die an zwanzig Schritt im Umfang hat.

Bis Nocera gingen wir zu Fuße und wahrlich es ist kein Wunder, wenn die reichen Auen, grünenden Thäler, wild ausgezackten Felsen, die das schäumende Meer rastlos geißelt, die überschwengliche Fülle und Pracht der ganzen Gegend jeden Wanderer gleichsam berauscht. In den grünen Schoß des engen Thälchens von Vietri, das unendlich malerisch sich weit ins Meer hinausdehnt, treibt die See ihre blauen Wogen, begierig nach der reizenden Frische und Stille tief hinein; dann erweitert sich das Thal und gewährt vielen Meierhöfen, Mühlen und anderen Häusern einen anmuthigen Raum; zugleich aber übersieht man von der Höhe herab noch immer den ganzen Pästanischen Meerbusen.

La Cava ist bloße Landpartie und entbehrt freilich die lebendige Gesellschaft des Meeres, doch ist die Landschaft auch hier unaussprechlich schön, mit zahllosen Dörfern und Gehöften besäet, athmet überall Wohlstand und Ueberfluß, und die Straße selbst ist wohl eine der lebendigsten und schönsten in Europa zu nennen. Die hiesigen Vorberge des Apennin haben, wie die Sicilianischen Höhen, die sonderbare Eigenthümlichkeit, daß sich an ihnen ungeheure Spalten und Furchen hinab senken; dagegen ist der Apennin hier mit schönem Grün bekleidet, und voll herrlicher Bäume, dessen sich die Sicilianischen Berge selten rühmen können.

Nocera besitzt eine höchst interessante Ruine, nämlich die eine Millie vor der Stadt gelegene Kirche Santa Maria Maggiore delle Colonne, ein wohl erhaltener Tempel oder vielmehr ein antikes Bad. Das Gebäude steht halb

Wasser ziemlich weit herholen ließen, waren die Leute nicht einmal zu bewegen ein kleines Trinkgeld anzunehmen, welches in Italien bekanntlich etwas Unerhörtes ist; dazu kam vielleicht, daß sie im Ganzen damals den Teutschen wohlgewogen waren.

Der Weg nach Salerno ist einer der anmuthigsten in ganz Italien; etwa sechs Millien vom Meer zieht sich ein Gebirge in den seltsamsten Formen gegen Calabrien hin und die Ebene zwischen dem Meere und diesen Anhöhen ist unendlich fruchtbar. In einem Speisehause an der Salernitanischen Marine nahmen wir eins der vergnügtesten Mahle ein, deren wir uns erinnern. Wenn wir zur Thüre hinaus sahen, denn Fenster haben diese Häuser nach antiker Sitte oft gar nicht, alles Licht kommt, wie bei den Alten, zur Thüre herein, so erblickten wir den ganzen Pästanischen, heut Salernitanischen Meerbusen von dem Capo della Licosa an bis zu der Punta di Conca, in welche sich die hohen Gebirge der nördlichen Landzunge endigen, und die Inseln der Sirenen. Die See, welche an diesem Morgen unglaublich schön beleuchtet war, rollte ihre sanften Wellen unmittelbar vor unserem Zimmer, und man sah weit hin die prächtigsten blaßgrünen und himmelblauen Farbengefilde. Ueberhaupt ist das Meer ein wahres Chamäleon: alle Stunden oder doch alle Tage schillert es in andern Farbentönen und die einzelnen Regionen sind oft zu derselben Zeit ganz verschieden gefärbt.

Der Dom von Salerno, in welchem bekanntlich Gregor der Siebente begraben liegt, ist von Robert Guiscard mit Pästanischen Säulen ausgeschmückt worden und überhaupt sehr reich an Marmor und Mosaiken. Im Vorhofe

steht eine sehr schöne Tasse von Granit, die an zwanzig Schritt im Umfang hat.

Bis Nocera gingen wir zu Fuße und wahrlich es ist kein Wunder, wenn die reichen Auen, grünenden Thäler, wild ausgezackten Felsen, die das schäumende Meer rastlos geißelt, die überschwengliche Fülle und Pracht der ganzen Gegend jeden Wanderer gleichsam berauscht. In den grünen Schoß des engen Thälchens von Vietri, das unendlich malerisch sich weit ins Meer hinausdehnt, treibt die See ihre blauen Wogen, begierig nach der reizenden Frische und Stille tief hinein; dann erweitert sich das Thal und gewährt vielen Meierhöfen, Mühlen und anderen Häusern einen anmuthigen Raum; zugleich aber übersieht man von der Höhe herab noch immer den ganzen Pästanischen Meerbusen.

La Cava ist bloße Landpartie und entbehrt freilich die lebendige Gesellschaft des Meeres, doch ist die Landschaft auch hier unaussprechlich schön, mit zahllosen Dörfern und Gehöften besäet, athmet überall Wohlstand und Ueberfluß, und die Straße selbst ist wohl eine der lebendigsten und schönsten in Europa zu nennen. Die hiesigen Vorberge des Apennin haben, wie die Sicilianischen Höhen, die sonderbare Eigenthümlichkeit, daß sich an ihnen ungeheure Spalten und Furchen hinab senken; dagegen ist der Apennin hier mit schönem Grün bekleidet, und voll herrlicher Bäume, dessen sich die Sicilianischen Berge selten rühmen können.

Nocera besitzt eine höchst interessante Ruine, nämlich die eine Millie vor der Stadt gelegene Kirche Santa Maria Maggiore delle Colonne, ein wohl erhaltener Tempel oder vielmehr ein antikes Bad. Das Gebäude steht halb

versenkt und kann daher wegen Nässe nicht mehr zum Gottesdienst gebraucht werden. Die innere Einrichtung desselben ist ganz so wie die von San Giovann' in Fonte, bei Sant Johann im Lateran; von außen dagegen gleicht es ganz und gar der römischen Kirche San Stefano rotondo *), da es eben selbst eine sogenannte Rotonde ist; die Säulen, welche um das in der Mitte angebrachte Becken herum stehen, sind von sehr schönem Marmor, aber alle ungleich und mit verschiedenen Kapitellen, an der Zahl zwölfe, immer je zwei zusammengestellt. Wir besahn diese Kirche unter Begleitung eines großen Haufens und einer aus demselben, der, als er uns ansichtig geworden, sogleich, aus dem Beichtstuhl einer daran stoßenden Kirche, in welcher ein paar hundert Weiber gräßlich sangen, herausgesprungen war, und uns mit besonderer Gefälligkeit als Cicerone diente, nahm beim Herausgehn einen unserer Gefährten heimlich beiseite und versprach ihm einige Dutzend Ducati, wenn er ihm eine Anstellung bei den Oesterreichern verschaffen wollte; „er sey immer ein heimlicher Gegner Mürats und ein großer Patriot gewesen."

Durch frisches Eis erquickt setzten wir zu Fuß unsern Weg nach Angri fort, da wir im Sinne hatten uns nach Castellamare und Sorrent zu begeben. Wir genossen auf dieser kleinen Wanderung einen jener wundervollen Abende, die die Natur allein in Italien hervorzaubert und gegen welche die höchsten Meisterstücke des Poussin, Claude und aller andern nur bleiche Schatten sind. Die Sonne war eben untergegangen, aber durch die hohen Ulmen und Cypressen, unter denen wir lustig einherwandelten, ergoß sie

*) Wir haben dieser Kirche früher (Theil I. Kap. 30.) schon gedacht.

ein unermeßliches rosenrothes Lichtmeer, welches die Hälfte des Himmels unwiderstehlich in Flammen setzte; die rosige Haltung war so gewaltig, daß sie unsere Gesichter glühete und blendete, und wir kaum im Stande waren die Augen nach diesem himmlischen Glanze empor zu heben; rings um uns schwammen die dunkelgrünen Häupter der Bäume und die zackigen Spitzen der Berge in brennendem Purpur und reinem Lasur.

So gelangten wir mit wonneerfülltem Herzen nach Angri. Hier hielt es schwer unterzukommen; ein Wirthshaus gab es nicht und in ein Privathaus, wohin uns gutmüthige Soldaten führten, und das wir sehr gern zu unserm Quartier erwählt hätten, weil wir auf dem Dach desselben den zauberischen Abend hätten zubringen können, gestattete uns die Besitzerin den Zutritt nicht, weil, wie sie sich entschuldigte, ihr Mann verreiset und sie mit ihrer (sehr schönen) Tochter ganz allein sey; welche Gründe uns jedoch nicht eben überzeugend schienen; auf diese Weise sahen wir uns genöthigt eine Millie weiter bis zur Taverna del Passo zu wandern, in welcher wir auf schlechten Betten köstlich ruheten.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Castellamare — Sorrent — Torre dell' Annunziata.

Wie gewöhnlich erhob sich der Morgen krystallhell aus dem Meere, und wir können behaupten beinahe sieben Monate lang, einzelne Strich- und Platzregen abgerechnet, nichts

als blauen Himmel in Italien gesehen zu haben. In grünen Alleen am Saum des Meeres und dem Fuß der schön geformten Hügelreihe, die sich gegen das alte Vorgebirge der Minerva, heut Punta della Campanella, hinzieht, schritten wir nach Castellamare vorwärts. Die Gänge und Gewölbe des alten Stabiä sind jetzt gänzlich verschüttet.

Zu uns hatte sich auf der Straße ein munterer Alter, der Holzhandel in Castellamare trieb, gesellt; er ließ sich mit uns in lebhafte Gespräche ein, erkundigte sich nach allen Pflanzen und Thieren, nach allen Christen und deren Sitten in unserem Himmelstrich, wie sie lebten, was sie äßen, und verwunderte sich über die Maßen, als er erfuhr, daß das Volk bei uns keine Maccaroni speise; „aber mein Gott was eßt ihr denn?" frug er. Unvermerkt gewann er uns dabei, noch ehe wir Castellamare erreichten, so besonders lieb, daß er hernach seinen Holzhandel gänzlich im Stich ließ und uns eine Barke für Sorrent miethete, deren Patron er uns mit den Worten „es sind meine Angehörigen, lieber Bruder," ans Herz legte; hierauf faßte er uns am Arm und zeigte uns ehe wir abfuhren alle Merkwürdigkeiten von Castellamare. Wir mußten ihm unsere Vornamen nennen; über den einen, Don Agostino, verwunderte er sich laut! „Ach welcher schöne Heilige," und nun rief er uns alle Augenblicke: bald dahin bald dorthin „Don Guglielmo, Don Federigo, kommt hierher, seht hier den großen Markt von Castellamare, allwo man Kohl, Schoten, Orangen und alles, alles kauft." Höchst sonderbar und ausdrucksvoll waren zugleich die Geberden, welche der Alte dabei machte. Er führte uns zu den entfernten mineralischen Bädern, und sogar an Bord eines Kriegsschiffes von acht und sechzig Kanonen, der Vesuv genannt, das eben

erbauet wurde und ließ nicht ab, bis wir ganz Castellamare durchkrochen hatten. So thätige Freundlichkeit und Gefälligkeit, wie sie uns von diesem Manne, den wir seit einer Stunde kannten, zu Theil ward, würde kein Teutscher einem andern erweisen, er müßte ihn denn von innen und außen kennen; und darum ist eben das Reisen in Italien, wenn man gewisse Seiten dieses Volkes zu behandeln versteht, das angenehmste, das man sich denken kann. Selten wird der Reisende durch ein grämliches, bleyernes Betragen beleidiget, dagegen begegnen ihm desto häufiger scharfgezeichnete, lebendige Charaktere mit Cervantischen Umrissen, voll hoher Natur und Naivetät und wenn auch freylich dies Volk, wie manchmal geniale Leute, ein wenig herunter gekommen ist: so schien uns doch der Kern der Nation noch immer eigenthümlich, sicher, voll Kraft und Tiefe und zu den größten Dingen geschickt zu seyn.

Um unserm Alten wenigstens eine kleine Höflichkeit zu erzeigen, wollten wir ihn im Kaffehaus bewirthen, allein er lehnte es mit hochmüthiger Miene und der Entschuldigung: „Es ist jetzt nicht meine Stunde" ab; doch labten wir uns besonders an köstlicher Butter, die in Italien noch nicht über unsern Gaum gekommen war. Vor der Thüre des Kaffehauses schwamm in dem blauen Meerbusen Neapel, Puzzuoli, Kap Miseno, Capri und Ischia. Endlich schifften wir uns ein; der Alte segnete uns, zeichnete ein halbes Dutzend Kreuze über uns, empfahl uns dem sorgfältigen Schutze der heiligen Jungfrau und versprach zu warten bis wir von Sorrent nach Castellamare zurückgekehrt seyn würden, damit er uns nach Torre dell' Annunziata begleiten könne, „denn er bemerke an uns caratteri sublimi."

Die Seefahrt nach Sorrent ging längs den jähen Felsenwänden von Kapo d'Orlando, das Roland mit seinem Degen gespalten haben soll, so daß ein Stück in die See gestürzt sey, und Punta di Seutolo, einer fürchterlichen, senkrechten Felsenmauer, die für einen Glocester getaugt hätte, hin bis zur Marina di Cazzano. In diesen Klippen sind auf eine höchst seltsame Weise Keller, Wohnungen und Grotten angebracht, die alle wie versteckte Räuberhöhlen aussehn, seewärts schauen und beinah unzugänglich scheinen. Von Cazzano, das ein kleines Schiffswerft hat, denn eben war eine Brigg vom Stapel gelaufen und eine andere sollte den folgenden Tag zum erstenmal das Element kosten, fährt man in kleinern Booten nach der elenden Rhede von Sorrent.

Diese Stadt liegt auf dem Abhang eines Berges sehr hoch, schaut über den ganzen göttlichen Golf von Neapel, sammt allen Inseln und Landspitzen die ins Meer hineinlaufen, und den rauchenden Vesuv, und nichts gleicht der Aussicht von dem Balcon des Hauses, das einst dem Torquato Tasso, jetzt alten Weibern als Spital, ein Obdach gewährte. In duftigem Blau liegt das herrliche Bad des Oceans zu deinen Füßen und sanfte Kühlung weht vom Vorgebirge Misenum und Ischia herüber, nach den Worten der Alten:

„Sanft von gedeihlichen Westen gekühlt das milde Surrentum.“

Die Einwohner sollen gut und brav seyn, sonst hat die Stadt selbst ein höchst verrätherisches Ansehn, hohe Häuser, enge Gassen; keine Seele ließ sich schauen, vielleicht weil es eben Mittag und sehr heiß war, überall gefährliche Todtenstille, so daß man glauben konnte, Dolch und Ver-

rath lauerten in allen Winkeln. Schönes frisches Grün bekleidet noch heut, „Edele Hügel im Schmuck des Surrentinischen Weinstocks“ aber die Reben sind ausgeartet. Die Alterthümer, einige Inschriften und Grabsteine, die wir hier sahn, schienen uns nicht von Bedeutung.

Gegen Abend kehrten wir mit einem ehrlichen Sorrentiner, auf der ziemlich bewegten See tanzend, nach Castellamare zurück; unsern guten Alten aber fanden wir nicht mehr wieder. Nachdem uns herrliches Erdbeereis erquickt hatte, zogen wir zu Fuß, am Saum der See, in grünen Gewölben breitästiger Bäume und im rosigen Bade der Abendsonne, welche hinter dem Epomeo *) herauf ein glühendes Feuermeer an dem Himmel ergoß, nach Torre dell' Annunziata. Es war schon Nacht als wir daselbst ankamen, deshalb fanden wir nicht sogleich ein Quartier; kaum hatten zwey vorübergehende Geistliche unsere Verlegenheit bemerkt, als sie uns unaufgefordert ihre Dienste anboten; sie beredeten sich untereinander: „Wohlan, laßt uns eine Empfehlung ertheilen,“ traten mit uns in eine Locanda ein und empfahlen uns den ohnehin freundlichen Wirthsleuten so angelegentlich, als hätten wir mit ihnen schon einen Scheffel Salz gegessen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Pompeji.

Die drei folgenden Tage brachten wir gänzlich in den Ruinen von Pompeji zu, schliefen blos in Torre dell' An-

*) So heißt der hohe Berg auf der Insel Ischia.

nunziata und speiseten in der an der Straße bei Pompeji gelegenen Taverna del Rapillo zu Mittag, bei den freundlichsten Leuten von der Welt. Welch ein Glück in dieser wunderschönen Gegend, nahe am dampfenden Vesuv, unfern dem blanken Spiegel des Meeres, in den Gassen, Theatern, Märkten, Tempeln und Häusern dieser denkwürdigsten Ruine der ganzen Welt einsam einherzuwandeln! Wahrlich wem es nicht genügt die wundervollen Alten aus der telescopischen Ferne ihres politischen Lebens zu schauen, wer vielmehr in der Nähe ihres Privatlebens dem eigenthümlichen Geist derselben unmittelbar vor Augen zu treten wünscht: den wird die Reise nach dieser, gleichsam noch halb lebendigen, Ruine nicht verdrießen und wenn er sie auch sonst mit verbundenen Augen machen müßte.

Da Pompeji blos von Lavasand verschüttet wurde, so hatte sich gleichsam ein großer Grabhügel über dieser Stadt gebildet, der nun zum Theil aufgethan ist, so daß einige Gassen der Stadt jetzt wieder mit der heutigen Heerstraße, welche bei den Ruinen vorbei führt, auf gleicher Ebene zu Tage liegen. Bekanntlich stürzte ein Theil der Stadt, noch ehe sie völlig verschüttet wurde, in einem früheren Erdbeben zusammen, nach welchem die Pompejaner anfingen ihre erschütterten Häuser wieder aufzubauen und auszubessern, und diese Ausbesserungen kann man heute noch sehr genau von dem ganz alten Mauerwerk unterscheiden; auch sind die Schichten und Erdlager, welche die Stadt bedecken, sehr verschieden von einander.

Das erste und merkwürdigste aller **Privatgebäude**, worauf man stößt, wenn man durch den alten Eingang, von Torre dell' Annunziata her, in die Ruinen eintritt, ist das Landhaus des Freigelassenen Arrius in der Vorstadt;

man kann an ihm die ganze häusliche Einrichtung der Alten kennen lernen, denn fast kein einziger Theil eines antiken, wohl eingerichteten Hauses wird vermißt. Wir bemerken aber gleich hier, daß die Privatgebäude der Alten in einem sehr kleinlichen Styl und ohne viel Bequemlichkeit erbaut gewesen seyn müssen, welches bei diesem Hause, einem der weitläuftigsten in ganz Pompeji, dem man nur Dach und Thüren geben durfte, um es bewohnbar zu machen, ganz klar vor Augen liegt. Die Zimmer sind so klein, daß man sich kaum darin umwenden kann und wenn noch einiger Hausrath hinein gestellt wurde, dann muß es beinahe unmöglich gewesen seyn, sich aus der Stelle zu bewegen. In den geringern Bürgerhäusern aber mögen die Alten gar wie Schafe über einander gelegen haben. Die meisten Gebäude haben nur ein Stockwerk und in dem kleinen Raum des eigentlich bewohnten Theiles dieses Landhauses zählten wir über sechs und dreissig Gemächer, davon die meisten nur drei bis vier Schritte breit und höchstens noch einmal so lang waren.

Die Fußböden sind auch hier musivisch, aus kleinen würfelförmigen Steinen, mit außerordentlicher Zierlichkeit und großem Reichthum der Erfindung zusammengesetzt; kein Muster gleicht dem andern, und jedes der vielen Zimmer hat eine besondere Zeichnung. In der That ist die Sorgfalt und Pracht, welche auch bloße Privatleute im Alterthum an die Fußböden ihrer Zimmer verschwendeten, denn alle sind Mosaik, in neuen Zeiten aus Italien gänzlich verschwunden; denn selbst in den Riesenpalästen der Doria, Colonna und anderer wandelt man auf blos geglättetem Estricht; selten auf Marmorplatten, die die Alten

verschmäheten; der Vatican aber verdankt einige prachtvolle Fußböden den Willen des Cicero und Hadrian.

Fenster sind hin und wieder auch angebracht, sehr oft aber kommt alles Licht blos durch die Thür: nämlich selbst wenn diese zugesperrt war, bedeckte sie nicht die ganze Oeffnung der Mauer, sondern ließ oberhalb einen freien Raum, damit Hellung in das Gemach dringen konnte.

Höchst merkwürdig ist die zweckmäßige Einrichtung eines antiken warmen Privat-Bades, das man, so viel uns bekannt, nirgends in ähnlicher Vollkommenheit sieht. Einige Stufen über der Ebene der andern Gemächer erhaben liegen in zusammenhängender Folge drei Gradationszimmer. Erstlich das Apodyterium oder Frigidarium, neben welchem ein kleines viereckiges Gemach, wahrscheinlich ein Dispensatorium oder Vorrathszimmer angebracht ist, in welches man unmittelbar aus dem Bade tritt. Aus dem Apodyterium geht man zweitens ins Tepidarium, welches zwar noch nicht über dem heizenden Ofen liegt, doch aber schon eine weit wärmere Temperatur hatte, als das Apodyterium. In der Wand nämlich, welche das Tepidarium von dem darauf folgenden, heißen Caldarium scheidet, ist ein rundes, Trompetenförmiges Loch angebracht, durch welches die Luft im Tepidarium geheizt wurde; diese Oeffnung aber konnte nach Belieben verschlossen und geöffnet werden, damit, wenn der Badende ins Caldarium getreten war, er die Luft gehörig temperiren konnte. Das letzte Gradationszimmer ist eben dies Caldarium oder das eigentliche Badegemach, welches über einem sehr zweckmäßig eingerichteten Ofen steht, auch scheinen ringsum hinter den Wänden Wärmeleitungen ange-

bracht gewesen zu seyn. Es ist überall wohl verschlossen, damit man sich auf keine Weise verkälten konnte.

Hier und in fast allen Gebäuden der Stadt, namentlich in dem nicht weit vom Landhaus des Arrius entfernten Landhaus des Cicero, findet man eine Menge unerklärlicher Winkel und Löcher, die kaum zu Nachtstühlen zu brauchen wären, und es ist unbegreiflich welchen Zweck sie bei den Alten haben mochten.

Der Guß des Vulcansandes muß für die armen Pompejaner ganz die furchtbare Wirkung einer plötzlichen Ueberschwemmung gehabt haben, denn, wie in noch unausgeräumten Kellern und Gewölben zu sehen ist, hat er alle diese Räume auf eine fast unbegreifliche Weise bis beinahe oben an die Decke erfüllt, zum Beispiel den Weinkeller des Cicero. Die Weinkrüge, aus denen dieser treffliche Redner *) seine geläufige Zunge labte, sahn wir nicht ohne Erstaunen noch heut, wie vor achtzehnhundert Jahren, schief an die Mauer gelehnt da stehen, denn nachdem man den Schutt weggeräumt hatte, brachte man sie sehr sorgfältig in ihre alte Lage zurück.

In dieser Straße sieht man zwei halbzirkelförmige, erhöhete Rundele mit Sitzen für die Spaziergänger; das eine ist zugleich ein Denkmal einer gewissen Mamia, offen und unbedeckt, und man sieht daß der Platz mit Bedacht gewählt wurde, denn die Aussicht von diesem Rundele nach dem Meere, dem Vesuv und Castellamare ist unendlich schön. Das zweite Rundel ist erst ganz kürzlich ausgegraben worden; es ist aber eine bedeckte Halle und roth

*) Cicero lebte bekanntlich lange nicht mehr, als die Pompejaner vom Angesicht der Erde verschwanden.

bemalt, wie denn roth und gelb, aufs grellste neben einander gestellt, die Lieblingsfarbe der Pompejaner gewesen zu seyn scheint; auch hier finden sich runde Bänke zur Bequemlichkeit der Vorübergehenden, und wir flüchteten uns gleichfalls vor der unausstehlichen Sonnenhitze in diese kühle Grotte.

Die ganze Via Consularis und alle Pompejanischen Gassen sind ganz so gepflastert, wie noch heut Neapel und alle Oerter dieser Gegend, nämlich mit schwärzlichgrauen vulkanischen Platten, die unregelmäßigen Polygonen gleichen; so war auch, wie die noch übrigen Stücke beweisen, das Pflaster der Appischen und Flaminischen Straße bereitet, und keinesweges aus viereckigen Mühlsteinen, wie viele *) behaupten, zusammengesetzt, denn platte Mühlsteine, nach Art der unsrigen, hatten die Alten bekanntlich gar nicht, sondern sie bedienten sich zum Mahlen hoher kegelförmiger Steinspitzen, welche also zum Pflastern nicht wohl gebraucht werden konnten, und wenn es, gegen alle Wahrscheinlichkeit, dennoch geschehen wäre, so hätte man doch hin und wieder einige derselben auffinden müssen.

Außerordentlich niedlich sind die Buden für Oel und warme Getränke oder die Thermopolien eingerichtet: der Verkäufer stand hinter einem rechtwinklichten Umschrot, dergleichen wir noch heut bei uns in allen ähnlichen Buden sehn; dieser Bord war aufs zierlichste mit Marmor belegt, in den die Tassen, so wie sie gebraucht hingesetzt wurden, runde Ringe eingeätzt haben, welche noch deutlich zu sehn sind. In der einen Ecke des Umschrots sieht man kleine stufenförmige Erhöhungen, gleichfalls mit Mar-

---

*) Zum Beispiel Heindorf zum Horaz Sat. 1. 5. 6.

mor belegt, auf welchen, nach den eingeätzten Ringen zu schließen, die Tassen eben so aufgestellt wurden.

Man findet sehr häufig den Phallus über den Hausthüren angebracht, allein oft ganz viereckigt, so daß er den schönen Pompejanerinnen keinen Anstoß geben konnte. Ein Bäcker hatte über seiner Thüre gleichfalls dies Heiligthum erhöhet, zusammt dem Scrotum, beides aber gleicht vollkommen einer großen Schneiderscheere, und schwerlich dürfte sich eine Dame sogleich in die Figur zurecht gefunden haben, und wenn sie auch die Praxis einer Messalina gehabt hätte. Der ehrliche Bäcker hat oben und unten am Phallus die Worte „hic habitat felicitas" setzen lassen. Die Phalli dagegen, welche wir im Museum des Prinzen Biscari in Catanien sahen und die häufig von den Frauen als Amulette am Halse getragen wurden, hatten alle eine sehr natürliche Form.

Die Buden der Bäcker sind leicht an den Mühlen zu erkennen, welche folgende Einrichtung haben. Auf einer runden Basis steht ein Kegel, gleich einem Zuckerhut gestaltet; über denselben ist ein genau anschließender Trichter gestürzt, der oberhalb eine weite Schale hat, das Getreide aufzunehmen, und an der Seite zwei Henkel, Hebebäume hindurch zu stecken, um diese schwere Bekleidung des Kegels zu drehen. Aus der obern Schale sickerte durch ein Loch das Getreide zwischen den Kegel und den gedreheten Trichter, wodurch es alsbald zermalmt wurde. Es versteht sich, daß das Material der Mühle Stein, und Kegel und Basis aus einem Stück gemacht sind. Die Oefen der Bäcker sind sehr gut erhalten, äußerst zweckmäßig und gleichen ohngefähr unsern Bäckeröfen; über dem Präfurnium oder Ofenloch ist die Esse angebracht.

Die Alten müssen außerordentlich viel auf Inschriften gehalten haben, überall sieht man welche: einer z. B. hatte an die Hausschwelle das Wort „Salve" musivisch einsetzen lassen; und besonders eigenthümlich ist, daß an den Häusern häufig mit großen Buchstaben Namen, vielleicht der Eigenthümer, jedoch immer im Accusativ angeschrieben stehen, z. B. „M. Tullium" und dergleichen; manche glauben daher, es seyen Acclamationen der Clienten und etwa die Worte „salvere jubeo" zu suppliren. Am Stadtthor fanden wir den letzten Comödienzettel angeschrieben und bemerkt, daß sich auch Tänzer und Equilibristen dem Volke zeigen würden.

Die öffentlichen Gebäude, welche, außer den Tempeln, jetzt zu Tage liegen, nämlich das Theater, das Amphitheater und das Odeum sind vorzüglich wohl erhalten und sicher die lehrreichsten Gebäude dieser Art, welche überhaupt vorhanden sind; besonders das komische Theater, oder, nach der alten Inschrift, das Odeum könnte nach wenigen Vorbereitungen sogleich wieder gebraucht werden, so auch das Amphitheater. Etwas mehr hat das tragische Theater gelitten.

Hinter dem Odeum führt ein Gang aus demselben ins tragische Theater. Hier, wie in allen Schauhäusern der Alten, ist die Eintheilung der Sitzreihen, bekanntermaßen, erstlich concentrisch in verschiedene Caveen und zweitens dem Radius nach in Cuneos: daher die Benennung: z. B. „cavea secunda, cuneus quartus, gradus septimus" und hiernach waren auch die metallnen Theaterbillette der Alten eingerichtet, deren man viele in den königlichen Museen aufbewahrt. Auf denselben wird der Name des vorzustellenden Stückes und seines Verfassers

angegeben und zugleich die Nummer des Cuneus, der Cavea und des Gradus bestimmt, in welche sich der Träger des Billets zu begeben hatte, damit kein unnöthiges Gedränge entstünde. Die erste Cavea, das heißt die, welche der Orchestra zunächst liegt, hat breite und niedrige Gradus, die keinesweges zum Sitzen geschickt waren, weil die Kniee an das Kinn gestoßen hätten, deshalb standen Stühle für die Vornehmern auf denselben. Die zweite Cavea enthält die eigentlichen stufenförmigen Sitze und die dritte Cavea nimmt die Gallerie und die Logen für die stehenden Männer und die Weiber ein. Diese drei Caveen sind von einander durch höhere Borde, Präcinktionen oder Diazomata genannt, abgesondert.

Das komische Theater oder Odeum hat indeß eigentlich nur eine Präcinction; die Gallerie oder dritte Cavea ist von der zweiten durch keine breite Stufe, welche oft die Stelle einer Präcinction vertritt, sondern durch eine Mauer geschieden. Auch hat das Theater nur zwei Vomitorien, nicht sechse wie man gewöhnlich angibt, ohne die beiden großen Seitenthüren, die eigentlich keine Vomitorien sind, und die beiden äußern Treppen haben gar keine Vomitorien. Es ist wohl zu merken, daß die oberen Sitzreihen des Odeums nicht im völligen Halbzirkel herum laufen, und die Gradus ebenfalls, so wie die Scene, äußerlich von einer geraden Mauer eingeschlossen sind, so daß dieses Gebäude von außen ganz viereckig erscheint. Der lange, unserm Orchester ähnliche Corridor vor dem Proscenium, dessen Spuren wir auch in Taormina sahn, diente hier vielleicht blos zum Durchgange. Die Haupteingänge des Odeums sind, ganz so wie im Tragischen Theater, zu beiden Seiten da, wo die Sitzreihen an die Scena anstoßen,

allein das Odeum hat nur je ein Thor, das tragische Theater aber je zwei auf beiden Seiten neben einander. Ueber diesen Thoren sind die vornehmsten Sitze, z. B. für den Prätor, dessen Sella curulis man noch im Tragischen Theater auf dieser Stelle ruhig stehen fand. Zu diesen erhabnen Sitzen begaben sich solche Standespersonen auf kleinen Treppen, die an den Thoren nach der Seite der Scene zu angelegt waren, so daß sie gerade in den vorhin erwähnten Corridor vor dem Proscenium trafen. Zu diesen Treppen aber konnte man nicht durch die Hauptthore gelangen, durch welche man allein in die Orchestra und zur Cavea Prima eintrat, auf deren niedrigen Stufen Stühle, vielleicht für Senatoren und Ritter, gesetzt waren, sondern durch zwei kleinere, an der Scene neben den großen Thoren befindliche Pforten, deren Schwellen gleiches Nivell mit dem aufgelegten Pulpitum der Scene hatten; so stiegen die Prätoren und die ihnen gegen über sitzenden Vestalinnen, vielleicht ohne selbst mit denen, welche in der Cavea Prima saßen, in Berührung zu kommen, über die Bühne nach den hohen Sitzen. Die Scene des Odeum ist, ohne alle Verzierung, in geraden Linien erbaut und unterscheidet sich dadurch sehr von der mit vielen Verzierungen, als ob es die Vorderseite eines großen Palastes wäre, ausgeschweift erbauten tragischen Scene; das Odeum ist indeß doch auch mit feinkörnigem Bildmarmor ausgelegt, das tragische Theater aber scheint beinahe damit aufs prächtigste ganz und gar überzogen gewesen zu seyn.

Wir suchten einen ungefähren Ueberschlag von der Menge der Zuschauer zu machen, die beide Theater zu fassen im Stande wären. Erstens das viel kleinere Odeum: Auf den vier breiten Sitzreihen der Cavea I, in der Or-

chestra, konnten etwa 117 Personen Platz haben. In der Cavea II. hat die kürzeste Sitzreihe, der Orchestra zunächst, 108 Palmen, die längste, welche in die Mitte fällt, da die obern Gradus nicht ganz im Halbzirkel herumgehen, 172, also im Durchschnitt eine Reihe etwa 140 Palmen. Da nun zwei Palmen für eine Person zum Sitzen hinreichen, so faßten die 18 Sitzreihen dieser Cavea 1260 Personen. In der Gallerie oder Cavea III. konnten theils stehn, theils sitzen etwa 200; also faßte das Odeum ungefähr 1580 Zuschauer. Der Diameter beträgt innen 122 Palmen.

Das tragische Theater faßte in der Orchestra, also der Cavea I. auf 90 Marmorblöcken, welche je einer zwei Stühle tragen konnten, etwa 180 Personen in vier Sitzreihen. In der Cavea II. hat die längste Sitzreihe 105 Schritt, die kürzeste unter 50. Im Durchschnitt also ungefähr 80. Rechnet man nur etwa auf je zwei Schritt drei Personen, so gingen auf die zwanzig Reihen der Cavea II. ungefähr 2400. Die Cavea III. besteht in diesem Theater aus mehreren Theilen: erstlich in den vier Sitzreihen unter der Logengallerie, jede zu 125 Schritt angenommen, konnten 744 Personen Raum haben. Zweitens in der Logengallerie über der Mauer, an welcher die Balken zum Aufspannen des deckenden Segeltuches befindlich waren, etwa 500. So faßte das ganze Theater in seinen drei Caveen 3824. Das Amphitheater faßte, wie wir bald sehen werden, gewiß über 18000 Menschen, woraus man offenbar einen ziemlich sichern Schluß theils auf die nicht unbedeutende Bevölkerung von Pompeji machen kann, das dem gemäß wohl an dreissig bis vierzig tausend Einwohner gehabt haben muß; da, wenn man

auch annimmt, daß sich viele fremde Zuschauer zu solchen Spielen einfanden, doch eine große Menge Weiber, fast alle Sclaven und ganz gemeine Leute nicht Eingang hatten; theils ergibt sich hieraus das Interesse, welches die Pompejaner an den Scenen des Odeums, des Theaters und Amphitheaters nahmen. Das Odeum mag daher wohl nur zu Musik und Declamationen gedient haben, an denen der Haufe schon weit weniger Antheil nahm, als an großen tragischen Vorstellungen, geschweige denn als an den Mordscenen des Amphitheaters. Diese beiden Theater liegen an dem großen Forum der Pompejaner und viel niedriger als der große Porticus bei denselben, so daß man von diesem auf einer Treppe, durch das tragische Theater, in das Forum herab steigen muß.

Das Amphitheater ist von den Antiquaren zwar schon lange gekannt, allein, vielleicht weil es mehrere Male wieder verschüttet wurde, noch keinesweges mit hinlänglicher Sorgfalt beschrieben worden; darum bringen wir hier einige, vielleicht nicht ganz überflüssige Bemerkungen und Zusätze bei. Dieses Amphitheater scheint beinahe das wohlerhaltenste Gebäude dieser Art zu seyn, das uns aus dem Alterthum übrig geblieben, und nirgends, so wie hier, kann man eine gleichsam sonnenhelle Vorstellung von der Einrichtung der alten Amphitheater gewinnen. Wie mächtig wird unsere ganze Seele erschüttert, wenn wir durch die Thore in die wiederhallende Arena eintreten, wo, wie es scheint, noch eben das Brüllen der wilden Bestien und das Geschrei der kämpfenden Fechter ertönte! Rings um am Borde der Arena sahen wir mit ganz frischen Farben Gladiatoren, Lituusbläser, wüthende Stiere und kämpfende Löwen, in den vortreflichsten Zügen, drohend und sprechend

angemalt. Wir warten nur, daß sich die breiten Sitze füllen und das blutige Schauspiel seinen Anfang nehme.

Das Amphitheater liegt noch innerhalb der Stadtmauer, deren Lauf man sehr gut verfolgen kann; es ist von außen nur zum Theil vom Schutt befreyt und daselbst offenbaren sich Bogen, die, obgleich viel kleiner, denen des Colosseums gleichen. Durch zwei prächtige Thore, die an den Enden der Ellipse angebracht sind, tritt man in die Arena ein, deren längster Durchmesser zwei und achtzig, der kleine vierzig und der Umfang etwa zweihundert Schritt beträgt. Leider hat man in der Arena, nachdem man einmal die alte Oberfläche erreicht hatte, keine weitern Nachgrabungen angestellt, man würde sonst vermuthlich auf ähnliche Entdeckungen stoßen, wie in der Arena des Flavischen Amphitheaters, und wie wichtig wäre es beide zu vergleichen! Das Podium ist elftehalb Palmen hoch und so frisch bemalt, daß es jeden billig in Erstaunen setzt. Ein Lituusbläser ist mit einer Art Beinharnisch bekleidet, welcher ganz den ungeheuern Stiefeln gleicht, deren sich unsere Cuirassiere ehemals oder noch jetzt die Postillione in Frankreich bedienen. Die angemalten Stiere und Löwen sind voll herrlichen Ausdrucks.

Tritt man in die beiden einander gegenüber liegenden Hauptthore, so sieht man rechts und links je einen kleinen Behälter, der wohl schwerlich, wie man vermuthen könnte, zur Aufbewahrung der Bestien diente, denn es sind überhaupt nur vier, und zwar sehr kleine Behälter, auch haben wir diese Käfige anderwärts nie an den Thoren angebracht gefunden.

Unter den Sitzreihen läuft ein großer Corridor elliptisch herum, und aus ihm gehn dann Treppen in die ver=

schiedenen Abtheilungen der Sitze oder in die Caveen und zwar folgendermaßen. In gewissen Entfernungen von einander sind in diesem Corridor Thore angebracht, in der Seite, die nach der Arena zu liegt. Tritt man in eins dieser Thore hinein, so liegen rechts und links sich gegenüber ziemlich breite Treppen nach den Gradus hinauf und mittelst dieser Treppen gelangt man in die Cavea II. und III. Zwischen je zwei solcher Doppeltreppen liegt eine kleinere schmalere Thüre, gleichfalls nach der Arena hingerichtet und von der Schwelle dieser Thür führt eine verhältnißmäßig schmalere Treppe geradeaus, nicht seitwärts, nach der Cavea I. die unmittelbar hinter dem Podium liegt. Diese Thüren und Treppen sind natürlich deshalb schmäler, weil sie zum kleinsten Theil des Amphitheaters führen. Durch diese kleinen Thüren und Treppen also gelangen wir auf die Sitzreihen, und zwar deren erste Cavea, und finden daß die Gradus in drei solche Caveen abgetheilt sind, über welchen dann auf dem obern Saume die Logen und hinter den Logen auf gleicher Ebene die Gallerie für die stehenden Zuschauer liegen, so daß das Ganze dem gemäß aus fünf Abtheilungen besteht. Wir betrachten jede einzeln.

Die Cavea I. wird durch das Podium und die erste drei Palmen hohe Präcinction eingeschlossen und ist durch letztere von allen übrigen Sitzreihen völlig getrennt, so daß, wer aus der ersten Cavea in die zweite, und umgekehrt, sich begeben will, erst in den vorhin erwähnten, unter den Sitzen herumlaufenden, Corridor zurück gehen und durch das gehörige Thor und die gehörige Treppe eintreten muß. Weder diese Sitze noch die der andern Caveen sind mit Marmor belegt, sondern sie bestehn alle aus vulcanischem

Stein. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß am obern Rande des Podiums auch hier die bekannten Vorrichtungen gegen das Aufspringen der Bestien, nämlich die glatten, sich drehenden Metallcylinder, die ehernen Netze und Gitter, deren die alten Schriftsteller gedenken, angebracht seyn mußten, denn ein Sprung von elftehalb Palmen Höhe wäre eine wahre Kleinigkeit für einen Löwen oder Tiger und die Arena lag wirklich nicht tiefer als man heut gegraben hat, was unter andern auch aus den untern Säumen und Gemälden des Podium klar ist. Die Cavea I. wird durch zwei Quermauern, oder Barrieren, etwa eines Palmes dick, auf jeder Seite in drei, also rund um in sechs Abtheilungen geschieden; diejenigen viere, welche an den Thoren zu beiden Seiten, also an beiden Enden der Ellipse liegen, haben fünf gewöhnliche Gradus; die beiden übrigen aber, in der Mitte des elliptischen Kreises auf jeder Seite liegen bleibenden Abtheilungen, haben nur vier, jedoch ziemlich breite Gradus, die aber nicht zum Sitzen auf dem Stein selbst, sondern für Stühle eingerichtet sind, folglich also den Sitzen in der Orchestra beider Pompejanischen Theater, so wie auch den letzten breiten Stufen im Syracusaner Theater entsprechen, und für die Vornehmern bestimmt waren. In dieser und auch in den höheren Caveen konnten die Zuschauer nicht sehen was unmittelbar am Podium auf ihrer Seite vorging.

Begeben wir uns nun auf der kleinen Treppe zurück nach dem großen Corridor und steigen wir auf den großen Doppeltreppen hinan, so befinden wir uns in der Cavea II. hinter der ersten Präcinction. Diese Cavea enthält zwölf Sitzreihen und ist oben von der dritten Cavea durch einen zwei Palmen hohen Bord abgesondert. Die obersten Sitz-

reihen dieser Cavea laufen schon ohne Unterbrechung über den beiden Hauptthoren an den Enden der Ellipse hinweg und rings um das ganze Amphitheater herum, während natürlich die untern Sitzreihen durch die Giebel der Thore unterbrochen werden.

Aus der zweiten Cavea steigt man unmittelbar in die Cavea III. Sie ist durch jenen Bord und eine Präcinction von vier Palmen Breite von der Cavea II. abgesondert, enthält sechszehn Sitzreihen und wird oben durch die Mauer begränzt, auf der die Logen stehen. Alle drei Caveen enthalten also zwei bis drei und dreißig Sitzreihen, da sich in der ersten Cavea theils vier, theils fünf befinden.

Im Allgemeinen ist von ihnen zu merken, daß jede einen besonderen Ort hat, die Füße bequem zu stellen, wie in Syracus, und daß alle in ein und zwanzig Cuneos, durch die viertehalb Palmen breiten Treppen, welche zu den Vomitorien führen, abgetheilt sind. Die höchste Sitzreihe der Cavea III., die rings an der Logenmauer herum läuft, hat vierhundert Schritt, und die erste Reihe der Cavea I., zunächst dem Podium, zweihundert; im Durchschnitt also eine Sitzreihe etwa dreihundert Schritt, und rechnet man daß auf zwei Schritt Raum drei Personen Platz haben, so faßt eine Reihe im Durchschnitt ungefähr vierhundert und fünfzig Personen, welches in allen drei und dreißig Reihen der drei Caveen vierzehntausend achthundert und funfzig Personen beträgt.

Wir kommen nun zur vierten und fünften Abtheilung des Amphitheaters, das heißt zu den Logen und der hinter ihnen auf gleicher Ebene herum laufenden Gallerie. Beide Theile sind die merkwürdigsten, weil in diesem Gebäude ganz allein sie sich theils wirklich erhalten haben,

theils nach dem antiken Modell sorgfältig wieder hergestellt worden sind. Von den Gradus gelangt man zu vierzig Thüren oder Vomitorien, welche in einer Mauer angebracht sind, die den obern Saum der Sitzreihen elliptisch umbordet und auf der die Logen und die hinter denselben befindliche Gallerie stehen. Diese vierzig Vomitorien führen ins Freie hinaus vor das Theater, wo man sich natürlich um so viel, als die zwei bis drei und dreißig Stufen und das Podium betragen, höher als das Livell der Arena befindet. Auf dieser Mauer, die vierzehn Palmen breit und neun hoch ist, stehen gleichsam wie ein zweites Stockwerk, die Logen; sie sind völlig unbedeckt und hinter denselben läuft eine Gallerie oder Corridor von sechs Palmen Breite, gleichfalls von der Höhe der Logen, und unbedeckt umher. In diese Gallerie gelangt man von außen des Theaters her, durch Thore, die in der äußeren Mauer des Amphitheaters angebracht sind, und in denen, ganz so wie im großen Corridor unter den Sitzen, rechts und links einander gegenüber, breite Treppen hinauf liegen, die nach der Gallerie führen, jedoch kann man diese Treppen selbst von außen nicht sehen, da sie sich innerhalb der äußern Mauer des Amphitheaters befinden. Durch sie gelangt man unmittelbar auf die hintere Gallerie, welche im Rücken durch die äußere Mauer des Amphitheaters umbordet wird. Unter je zwei solchen breiten Treppen, wo ihr Thor zwischen ihnen nicht eintrift, gehen mehrere jener vierzig Vomitorien von der dritten Cavea ins Freie; da indessen solcher Doppeltreppen im ganzen Umfange des Amphitheaters nur sechs vorhanden sind: so gehen natürlich sehr viele Vomitorien von den Gradus ins Freie heraus, ohne gerade unter solchen Doppeltreppen zu liegen.

Befindet man sich auf der Gallerie, so tritt man durch Eingänge von derselben in die, nach der Arena zu ganz offenen Logen ein. Es ist aber wohl zu merken, daß nicht jede Loge ihren besonderen Eingang hat, sondern je zwei Logen mit Eingängen, zwei andere ohne Eingänge zwischen sich einschließen, so daß also durch den einen Eingang die Loge selbst, in welche er führt, und noch ihre beiden Nachbarinnen, ihr rechts und links zur Seite liegend, angefüllt wurden. Aus der Eingangsloge aber gelangt man in die beiden Seitenlogen, ohne Eingang von der Gallerie aus, dadurch, daß man aus jener heraus gegen die Arena tritt, und auf einem breiten Borde, der vor allen diesen Logen umherläuft, in dieselben rechts und links eingeht. Ferner sind jene Doppeltreppen klüglich so gelegt, daß sie zu den Logen mit Eingängen führen; die ohne Eingänge aber mittenlinne liegen lassen. So ist dieses ungeheure Gebäude mit der größten Einfachheit, Vollkommenheit und Verhältnißmäßigkeit in allen seinen Theilen erbaut, und wir können einem so wohl eingerichteten Plan unsere höchste Bewunderung nicht versagen. Sitze haben die Logen nicht, sondern man mußte entweder stehen oder Sessel aufstellen lassen. Eine jede hat elf Palmen Länge und sieben Palmen Breite; rings um waren ehedem hundert und zwanzig, nur wenige davon sind noch antik, viele genau nach dem Modell der alten hergestellt, die meisten liegen in Ruin, doch so daß man sehr genau ihre alte Einrichtung erkennen kann, die übrigen sind ganz verschwunden und nur ihre Substruction geblieben, nämlich viereckigte Mauern, nach denselben Maßen, die einen leeren Raum einschließen, der vielleicht anderweitig benutzt wurde. Die vierzig Vo-

mitorien sind so gestellt, daß sie unter die vierzig Logen treffen, welche einen Eingang haben.

In einer Loge von elf Palmen Länge und sieben Palmen Breite konnten zwei Reihen, jede zu fünf Personen, bequem sitzen; also hatten zehn Personen sitzend und wenigstens funfzehn stehend Platz; in hundert und zwanzig Logen hatten folglich zwölf hundert Sitzende Raum, in der hinter den Logen umher laufenden Gallerie, die sechs Palmen breit und, nach Abrechnung des Raumes, den die Doppeltreppen einnehmen, etwa vierhundert Schritt lang ist, hatten, wenn wir wiederum auf jeden Doppelschritt drei Personen rechnen wollen, in zwei Reihen ebenfalls an zwölfhundert Sitzende Platz, so daß also in Logen und Gallerie sehr bequem zweitausend vierhundert Personen zum Sitzen Raum hatten. Stehen konnten in jeder Loge funfzehn Personen, in allen also achtzehnhundert; desgleichen in der Gallerie standen wohl eben so viel, folglich in beiden zusammen dreitausend sechshundert Personen. Rechnen wir hierzu die Menge von vierzehntausend achthundert und funfzig, welche in den drei Caveen saßen, so hatten in diesem Amphitheater überhaupt siebenzehntausend zweihundert und funfzig Sitzende, oder achtzehntausend vierhundert und funfzig Stehende Raum. Wenn man nun annimmt, daß auf den Treppen im Corridor, in den Buden, Durchgängen und Kammern sich wohl auch ein Paar tausend aufhielten, so ist klar, daß sich in diesem ungeheuern Schauhause an zwanzigtausend Menschen zu gleicher Zeit bequem aufhalten konnten.

In der Nähe des von Championet schon früher entdeckten Hauses hat man neuerdings einen ganzen Tempel, ein Forum und einige daran stoßende Gebäude ausgegra-

ben; der Tempel ist, wie alle griechischen, ein Viereck von zwölf Säulen Länge und sechs Säulen Breite, welches hier sechs und siebenzig Schritt in der ersten Dimension und etwas über dreißig in der zweiten beträgt. Indeß unterscheidet er sich von den meisten dadurch, daß kein Säulencorridor von außen, sondern eine Mauer, inwendig mit halben Säulen, ihn umschließt. Dagegen ist die Cella von Säulen, zwölf in der Länge, vier in der Breite umgeben, um welche doch sonst eine Mauer gezogen zu seyn pflegt. Im Hintergrunde dieses Tempels ist eine altarförmige Erhöhung angebracht, wie die Scene eines Theaters, auf drei Seiten von vier Säulen umgeben, nach dem Tempel zu aber ganz offen. Rechts und links führen Treppen zu diesem Sanctuarium hinauf, unten ist es hohl, so daß man hindurch gehen und sich in die viereckigten Räume begeben kann, die zu beiden Seiten desselben liegen bleiben. Vor diesem Heiligthum steht ein kleiner viereckigter Altar, gegen die gewöhnliche Einrichtung der Tempel; hieraus und aus der Aehnlichkeit dieses Sanctuariums mit der erhabenen kleinen Bühne im Isistempel folgern wir vielleicht nicht ohne Grund, daß dieser Tempel gleichfalls einer ägyptischen Gottheit gewidmet war; darauf scheint auch die solide Mauer, die den Tempel von außen umgibt, hinzudeuten. Diese Mauern sind übrigens inwendig eben so geschmacklos gelb und roth angestrichen, wie die Pompejanischen Gemächer überhaupt. Die Säulen selbst sind ziemlich stark, allein nur von Backsteinen erbaut und mit Tünche überzogen.

Aus dem Tempel selbst tritt man in einen Vorplatz oder ein Vestibulum, über einige Stufen herab, das nach

dem Forum zu vor der Hauptvorderseite des Tempels liegt, und von hier aus führen wieder fünf Ausgänge auf das Forum, die durch eine Art Fallgatter zum Schieben, wie auch das Hauptthor der Stadt selbst eingerichtet war, verschlossen werden konnten; man kann dies aus den Fugen für die Gatter in den Werkstücken der Ausgänge abnehmen. Zur Seite des Vestibulums in der Gasse, welche zwischen dem Tempel und Championets Hause hinläuft, liegt eine Treppe, welche entweder auf das Dach des Tempels, oder, dafern es bedeckt war, auf das Dach des Vestibulums führte.

Aus jenem Vestibulum tritt man auf das Forum, einen großen viereckigen Raum, mit einer doppelten, theilweise noch jetzt vorhandenen Colonnade verziert. Der mittlere viereckige Platz auf demselben ist ein vertieftes Impluvium, ganz so wie es die Privathäuser im Kleinen *) und das schon längst bekannte Forum im Großen haben. In demselben stehen einige viereckige Gemäuer wie Triumpfbogen, Monumente oder Grabmäler gestaltet. Eins davon ist laut Inschrift, einem gewissen Sallustius geweihet und trug wahrscheinlich eine Statue. Auf einem zerstück-

*) Diese vertieften Impluvia in den Höfen der antiken Häuser sammelten das Regenwasser in Cisternen, welche unter dem Impluvium angebracht waren. An den Ecken der Impluvien waren runde, von gar zierlichen, vasenartigen Umschroten aus Marmor umgebene Löcher, jedoch von ziemlich kleinem Durchmesser angebracht, durch welche mittelst eines Eymers das Wasser wiederum aus der Cisterne heraufgezogen wurde. Im Landhause des Arrius sieht man diese kleinen Brunnen noch völlig unversehrt und auf den Umschroten die Narben, welche der Strick des Eymers eingeschliffen hat.

ten Gesims lieset man noch folgende verstümmelten Worte: .... ordiae. Augusta..... demque dedicavit L. F. Sacerdos. P... ve.... unia... fec.... icum. C. F.

An der einen Seite des Forums liegen drei mit den herrlichsten Marmorplatten aufs prächtigste ausgetäfelte Säle, nur durch kleine Zwischenräume von einander getrennt. Sie nehmen die ganze Länge des Forums ein und der mittlere hat im Hintergrunde einen vorspringenden altarmäßigen Aufsatz, die beiden andern, zur Rechten und Linken dagegen zurücktretende halbrunde Nischen. Vermuthlich dienten diese Säle zu besondern Versammlungsplätzen für Senatoren, Richter, Kaufleute und dergleichen, denn es ist bekannt, daß solche öffentliche Gebäude am Foro zu liegen pflegten. Die zunächst daran stoßende, der Façade des Tempels gegen über liegende Seite des Forums ist von Privatgebäuden eingenommen, wie die im Accusativ angeschriebenen Namen der vermuthlichen Besitzer zeigen. Sie sind erst zum Theil von Schutt befreit, zum Theil schauen ihre Zimmer und Wände noch aus demselben seltsam heraus. Dabei führt die eine Hauptgasse von Pompeji nach dem Amphitheater hin vorbei.

Endlich befindet sich an der Seite des Forums, welche den drei Sälen gegen über liegt, ein viereckiger Platz, zum Theil von Mauern umgeben, in welchen Nischen angebracht sind, dabei liegt ein großes Piedestal; sonst findet man keine Spuren von Säulen und dergleichen. Der Schutt ist zwar noch nicht ganz bei Seite geräumt, allein dieser Raum ist offenbar auch ein Markt, Forum oder etwas dem ähnliches gewesen.

Noch ist ganz kürzlich in der Gegend, wo die erste große Hauptstraße, die vom Thore herläuft, sich nach Osten hin wendet, ein großes Privathaus mit mehrern Höfen, Vestibulis und Impluviis gefunden worden, das zwar ganz dieselbe Einrichtung wie alle übrigen Häuser hat, diese aber an Umfang bei weitem übertrifft. In derselben Gasse liegen sehr viele Buden von Oelverkäufern, in welchen man sich über die Unreinlichkeit der Alten sehr verwundern muß; nämlich die Oelgefäße sind fest eingemauert, so daß sie nie ordentlich rein gemacht werden konnten.

So verlebten wir im Herzen des Alterthums glückselige Stunden; stellten uns in der Curia voll Erstaunen auf das Tribunal, das der richtende Prätor eben verlassen zu haben scheint, und verkrochen uns vor der brennenden Mittagshitze etwa in das Schlafgemach vielleicht einer Pompejanerin, welche Gemächer meistentheils mit den niedlichsten Bildern ausgemalt waren. Wenn zuweilen viele Spatziergänger und Fremde in den aufgedeckten Straßen umherzogen, so schien wahrlich die Stadt neu bevölkert zu seyn, allein es gab einen sonderbaren Contrast: Pariser Fräcke und modische Damen in den alten Gassen der Pompejaner! Zu Mittag und Abends speiseten wir bei einer allerliebsten Wirthin in der Taverna del Rapillo, zogen mit dem Avemaria im Glanz des Abendroths nach Torre dell' Annunziata zurück und kamen bei frühem Morgen wieder. Als wir die schöne Frau am letzten Abende versicherten, nun kämen wir nimmer zurück, gab sie uns ihren Segen und entließ uns unter dem Geleit der Madonna, wir aber begaben uns über Torre del Greco nach Resina und Portici.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Herkulanium — Resina — Portici — Vesuv — Rückkehr nach Neapel.

In das eherne Grab von Herculanium bei Fackellicht hinabzusteigen gewährt, wie erschütternd der Eindruck auch seyn mag, doch keine besonders merkwürdige antiquarische Ausbeute; damit das darüber stehende Resina nicht einstürze, hat man alle ausgegrabenen Gassen und Gänge, das Theater ausgenommen, zugeschüttet, und auch durch dieses wird niemand eine Idee von der Einrichtung des alten Theaters gewinnen können, im Gegentheil muß man diese schon haben, um jenes zu verstehen.

Das Schloß von Portici ist durch Murat und seine Gemahlin mit fast Asiatischer Pracht eingerichtet worden. Leider aber enthielt es noch nicht wieder das so unendlich wichtige Kabinet, die Antiquitätensammlung, welche eben von Palermo, wo wir sie eingepackt getroffen hatten, zurück erwartet wurde. Doch sahen] wir wenigstens die antiken Gemälde. Die besten Stücke hat man in Herculanium gefunden: z. B. Orest wird von Elektra erkannt, Pylades hält einen Brief, Thoas mit zwei Hausgenossen steht dabei; Ausdruck und Zeichnung sind außerordentlich schön — Flora mit einem Kinde, das eine Wölfin säugt — — ein Besuch antiker Matronen — das Urtheil des Paris — alle diese Gemälde würden in jeder unserer Gallerien für vorzügliche Stücke gelten. Das schönste Bild und die Krone der ganzen Sammlung aber ist Theseus von Amor zu Ariadnen geführt. Außer diesem Meisterstücke bewundern Kenner noch viele andere.

Da wir gern den Sonnenuntergang vom Vesuv herab

angesehen hätten, so machten wir uns Nachmittag um drei Uhr auf; die Sonne selbst schien sehr heiß, die Lavaasche aber, in der wir wateten, glühete beinahe völlig, und wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir, bis zum Eremiten hinauf, in Gesellschaft des Sadrach, Mesach und Abednego zu seyn vermeinten. In Strömen floß der Schweiß als wir bei diesem alten Gauner anlangten, der uns mit seiner Fior d' Olanda, d. h. holländischem Käse, und seiner Lagrima Cristi, dem heillosesten Krätzer, der jemals unsere Zunge geätzt hatte, bei einem Haare die Pestilenz in den Leib gejagt hätte. Selbst die begehrlichsten Gastwirthe in Italien begnügten sich doch höchstens mit einigen hundert Procenten Gewinn. Diesem Spitzbuben aber, den einige empfindsame Reisende zu einem liebevollen, einsiedlerischen Alten und Pfleger aller Fremdlinge elegisiren, waren selbst mehrere tausend Procente nicht recht genug. Den elenden Landwein, vino nostrano, den er sich aus Resina heraufschleppen läßt und mit ein Paar Kreutzern bezahlt, trichtert er den unglücklichen Reisenden, als Thränen unsers Herrn, für doppelt so viel Scudi ein, und fordert man eine Rechnung, so schlägt er vor Entsetzen die Hände zusammen, verwirrt die bescheidnen Fremden, und prellt sie ärger, als die Tuchkrempler in Segovien den Sancho. Da wir bei diesem ehrlichen Manne viermal eingekehrt sind, so haben wir hinlängliche Gelegenheit gehabt, seine Taktik zu studiren.

Das Fremdenbuch des Alten ist, ganz eben so wie alle solche Bücher, in denen sich hohe und niedrige Zeugnisse über ihre Trivialität und Geschmacklosigkeit auszustellen pflegen, voll Albernheiten, von denen nicht die kleinsten ein Oesterreichischer Rittmeister so eben eingeschrieben hatte.

Er rühmte sich, seine Tabakspfeife am Crater des Vesuvs angezündet zu haben, und setzte zum Schluß noch hinzu: „Vivat Gott und Toskana-Dragoner"; so bringt auch selbst der Donner eines Vulcans die Leute nicht zu Verstande.

Den Vesuv zu besteigen ist ein bloßer Spatziergang gegen eine Aetnareise. Auch der Aschenhügel des Vesuvs ersteigt sich diesen Augenblick viel leichter, da zufälliger Weise eine herabfließende Lavaader eine völlige Treppe hinauf gebildet hat, auf der man ziemlich festen Tritt fassen kann. So furchtbar auch immer hier die Lavabäder durch einander fließen, so göttlich auch die Aussicht auf den ganzen Neapolitanischen Meerbusen immer seyn mag, so erreicht doch weder die Wildheit der einen, noch die Schönheit der andern den schrecklichen Graus Aetnaischer Lavawüsten und die unglaubliche Erhabenheit des Anblicks einer großen Insel, eines Continents und dreier Meere, des Tyrrhenischen, Lybischen und Jonischen. Auf dem Aetna befanden wir uns, nachdem wir sein schwarzes Haupt erklommen hatten, beständig in Rauch, Wolken, Sturm und Krachen, und der Wechsel der Scenen war so gewaltig, daß wir uns der gewöhnlichen Erde entrückt glauben mußten; auf dem Vesuv dagegen war alles heiter, lieblich und still, bis wir unmittelbar an den Rand des Kraters herantraten; hier aber wartete unser ein Schauspiel, davon wir noch keine Idee gehabt hatten, da der Krater des Aetna damals mit Rauch erfüllt gewesen wär, und um daher dem Vesuv Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, müssen wir gestehen, daß die Erscheinungen seines Kraters selbst ihn als Vulcan interessanter machen, als der Aetna gegenwärtig ist. In einem tiefen, beschwefelten Kessel, der schon ringsum erhitzt ist, eine teutsche Viertelmeile oben im

Umfange hat und eben der Krater genennt wird, liegt ein kleiner, konisch gestalteter, völlig glühender Aschenhügel, dessen obere Spitze die fürchterliche Mündung oder Bocca des Vulcans ist; aus dieser Mündung sandte derselbe, unter lautem Krachen, gelbe Ballen des dicksten Schwefelrauches, Feuer und geschmolzene Steine wie Leuchtkugeln in die Lüfte. Diese Esse des Feuergottes, wie die Alten die Mündung selbst sehr treffend zu nennen pflegen, seufzte oftmals, als sollten alle Bergwände ringsum zusammenstürzen; dann brach sie in ein furchtbares, ruckweises Krachen aus, wie wenn Bataillone Gewehrfeuer geben, dann wiederum brüllte sie ununterbrochen eine ganze Zeit lang aufs desperateste, und warf mit wilderer Schnelligkeit Rauchballen und feurige Steine aus. Dieser Verwüstung sahen wir einige Minuten am Rande des Kraters zu; dann sprangen wir in den beschwefelten Kessel hinab und auf den kleinen Hügel hinan, um dem Vulcan ein wenig in den brennenden Rachen zu schauen, was man ohne Schaden thun kann, wenn man sich nur hinter den Wind stellt, damit man nicht vom Rauch und den glühenden Steinen belästiget werde, und die Vorsicht gebraucht, nicht allzu nahe an den mürben Rand der Bocca zu treten. Es war aber nicht lange möglich, auf dem glühenden Hügel zu verweilen, indem er fast die Sohlen verbrannte. Wahrlich ein Vulcan ist, selbst wenn er ruhet, eine höchst kriegerische und riesenhafte Erscheinung der Natur, und wie wahr auch das Bild seyn mag, so schien es uns doch damals ein wenig kleinlich, sich unter einem feuerspeienden Berge eine Schmiedeanstalt zu denken, wie die Alten zu thun pflegen, selbst wenn darin ein göttlicher Meister mit unsterblichen Gesellen den Hammer führt und Donnerkeile bereitet; eher

hätte man Lust an den jüngsten Tag und der Welt Ende zu denken.

Schon war es dunkel im Krater geworden, schnell eilten wir deshalb hinauf, um den Untergang der Sonne zu sehen, welche mit großer Pracht und Majestät in das Meer hinter Gaeta hinabsank, über die ganze südliche Landzunge des Meerbusens, an dem Castellamare, Sorrent und das Vorgebirge der Minerva liegt, ein herrliches Bad des reinsten Goldes ausgießend. Doch nahm ein dunstiger Nebelflor der Gegend ihren vorzüglichsten Reiz und den Farben die glühende Lebendigkeit, mit der sie im Thale schimmern.

Wie es Nacht wurde, fing unter uns am Saum des Meeres Neapel an zu flammen, und Kanonendonner rollte zu uns herauf. Ach! hätten wir hier am Rande des Vulcans geahndet, daß es dem glorreichen Siege gälte, den unsere Landsleute unterdeß im fernen Norden, bei la belle Alliance erfochten hatten. Wir meinten, es sey die Folge eines Lazzaronenaufstandes. Außerordentlich lustig ist es, den Aschenhügel des Vesuvs hinunter zu rennen; in ungeheuren Sätzen erreichten wir unter Staub und rollenden Steinen bald die Ebne und stiegen in tiefer Nacht nach Portici hinab.

Tags darauf gegen Abend kehrten wir nach Neapel zurück, und hier empfing uns, durch die göttlichen Schönheiten, in denen wir sieben unvergeßliche Tage geschwelgt hatten, ohnehin schon berauscht, die Nachricht von jenem unsterblichen Siege in den Niederlanden; überall liefen Ausrufer mit Armeeberichten umher und schrieen: „Signori legghino pure la gran battaglia de' Prussiani e del prode Maresciallo Blükkere! Signori, Signori! ecco

la disfatta di Napoleone per due grana“ d. h. um zwei Kreuzer. Denn da man den Engelländern etwas abhold war, überging man hin und wieder unbilliger Weise den Antheil, den auch sie an diesem denkwürdigen Tage gehabt haben; ganz Neapel war fröhlich und jauchzete; das Castell Sanct Elmo ließ seine Donner über die ganze Stadt erschallen und sein Brillantfeuer über den Meerbusen stralen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Aufenthalt in Neapel.

So gut wie Rom und Sicilien ist auch Neapel eine wunderbare, nie gesehene Welt für sich allein; aber wie eigenthümlich, wie verschieden von jenen ergreift es unsere Seele! Hier wandelt unser Fuß nicht auf alten Trümmern zusammengesunkener Römerpracht, keine Säulen schauen aus dem Boden, kein Colosseum oder Antoninische Riesenmauern drohen in die Lüfte, verschollen ist das Alterthum; hier hat kein Bramante mit unsterblicher Kühnheit Wunderbaue aufgeführt, kein Michel Angelo einen unermeßlichen Dom gleichsam an das Gewölbe des Himmels befestiget; über Neapel hat der Meissel der Antike und die Hand Rafaels nicht gewaltet; die Kraft der Päpste und die Zinsbarkeit der Christenheit hat hier keine ehernen Palläste und Marmorhäuser aufgerichtet, wie den ewigen Sitz des Sankt Peter und seiner geistlichen Trabanten; kein Venetianisch Gold hat mit Römischer Kühnheit *) unver-

*) Der Molo von Palestrina bei Venedig führt die Inschrift: „Auso Romano, Aere Veneto.“

gängliche Dämme ins Meer geworfen; kein Epheu bekränzt siegreich Denkmäler der Vorwelt; verschwunden ist alle Vergangenheit: dagegen aber wie mächtig waltet der Zauber der lebendigsten Gegenwart über dieser wundervollen Stadt! Die längst gepriesenen Schönheiten der jungfräulichen Natur um die glückselige Parthenope *) sind so blendend und unendlich, daß sie das Herz, welches sie kaum zu fassen vermag, gewaltsam erschüttern, und wie mit ahndungsreicher Bangigkeit erfüllen. Ach welche Purpurglut hat den lichten Sapphir des Neapolitanischen Himmels angehaucht! Gegen den klaren Guß des dunkelblauen Meeres ist aller Lasur trübe, und gegen den glänzenden Sammt der grünen, erquickten Matten aller Smaragd düster. Statt prachtvoller Kuppeln steigen aller Orten sanftgerundete Höhen, statt marmorner Säulen gothische Felsennadeln in die Lüfte: die schwellend üppige Natur sprengt unwiderstehlich jede Fessel, duldet nirgends die Hand des Künstlers. So auch die Neapolitaner selbst, die in dieses Meer von Schönheit und Fülle dergestalt versenkt sind, daß sie eigentlich nie zu innerer Besinnung gelangen können. Kraftvoll, aber ungezähmt, wie die Reben ihres Posilippo, wuchern die Neapolitaner; unbändig zwar, aber mit hoher Volksthümlichkeit wogt und lebt die zahllose Menge auf dem Toledo, der Chiaja und an dem Strand der heiligen Lucia. Pulcinelle, Pagliassen und Taschenspieler schlagen aller Orten ihre Bühne auf, und unterhalten das Volk mit unversiegbarer Geschwätzigkeit und recht gesundem Nationalwitz; beredte Priester sprechen mit unglaublicher Lebendigkeit zur Menge, und es ist ihnen ein leichtes, sich, wenn es die

*) Der alte Name Neapels, teutsch: „Jungfrauenantlitz.“

Kanonen der Kastelle erlauben, funfzigtausend Zuhörer zu verschaffen; alles ist und lebt, Neapel kennt nur eine Zeit: die Gegenwart; Vergangenheit und Zukunft sind ihm unverständliche Namen. Nichts ist daher natürlicher, als daß der, dessen Herz, bei aller unendlichen Fülle irdischer Schönheit, sich nach dem wunderbaren Wehen einer ahndungsvollen Vergangenheit sehnt, Neapel gern verläßt, um, nachdem er in Italiens reizendem Körper geschwelgt hat, in Rom Italiens unsterbliche Seele zu schauen.

Wir trieben uns nun wieder einige Tage unter dem bunten Getümmel des Toledo, des Largo del Castello, in allen Theatern und Pulcinellbuden umher. Im Theater von San Carlo, das bei Erleuchtungen, besonders wie wir sie zum Beispiel am Geburtstage des von den Neapolitanern sehr geliebten Prinzen Leopold sahen, allerdings einen ungeheuern Eindruck macht, begeisterte damals die Spanische Sängerin Colbran mit eherner Stimme die Neapolitaner. Italien ist überhaupt das Land der Schauspielhäuser. Mittlere Städte, wie Florenz und Mailand, haben größere und prachtvollere Häuser als London und Paris. Die Neapolitaner meinen, die Vorderseite ihres großen Theaters sey das größte architektonische Meisterstück der Welt; für Neapel, wo beinahe kein einziges interessantes Gebäude zu sehen ist, mag das allenfalls wahr seyn, leider aber ist die Straße zu eng, auf der es steht, und die Betrachtung kann keinen angemessenen Standpunkt finden *).

Die Villa reale ist ein neuangelegter Garten, der um seiner Lage am Meere willen, im Angesicht des Vesuvs

*) Es bedarf der Bemerkung nicht, daß dies Theater verbrannt und ein neues an die Stelle gesetzt sey, das die akustische Vollkommenheit des Alten nicht erreicht.

und der Insel Capri, des Posilippo und des Vorgebirges Misenum, den herrlichsten Spatziergang in Europa gewähren mag; auch ist hier die Gruppe des Farnesischen Stieres, ein wundervolles Meisterwerk, aufgestellt; an den Anlagen selbst aber ist nichts besonders, wie denn die Italiener überhaupt Gärten einzurichten nicht verstehen; doch ist freylich alles noch jung und erst im Werden.

Die Aussicht von dem königlichen Lustschlosse, Capo di Monte, das auf einem ziemlich hohen Berge an einem Ende der Stadt liegt, ist schon bezaubernd; aber wer oben vom Kastell Sankt Elmo und dem Kloster San Martino herab das erstemal seine Augen über Italien öffnete, würde ganz gewiß von der düsteren Erde in einen glänzenden Himmel entrückt zu seyn glauben; die kühnsten Flügel der Phantasie sinken jedem, der es wagen wollte, Himmel, Erde und Meer, gebadet in allen brennenden Farben des Regenbogens zu beschreiben; und kaum sollte man glauben, daß es möglich wäre, einen noch erhabnern Standpunkt zu wählen. Dennoch gewährt diesen ohne Zweifel das Kloster der Camaldolenser, zu dem man auf einem Wege von etwa zwei Stunden über den Vomero und Monte delle Donzelle hinaufsteigt. Wie herrlich schaut der hohe Epomeo auf der Insel Ischia über den niedrigern Posilippo herüber! Noch ehe man das Kloster erreicht, lieset man auf einem Steine die Inschrift: „Es sollen keine Frauen über diese Grenzlinie treten, bei Strafe der Excommunication“; doch wird dieses strenge Verbot fast täglich überschritten. Diese Camaldolenser sind sehr verarmt, und es erregt ein höchst unangenehmes Gefühl, die guten, freundlichen Mönche mitten im reichsten Schoße der Natur darben zu sehn. Die Aussicht von dem Garten der from-

zinen Väter herab übertrift an schillerndem Glanz der Farben und an Mannigfaltigkeit der Gegenstände vielleicht die meisten unsers Erdbodens; man erblickt alle Gebirge der südlichen Erdzunge, welche mit grünen Wäldern ganz bedeckt sind; der Vesuv und Monte Somma, der Posilippo liegt, wie ein breites, grünes Bett, mit allen seinen Ulmenwäldern und Rebengewinden gerade unter uns, sammt der ungeheuern Stadt, die sich schlangenförmig am Meere hinlegt, bis Torre del Greco hinaus; der Agnaner See, der wunderbare Kesselteich von Astruni und die ihn umschließenden Berge und Thäler in tausendfachen Farben von Grün, alle Inseln, Ischia mit dem hohen Epomeo, Spitzen, Landzungen, Meerengen und Vorgebirgen, das wilde Capri mit seinen kühnen Felskrystallen, die höchste Zierde des ganzen Golfs, ja weiter hin selbst Gaeta, der Massicus, die Falernischen und Formianischen Hügel, Terracina, Monte Circello und die Insel Ventotiene im fernen Meere; alle diese seligen Schönheiten im sanften, prachtvollen Glanze des italienischen Himmels erfüllen hier die Seele des Fremdlings, der nicht hoffen kann, sie jemals wieder zu sehen, mit unaussprechlicher Wehmuth, und vermuthlich mag von diesem Garten der Camaldolenser das bekannte Wort gesagt seyn: „Neapel sehen und dann sterben.“

Die kleine Lustfahrt nach Caserta wird niemanden, besonders wegen der Vanvitellischen Wasserleitung oder des sogenannten Acquadotto Carolino gereuen. Sie liegt unfern dem Flecken Maddalone, und wird von den Landleuten gewöhnlich „die Brücken“ genannt, da sie, wie dreifach übereinander gelegte Brücken, in drei Stockwerken, zwei Berge verbindet, so daß man über sie von einem

Berge zum andern gehen kann; im Hintergrunde liegt ein blaues Gebirge und schließt dieß großartige Landschaftsgemälde. Ohne Zweifel ist der Anblick dieses ungeheuern Werkes ergreifender als der irgend ähnlicher moderner Bauten, und man muß gestehen, daß auf ihm ein Abglanz römischer Kraft ruhet.

Die Gegend nach Caserta hin ist eben nicht schön, beinahe unitalienisch, die Berge öde und dürre, wie oftmals in Sicilien, und in Caserta selbst ist außer der unermeßlichen, mineralogischen Pracht des ganz von Travertin und Marmor erbauten Riesenschlosses, nichts, was der Anmerkung werth wäre, wenn man einige Landschaften von Philipp Hackert ausnimmt. Noch wichtiger schien uns jedoch ein angeblich Rafaellisches Bild zu seyn, das im Besitz des Malers Caliani ist. Es hat eine ganz runde Form und stellt die Madonna mit dem schlafenden Christ und Johannes dar; Stirn und Augen der Madonna, ja das ganze Gesicht überhaupt verriethen vielleicht Rafaels Hand am meisten. Derselbe Künstler hatte eine Zeichnung von ungeheurer Größe gemacht, die wirklich ein ausgezeichnetes Talent voraussetzt.

Neapel könnte wohl jeden, ob es gleich beinahe gar keine Kunstwerke, außer denen im Museum, besitzt, Jahre lang beschäftigen, so lebendig ist die Stadt und so mannigfaltig und eigenthümlich der Charakter des großen Haufens. Merkwürdig ist indeß, daß die Frauen in Neapel fast alle häßlich sind, in diesem balsamischen Paradiese, das wie die Wälder Arabiens duftet! und sieht man einmal ein schönes Weib, so ist zu vermuthen, daß es eine Ausländerin, gewöhnlich eine Französin sey, deren viele sich hier aufhalten. Eine andere Sonderbarkeit fiel uns

gleichfalls auf, nie hörten wir die schönen Neapolitanischen Rosse wiehern.

Obgleich wir beinahe stündlich auf den Beinen waren, konnten wir dennoch nie ein Ende finden und keinen Augenblick Rast gewinnen. Bald staken wir in den Catacomben des heiligen Januarius, die in drei Stockwerken *) über einander gebauet, und die kolossalesten sind, die wir je gesehen; bald im Grabe Virgils, das übrigens ein völliges Columbarium oder Familien-Begräbniß ist, und folglich die Asche des Dichters auf keine Weise birgt. Unfern davon ist Sannazars Grab zu sehen; die Bildsäulen des Apollo und der Minerva zieren es; da jedoch das Grabmal sich in einer christlichen Kirche befindet, so hat man, um Aergerniß zu vermeiden, mit goldenen Buchstaben unter den Apollo den Namen „David" und unter die Minerva den Namen „Judith" setzen lassen.

Uebrigens ließen wir beinahe keinen Winkel in Neapel unbesucht, denn man kann gewiß seyn, in jedem irgend eine scharf geprägte Eigenthümlichkeit zu finden, da das Leben des Volkes, auch in allen Dingen, die wir sorgfältig verbergen, über alle Maßen öffentlich ist; so findet man auf dem Largo del Castello mehrere zierliche Apotheken, an deren Façaden mit großen goldenen Buchstaben geschrieben steht: „Spezierie mirabili per curare il mal Venereo"; indeß wenn auch freilich fast überall, besonders aber in den kleinern Winkeln und Gassen dieser Stadt nichts als Armuth, Dieberey und Liederlichkeit dir offenbar und ungescheut unter die Augen treten, so sollte man sich doch hüten, die Neapolitaner für schlechter zu halten als die

*) Die Alexandrinischen Catacomben sollen vier Stockwerke haben.

Bewohner großer nordischer Städte, die hinter ihrer sittlichen Maske oft ziemlich leck und anbrüchig sind.

Wir hatten damals das Glück, Neapel bis in seine innersten Nerven aufgeregt und lebendig zu finden: die Lazzaroni konnten sich über die einförmige, stille Revolution noch nicht zu Frieden geben, sie fingen noch häufig auf dem Toledo die schlimmsten Händel an; der Molo und der Hafen ward durch die Ankunft einiger Kriegsschiffe von Lord Exmouth's Flotte doppelt lebendig, und die Sorbetterien und Kaffe's waren damals von den Niederländischen und Pariser Begebenheiten erfüllt; die Neapolitaner, so getheilt auch ihre Gesinnung hin und wieder seyn mochte, strömten herbei, gaben die allerseltsamsten Commentare zu den Armeeberichten Preis, schienen aber doch allemal eine große Meinung von der Tapferkeit der Teutschen zum Nachtheil ihrer eigenen Landsleute gewonnen zu haben, was sie ganz unverholen aussprachen; denn als wir z. B. einstmals einer trefflichen Abendmusik nachzogen, welche die Oesterreicher ihrem General Neipperg in Begleitung einer Neapolitanischen Truppe brachten, schriee ein Weib aus dem Haufen der Zuschauer, welche die Haltung der Oesterreicher bewunderten, den Neapolitanern gerade unter die Nase: „Jene sind Soldaten, Ihr aber seyd Pinsel" (cazzi). Sonst waren innerhalb wenig Wochen die Neapolitaner ihrer österreichischen Beschützer herzlich überdrüssig; denn obgleich sonst ehrliche Gutmüthigkeit ein bekannter Zug der Oesterreicher ist, und ihnen die Neapolitaner die Herstellung ihres Thrones und vielleicht die Erhaltung ihrer Stadt dankten, so fehlte es doch nicht an häufigen Reibungen. Der Neapolitaner nimmt sich nichts übel, und läßt sich sehr ungern in die Fesseln irgend einer Ordnung,

geschweige denn einer streng militärischen, wie sie die Oesterreicher damals handhabten, schlagen, überdies wurde ihnen oft mit ein wenig plumpen Stolze begegnet, wer etwa anderer Meinung war, an öffentlichen Orten oft gemißhandelt, und um sie zu demüthigen, sprachen die Oesterreicher überall sehr viel von den Thaten, die sie im fernen Norden verrichtet hätten, und wir müssen aufrichtig gestehen, daß es auch uns wehe that, dies geniale Volk, das von selber spricht, wie Schakspeare schreibt, von roher Massenkraft etwas hudeln zu sehen.

So stürmisch auch immer das Gewühl des Tages war, so schien dennoch Neapel des Abends am Meere, auf der Chiaja, wo bei Sonnenuntergang zwei lange Reihen Wagen, mit der vornehmen Welt der Stadt beladen, auf und nieder fahren, am Largo del Castello, besonders aber im Toledo völlig das Oberste zu unterst zu kehren: unermeßliches Geschrei dringt durch einander, die Menge verschlingt sich in unzählbare Knoten, welche die Calessaren gleichsam zerhauen, indem sie mit ihren glänzenden Cabrioletten über das herrliche Lavapflaster mit leisem Rollen pfeilschnell dahingleiten; man hätte glauben sollen, daß nothwendig jeden Abend einige und andere zertreten und gerädert werden müßten, und doch geschahe, so lange wir uns in Neapel aufhielten, niemanden ein Leides, so wenig als auch sonst jemand, so viel wir wissen, durch Raub oder Mord belästiget wurde, obschon es des Nachts in den engen Vicoli oder Gäßchen gar nicht allzusicher war; wenigstens nahm ein teutscher Künstler, der in Neapel ganz einheimisch geworden war, und uns zuweilen auf unsern Streifereyen begleitete, des Nachts immer eine ungeheure englische Dogge mit sich, besonders da er klein und schwach

war. Weil aber in Neapel große Hunde äußerst selten sind, so fürchten sich die Neapolitaner schrecklich vor denselben; der kleine Mann war daher, um seines furchtbaren Begleiters willen, in ganz Neapel bekannt, und selbst der wildeste Lazzaroni wagte ihm nicht ein Haar zu krümmen, so bald er das gefährliche Thier bei sich hatte.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Umgebung von Puzzuoli.

Noch hatten wir nicht den klassischen Boden der westlichen Landzunge, die im Vorgebirge Misenum ausläuft, betreten; wir brachten deshalb in der letzten Woche unsers Aufenthalts in Neapel ein Paar unendlich mehr erinnerungs- als lehrreiche Tage daselbst zu; denn die fast ganz in Schutt und Staub zerfallenen Alterthümer von Puzzuoli, so unendlich zahlreich und romantisch auch die Spuren römischer Pracht hier sind, können mit den lebendigen Ruinen von Pompeji oder Pästum gar nicht verglichen werden.

Neapel hat bekanntlich weder Thore noch Mauern, und die Chiaja stößt unmittelbar an die Grotte des Posilippo oder die alte Krypta Neapolitana, die nach der Meinung einiger Antiquare, von Joab, dem Feldherrn Davids, erbaut seyn soll. Sie durchbohrt den Posilippo, ist achthundert Schritte lang, und das unsichere Licht der in der Mitte flimmernden Lampen, der grelle Wiederschein der fernen Sonne in dem gelben Staube und das dumpfe Rollen der Wagen geben diesem seltsamen Wege ein gefährliches Ansehen.

Doch unmittelbar aus diesem verrätherischen Grabe tritt man in die hohe Ulmenallee, in deren Hintergrunde die blauen Wogen des Meeres um Nisida und Procida lustig spielen. An ihren schlanken Baumstämmen rankt sich die Weinrebe, mit unendlicher Ueppigkeit, oft zwanzig bis vierzig Fuß hoch, und zieht sich bisweilen in dreifachen Traubenguirlanden von einem Baume zum andern, als sollte hier der jugendliche Gott des Weines seinen Einzug halten. Wenn irgend wo in Italien, so spürt man die Kraft des Vulkans hier in den Phlegräischen Gefilden und an den Leucogäischen Hügeln, längs des himmlischen Meerweges, nach Puteoli, welches die wuchernden Weinranken gleichsam wie mit unauflöslichen Banden umschlungen halten. Demohneachtet hat der Charakter dieser Gegend weder die unendliche Mannigfaltigkeit, noch das tropisch Südliche mancher Sicilianischen Landschaften.

Schon vor Puzzuoli sieht man eine Menge alter Mauern und Trümmer von Grabmälern, der Via Campana, dem Amphitheater und einigen Tempeln, die alle ein höchstens malerisches Interesse haben; bei weiten aber wichtiger ist Vulkans alte Werkstatt *) oder das höchst wilde, eingesunkene Schwefelthal bei der Solfatara. Der Boden ist an manchen Stellen glühend heiß, und aus hundert kleinern Kratern dampft das verderbliche Mineral. Sonderbar ist, daß, soll der Vesuv Feuer auswerfen, die Solfatara auf zu rauchen hört, und hier und in Neapel alle Quellen so durchaus versiegen, daß die Einwohner von Cisternenwasser zu leben genöthiget sind.

Kaum hatten wir einen Fuß nach Puzzuoli gesetzt,

*) Forum Vulcani nannten es die Alten.

als wir auch schon ein zahlreiches Gefolge von Ciceronen um uns sahen, die alle Merkwürdigkeiten der Gegend: Le cento camerelle, il sepolcro d' Agrippina, il tempio di Serapide, le stufe di Nerone, und Gott weiß was alles mit wildem Geschrei uns vorrechneten. Bald fuhren wir über den Puteolanischen Meerbusen, den sonst die üppigste Pracht der Römer mit einem herrlichen Kranze schöner Villen umsäumte, vorbei den Steindämmen, welche von Pulvis Puteolanus und Cämentum Cumanum, dem besten Material zum Wasserbau, bereitet, sonst den Molo des Puteolanischen Hafens bildeten, noch heut aber fälschlich für Ueberreste der unsinnigen Brücke des Caligula gelten, bis hin nach dem Lucriner- und Avernersee, die einst von Marcus Vipsanius Agrippa zum Julischen Hafen eingerichtet wurden. Die Beschreibung des Philipp Cluver, welche wir genau an Ort und Stelle verglichen, ist höchst sorgfältig und richtig; nur konnten wir keine Spur des Kanals, der den Lucrinersee mit dem Averner verband, mehr auffinden, und statt zweier Einfahrten, die der Lucriner sonst hatte, ist jetzt nur eine elende Schleuse in der Mitte des Dammes, der ihn vom Meere trennt, zu sehen. Am Averner traf uns ein ungeheurer Platzregen, und wir mußten uns deshalb in die stillen Ruinen des Apollotempels flüchten.

Man hat sich mit Recht gewundert, daß Virgil seine Unterwelt sammt allem ihren Graus hierher versetzte, in eine Gegend, die Leben und Fülle athmet, und überdieß den meisten Römern so bekannt seyn mußte, wie den Wienern die Umgebungen von Baden und Laxenburg. Hat ihn indeß, was wohl das wahrscheinlichste ist, hierzu nicht ganz allein die einmal vorgefaßte Meinung der alten Welt seit

Homers Odyssee verleitet, so konnte nebenbei auch die, Trotz aller Schönheit und Fülle, über diese ganze Gegend verbreitete, geheimnißvolle Düsterheit und Trauer den Dichter dazu veranlaßt haben. Wirklich ruht hier auf dem Avernersee, weiterhin auf den Elisäischen Gefilden und dem Acherusischen See ein so räthselhaftes Schweigen, eine so grauenvolle Stille, wie sonst nirgends in den heitern und lachenden Umgebungen des lebendigen Neapels. Ahndung und Bangigkeit erfüllte hier unsere ganze Seele.

Der Gang nach der Grotte der Sibylla von Cuma ist unendlich romantisch, und ob er gleich sehr beschwerlich, keinesweges aber in anderer Hinsicht belohnend ist: so sollte doch kein Reisender Anstand nehmen, sich den Schultern stämmiger Wegweiser anzuvertrauen. Erst geht man durch eine lange Höhle, welche die Puteolaner für den alten Eingang zur Unterwelt halten, die ganz gewiß aber nichts als eine von uns unbekannten Händen angelegter Bergwerksstollen ist; dann reitet man durch sumpfiges Wasser auf dem Rücken seines Führers tiefer in den Bauch des Berges hinein, bis zu einer wilden Grotte zwischen schwarzen Felswänden, die den grellen Schein der Fackeln begierig verschlingen; dazu die schwarzen Gesichter und weißen Augäpfel der verrätherischen Italiener, die uns aber immer beruhigten: „non dubitate“ d. h. fürchtet euch nicht: wirklich ein schauriger Gang, wie in das gefährliche Reich der Schatten. Ueber die Sibylla wußten uns unsere gelehrten Cicerone nichts anders zu sagen als: La Sibylla era una gran puttana, che faceva delle bugere“.

Weiter hin wimmelt das Ufer von Trümmern römischer Bäder und Villen; Nero's Bäder fließen noch jetzt glühend heiß, wie denn überhaupt die ganze Gegend auf

einer Vulcanesse zu stehen scheint. Wunderbar ist indeß, daß man heut in diesem Paradiese, wo die Römer sich Gesundheit holten, so schlechte Luft athmet, daß die erdigen, gelben und fahlen Gesichter der Umwohner sich von derselben verfärbt haben sollen.

Gegen das Vorgebirge von Misenum zu, welches ganz natürlich einem aufgeworfenen Grabeshügel gleicht, ist die Gegend über alle Vorstellung anmuthig und mannigfaltig, besonders von Bajä aus gesehen, wo der Meerbusen ganz geschlossen zu seyn scheint; auf dem hellen Meeresgrunde liegt die Straße des Herkules, die sonst nach dem Vorgebirge führte, an welchem die Schutzflotte des Tuscischen Meeres gewöhnlich vor Anker lag. Das Meer schlägt hier so lieblich an die lachenden Ufer und spiegelt die Hügel, welche die kleinen Seen umborden, samt diesen selbst, und den einsamen, epheuumkränzten Ruinen in seinem weiten Schooße so zauberisch ab, daß man sich gedrungen fühlt, die schönen Nymphen aus ihren kühlen Wohnungen mit den Worten des alten Dichters hervorzurufen:

„Ihr auch bläuliche Schaar, des Nereus göttliche Töchter,
Aus den kristallnen Grotten der brandenden Doris erhebt Euch,
Und die Bajanischen Busen umschwimmt in friedlichen Kreisen,
Und das Gestad', mit dem Schatz warmsprudelnder Quellen gesegnet!"

Ach wahrlich wer konnte hier zweifeln, daß geheimnißvolle Geister, reizende Wald- und Meergöttinnen diese frischen Haine und lustigen Matten bewohnen, sich auf den springenden Wellen wiegen, im Duft und der Klarheit des Aethers sich baden. Kaum kann man sich vorstellen, wie bitter der Gedanke ist aus dem warmen Meer der südlichen Sonnenstralen in das düstere Grab des Nordens hinabzusteigen, wo die Dinge keine Farbe haben.

Doch können diese Seen, um ihrer oftmals öden Einfassung und des schmuzigen Wassers willen, keinesweges mit der Smaragdgrüne der Schweizergewässer verglichen werden, desto eigenthümlicher aber ist die Lage dieser und der meisten italienischen Seen, z. B. derer von Bracciano, Albano, Nemi und anderer, besonders des merkwürdigen Kesselsees von Astruni unfern dem Agnanersee, den nie ein Reisender vorübergehen sollte. Er hat sich, wie alle obengenannte, in dem eingesunkenen Krater eines ausgebrannten, kegelförmigen Vulcanhügels gebildet, und spiegelt die seinen Rand hoch umkränzenden, prächtigen Waldungen und des Königs Jagdschloß Astruni in ferner Tiefe seltsam ab. Wir kletterten auf dem Rückwege nach Neapel rasch durch Hecken und über Mauern an den Rand des Sees, und wir können nicht beschreiben, wie sehr uns sein Anblick überraschte: es schien, als ob wir in diesen wunderbaren Trichter durch die Erde hindurch und in die Unendlichkeit des Himmels hineinschaueten; zugleich übersieht man den Agnanersee, der tiefer als der See von Astruni liegt, und hat also zwei Wasserspiegel gleichsam in verschiedenen Etagen vor sich.

Voll seliger Wonne schwammen wir noch eine Zeit lang auf dem Puteolanischen Meerbusen herum, landeten dann in Puzzuoli und wanderten fröhlich nach der Villa reale zurück, wo wir die Sonne ins Meer hinter dem Epomeo auf Ischia untergehen sahen.

Dreißigstes Kapitel.

Der Vesuv. — Abreise von Neapel.

Wir hatten einige gar biedere Teutsche in Neapel kennen lernen, und da wir noch gern, ehe wir von Neapel schieden, diesen schönsten Meerbusen der Welt in seinem himmlischen Glanze gesehen hätten: so forderten wir sie auf, in der nächsten Nacht mit uns den Vesuv zu besteigen.

Abends um eilf Uhr rasselte unsere unverzagte Gesellschaft im schnellsten Fluge am Saum des Meeres, über welches der Mond und die Sterne ein sanftes Dämmerlicht verbreiteten, nach Resina. Obgleich wir nur hier erst gegen Mitternacht ankamen, so befand sich doch in einem Augenblick eine Menge von Christen mit gesattelten Eseln um uns her, als ob sie seit zwei Stunden unsere Ankunft vorher gewußt hätten. Leider mußten sie alle murrend wieder abziehen; denn wir wollten den Berg wieder zu Fuße besteigen.

Die Nacht war außerordentlich heiter und still, wir zogen unter der seltsamen Beleuchtung zweyer Fackeln über die schwarze Lavaasche, während unsere Freunde nicht aufhörten, lustige Lieder anzustimmen, gegen den vor uns rauchenden Kegel los; links sahen wir das Meer im Mondlicht blinken, bis gen Capri hin, das sich wie ein Gespenst in dunkler Ferne aus den Fluten erhob, denn des Nachts erscheint die Gestalt dieser Insel noch weit wilder. Nachdem wir wieder einige Gläser Lagrima beim Eremiten geschluckt hatten, steuerten wir vergnügt vorwärts und kamen wohl noch eine Stunde vor Sonnenaufgang

am Krater an. Dieser betrug sich ganz anders, und zwar viel ruhiger, als da wir ihn das erstemal gesehen hatten; er krachte gar nicht, sondern warf nur unter ruckweisem Puffen viel Feuer und dicke Rauchballen aus. Wir stiegen weiderum zur Mündung hinunter, und lasen hier herrlich grün und blau gefärbte, und durch die Kraft des Feuers gleichsam gekräuselte, Vulcanische Erzeugnisse. Dann kletterten wir gegen Monte Somma zu, der durch ein tiefes Thal, wahrscheinlich in Folge einer vulcanischen Revoluzion, vom Vesuv getrennt ist. Hier war die ganze Kuppe des Vesuvs, die über dem Krater um vieles erhoben liegt, mit dichtem Schwefel, der auch in ungeheuern Schollen, mit den wunderschönsten Farben in Gelb, zu Tage lag, ganz und gar überzogen; aus einer unzähligen Menge kleiner natürlicher Oeffnungen, und wo wir nur deren mit den Stöcken neue machten, drang ein infernalischer Schwefeldampf hervor, so daß wir hier völlig in der Küche des Satans zu seyn glaubten. Der warme, an manchen Stellen sehr heiße, Boden that uns bei der Morgenkühlung recht wohl, und wir lagerten uns behaglich auf dieses von der Natur geheizte Wärmebecken.

Endlich stieg, im reinsten Glanze, die Sonne hinter Monte Somma empor, und goß in unermeßlichen Strömen ein duftiges Bad des sanftesten Rosenlichtes, mit brennendem Purpur vermischt, über den Meerbusen, Neapel, den grünen Posilippo und alle Seen und Berge, bis zum Vorgebirge Misenum und der Insel Ischia hinüber, auf der der erhabene Epomeo wie ein Opferaltar gen Himmel flammte, während der rauchende Vesuv seinen Schatten weit über die See hintrieb. Ach welche Zunge spricht die Pracht aus, mit der diese Flügel der Morgenröthe über

den sapphirblauen Guß des Meerbusens hinwegeilten, und sich an allen Höhen der Erde und des Himmels emporschwangen!

Als die Tagesbeleuchtung die Oberhand zu gewinnen anfing, sprangen wir, binnen wenig Minuten, den Aschenkegel hinunter, ruheten uns ein wenig bei dem Eremiten aus, der gleich wie der Spitzbube Cacus allen Fremden in seiner Höhle auflauert, und unterhielten uns über das bewundernswürdige Schauspiel, welches uns zu Theil geworden war. In der That könnte ein Künstler, wenn er seinem Gemälde die günstigste Beleuchtung geben wollte, die Schauenden auf keinen bessern Standpunkt stellen, und alle Verhältnisse zweckmäßiger einrichten, als die Natur hier beym Sonnenaufgange mit Neapel thut; denn während das entzückte Auge auf dem Meerbusen und seinen zauberischen Umgebungen verweilt, steigt die Klarheit des kraftvollen Gestirns hinter den Schauenden empor, und stört so durch seine Uebermacht den Eindruck der erleuchteten Gegend nicht. Man muß eigentlich die Sonne auf dem Vesuv auf- und niedergehen sehen, denn der Aufgang erleuchtet die nördliche, der Untergang die südliche Landzunge des Meerbusens. Wir nahmen mit dieser glühenden Aufgangsscene Abschied vom Purpurhimmel des Südens.

Gegen Mittag erreichten wir Neapel, und brachten leider den ganzen Tag, um der Pässe willen, der unglückseligsten Plage aller ehrlichen Reisenden, besonders damals, wo sie von allen Civil- und Militär-Behörden der Neapolitaner und Oesterreicher unterzeichnet werden mußten, in den Büreaux der Consuln, Generale, Minister und Polizeyen zu. Am allerschlimmsten aber erging es uns

in den Vorzimmern Sr. Excellenz des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und Generallieutenants Don Tomaso di Somma Marchese di Circello, denn obgleich uns der General Neipperg in wenigen Minuten abfertigte, so ließ uns doch dieser stolze Neapolitaner, der gleichsam erst seit ehegestern auf seinen hohen Posten hinaufgeschnellt war, bis ein Uhr Nachts im Vorzimmer warten, da wir doch um drei Uhr früh abzureisen gedachten; und nachdem wir alle Bitten umsonst verschwendet hatten, fingen wir mit den Bedienten und Secretären Sr. Excellenz ein so desperates Lärmen an, daß dieses und unsere teutsche Landsmannschaft, die damals, um der Oesterreicher willen, sehr viel galt, uns was wir wünschten verschaffte.

Da die Nacht ohnedem verloren war, der Mond aber sonnenhell schien, so trieben wir uns noch zum letzten Mal im bunten Getümmel des Toledo umher; schieden dann von unsern Freunden und, nach kurzer Ruhe, brachen wir auf und zogen gen Rom vorwärts, den siebzehnten Julius.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Reise nach Rom.

Die Gegend von Neapel bis Aversa, bei welchem Städtchen wir den alten Clanis, den heutigen Lagni passirten, und Capua hin, ist eine sehr reizende Ebene, im Hintergrunde erhebt sich der Massicus, und noch weiter hin die Gebirge von Gaeta und Terracina, die bei Monte Circello auslaufen, in den sanftesten Linien.

In Capua trafen wir mit einer Menge ehrlicher österreichischer Offiziere von Ungarischen Regimentern zusammen; überhaupt lag damals diese ganze Gegend voll von Ungarn, und auch wir, weil die Leute sahen, daß wir mit den, übrigens deutschen Offizieren redeten, passirten sogleich für Signori Ungaresi. Die Oesterreicher erzählten uns eine Menge Kriegsanecdoten von Mürat und seinem Heere, welche aber keinesweges, wie sie sollten, die Feigheit und Elendigkeit des Neapolitanischen Volkes: sondern nur die entschiedene Auflösung aller Zucht und Ordnung bewiesen, und der tapfersten Armee würde unter ähnlichen Umständen vermuthlich ganz dasselbe begegnet seyn, und dazu kam noch, daß jene doch nur mit halben Herzen an Mürat hing.

Wir gelangten hierauf an den Savo, den Plinius zur Grenze des alten Campaniens oder Campagna felice macht *). Er kommt von Teano herab, der Weg führt von hier an durch hügelreiche Gegenden bis Sant Agata, unterhalb Sezza, dem alten Sinuessa, und die ringsum wellenförmig sich erhebenden Hügel tragen den ehrenvollen Namen der Massischen, Formianischen und Falernischen, obgleich die Rebe, welche nunmehr auf ihnen wächst, so gänzlich ihres alten Adels beraubt ist, daß ihr Blut nicht viel besser, als der schimpflichste Krätzer zu nennen ist. Uebrigens genau anzugeben, auf welchen Höhen gerade Martials dunkeler Massiker gediehen, wo eigentlich die Calenische Kelter ihre Trauben bändigte; wo die Sümpfe zu suchen seyen, in welchen, nach Strabo's Bericht, der edle Cäcuber sich an

*) Hinc felix illa Campania. Plinius.

Bäumen emporrankte und, wie Martial meldet, alsdann in Kesseln abgekocht wurde; wo Horazens geliebter Falerner emporwuchs; dies alles genau anzugeben und in diesem um der Unsicherheit der alten Angaben willen, schwankenden Hügelmeere bestimmte Grenzlinien zu ziehen, ist wohl selbst den kühnsten Alterthumsforschern unmöglich; wenn man sich gleich nicht so weit zu verirren braucht, wie Plinius, der die Cäcuberweinstöcke über eine große Strecke Landes und die Berge von Terracina oder Anxur hinwegversetzt und in die Pontinischen Sümpfe verpflanzt. Wenn endlich schon Plinius klagen mußte, daß seit Augusts Zeitalter die Güte dieses Weins abgenommen hatte, so kann man sich leicht vorstellen, was nun nach siebzehen Jahrhunderten aus ihm geworden seyn mag. Die Natur scheint den italienischen Weinen, wie einstens die Götter dem Achilleus, ein kurzes, aber glorreiches Leben verliehen zu haben; denn selbst der kraftvolle Syracuser, vielleicht Europa's edelstes Gewächs, soll nur sechs Jahre ausdauern.

Auf den Höhen von Sant Agata liegt ein verfallnes Schloß, in welchem wir, aufs Meer und das ferne Gaeta schauend, einen herrlich erleuchteten Abend genossen. Die Pracht des Himmels und die zahllosen Abstufungen des mannigfaltigsten Grüns, in rothen Glanz der niedergehenden Sonne getaucht, führten die zauberischen Bilder vor unserer Seele vorüber, die wir leider nun auf immer verloren hatten.

Tages darauf sehr früh erreichten wir den Garigliano oder Liris; Horaz nennt ihn mit Recht einen „schweigenden Strom," nicht als ob er so langsam flösse; denn

Wagen auf dem Getreide herum, deren Schlegel etwa eines starken Daumens dick, aber sehr lang sind.

Nachdem wir des andern Tages spät wieder flott geworden, eilten wir, wenigstens noch bis Terracina zu gelangen. Nahe bei Portella, dem Neapolitanischen Gränzort, gab uns ein Wanderer die erfreuliche Nachricht, daß so eben der Courier, d. h. der Führer des Felleisens, angegriffen und ausgeplündert worden sey, nachdem man ihm ein Pferd todt geschossen habe. Wir fuhren rasch zu und hofften nun, gewiß sicher durchzukommen; Soldaten strichen, mit Büchsen bewaffnet, am Wege umher, um die Räuber, die sich natürlich längst aus dem Staube gemacht hatten, aufzusuchen; auch riefen sie uns beruhigend zu: „non dubitate", d. h. „seyd ohne Sorgen". Bei der ersten Päpstlichen Wache fanden wir den Courier sammt seinem armen Reisegefährten, einem jungen Engelländer, der noch am ganzen Leibe bebte und uns ängstlich frug, wie es gegen Neapel hin aussähe; dem Courier dagegen schien eine solche Begebenheit nichts neues zu seyn. Die Räuber hatten beiden bis auf ein Paar Ueberröcke alles genommen, auch mehreremale nach ihnen geschossen, da sie hatten davon fahren wollen. Fünfhundert Schritte weiter hin, so nahe an der Päpstlichen Wache, war der Vorfall geschehen, passirten wir den Wahlplatz, wo das todte Pferd in seinem Blute lag; wir indeß gelangten ohne weitere Fährlichkeit nach Terracina, dem alten Anxur, welches „auf weit hin leuchtenden Felsen" über der heutigen Stadt erbauet war. Die Päpstliche Thorwache malte uns die Gefahr des Weges durch die Pontinischen Sümpfe mit den schrecklichsten Farben, und bot uns ihr Geleit bis Cisterna an, da wir indeß, um ganz sicher zu seyn, Terracina wohl

von seiner ganzen Besatzung hätten entblößen müssen, und am Ende ein ganzes Bataillon solcher unschuldigen Lämmer nichts gegen zehn bis zwanzig entschlossene Räuber ausgerichtet, wohl aber ihre Begleitung uns zwanzigmal mehr gekostet haben würde, als uns die Räuber nehmen konnten, so dankten wir für ihre Güte. Uebrigens waren wir den Abend in Terracina äusserst vergnügt. Die Gegend ist unbeschreiblich schön; der romantische Berg der Circe, genannt Monte Circello, läuft in phantastischen Formen weit ins blaue Meer hinein, gegen die Inseln Ponza und Ventotiene; am reinsten Himmel schwamm die Sichel des Mondes; noch glühete der Purpur der Abendsonne mit beinahe Sicilianischer oder Neapolitanischer Rosenhellung, und es schien, daß die mächtige, alte Zauberin alle diese Reize über ihr Gebiet verbreitete. Ueberdies sahen uns hier schon Frauen mit römischen Gesichtern an, die Sprache tönte schon mit römischer Kraft und Klarheit.

In Begleitung eines ehrlichen Oesterreichischen Offiziers von den Tyroler Schützen eilten wir schnell, auf der schattigen Linea Pia, durch die, um der schlechten Luft und der Räuber willen gleich übel berüchtigten, Pontinischen Sümpfe, ohne jedoch von beiden das mindeste gewahr zu werden, im Gegentheil wehete die verrätherische Luft uns mit balsamischem Odem entgegen. Der Postmeister in Oltreponti versicherte uns, daß es wirklich gefährlich sey, sich lange hier aufzuhalten, auch käme er nur, um schnell zum Rechten zu sehen, und dann brächte er das Riechfläschchen nicht von der Nase. Sein Pferdstall glich einem Pallaste, dabei stand ein eben so herrlich erbauter Convent; ein Bissen Brot aber war hier wirklich nicht zu bekommen.

Die Sümpfe selbst haben ein überaus anmuthiges Ansehen, sie gleichen einer lustigen, grünen Wiese, zum Theil mit hohem Schilf, der wahre Zufluchtsort der Räuber, bedeckt und von Kanälen durchzogen; neben der Heerstraße läuft, wie zu Horazens Zeiten, ein Kanal bis gegen den jetzt verschwundenen Hain der Feronia bei Terracina hin. Die Gegend indeß ist eine Steppe ohne Feldbau, und nur hin und wieder sahen wir einige Arbeiter.

Der gütige Himmel half uns glücklich durch die höchst gefährliche Macheria, einen dicht verwachsenen Wald, vor dessen Bewohnern uns schon in Wien der Secretär des damaligen Müratschen Gesandten, Fürsten Cariati, sehr angelegentlich gewarnt hatte, und froh, nunmehr in Sicherheit zu seyn, was man aber im Grunde bis zehen Schritt vor den Thoren Roms nicht ist, hielten wir in Cisterna oder Tres Taberna, dem Lutherischen Tretabern, bis wohin dem Apostel Paulus die Christen aus Rom entgegen kamen, ein höchst vergnügtes Mahl von edler Salame. Wir erkundigten uns beim Wirth: „da wir fast jedermann bewaffnet sähen, ob wirklich alle das Recht hätten, Flinten zu tragen;“ hierauf antwortete der Kerl: „keineswegs ist es denen erlaubt, die schon vor Gericht gewesen sind, das heißt nicht etwa, weil sie vielleicht einmal so — gemacht haben, (und hierbei machte er die Pantomine des Erstechens); denn das kann mir und Ew. Herrlichkeit alle Augenblicke widerfahren; sondern um schlechter Vergehungen willen.“

In Velletri brachten wir einen höchst vergnügten Abend zu; aus unsern Fenstern konnten wir das ganze Land, zwischen Monte Circello, dem Albaner- und Sabinergebirge,

gleich einem herrlichen, grünen Garten vor uns liegen sehen. Ueberdies erfüllte uns der Gedanke, morgen in Rom, nach einer uns ewig unvergeßlichen Pilgerfahrt, einzutreffen, mit hoher Wonne; auch fanden wir den ehrlichen Petrini, jetzt Arzt von Velletri, unsern alten Reisegefährten von Osimo in der Marc Ancona bis Rom, zu unserer Freude hier wieder. Noch denselben Abend langte in unserm Wirthshause ein junger Engländer in Gesellschaft zweier sehr schöner römischer Courtisanen an, um sich mit ihnen nach Neapel zu begeben. Der ehrliche Britte bewachte diese edlen Damen mit großer Sorgfalt, allein wie wäre ein neblicher Engländer, den in seinem Vaterlande die Sonne nur höchstens ein Paar Monate im Jahre erleuchtet, zwei Italienerinnen gewachsen gewesen, deren jede zwei Sonnen im Kopfe hatte! Auch stak er offenbar unter dem entschiedensten Pantoffel; und ward von den lustigen Mädchen hin und her geworfen, wie ein alter Handschuh; welch komisches Verhältniß nicht wenig dazu beitrug, die Lust des schönen Abends zu erhöhen.

In Gesellschaft mehrerer Wagen zogen wir den andern Tag nach Lariccia, sonst Aricia, einem sehr netten Städtchen, und gelangten hierauf bei Zeiten über das auf einem, See *) und Meer beherrschenden, Hügel gar herrlich gelegene Gensano nach Albano, das bekanntlich nicht auf demselben Fleck erbaut ist, auf dem sonst Alba longa lag. Wir blieben hier nur zwei Stunden und besahen während dieser Zeit den in einem trichterförmigen Thale liegenden See,

*) Dieser See von Gensano hat sich gleichfalls in einem alten Krater gebildet.

dessen Bette offenbar einst der Krater eines Vulcans war; dasselbe gilt von dem nahgelegnen See von Nemi. Der Emissarius des Albanersees, welcher ihn durch einen Berg ins Meer leitet, ist ein riesenmäßiges Werk und würdig der Jugendkraft der Römischen Republik; die Halle vor demselben ist von uralter Construkzion aus großen Quadern.

In eben dem Thale am See liegen die sogenannten Grotten der Nymphen, eigentlich höchst romantische Trümmer der Neronischen Bäder; sie sind ganz grün, überall mit lockigem Gewinde verwachsen, und schauen still und einsam in den See und nach dem Monte Cavo hinüber. Wahrlich mit Lust mögen die Nymphen diese lieblichen, kühlen Grotten bewohnen. Castell Grandolfo, wo der Papst seine Villeggiatur im Oktober hält, liegt auf einer herrlichen Anhöhe, von der herab man das blaßgrüne Meer sehr gut sehen kann. Wir lustwandelten eine Zeit lang unter dem grünen Dome der Ulmen- und Kastanienallee, die jedem Stral der Sonne Troz bietet, und stiegen dann nach der Stadt herab, uns in einem Kaffe etwas zu erquicken. Es geschahe dieß mehr als wir geglaubt hatten, da wir hier die erste, und zwar eine wunderschöne Römerin seit langer Zeit erblickten, deren bogenförmige Augenbraunen, gerades Gesicht, hoher Hals, starke Brust und kräftiger Nacken uns die edle Vaterstadt sogleich untrüglich verriethen.

Als wir vor das Thor von Albano auf die Anhöhe kamen, schaueten wir zu unserer unaussprechlichen Freude die Kuppel von Sanct Peter. Ein ähnliches Wonnegefühl erfüllte unsere Brust damals, als wir von den Inseln der Cyclopen unter dem Aetna unverhoft das feste Land

von Italien bei Cap Spartivento erblickten. Wir zogen hierauf durch die dürre Wüste der Campagna, deren Straßen mit Viertheilen erhenkter Räuber ausgeziert waren, an der Claudischen Wasserleitung vorbei. Bald konnten wir Sanct Johann im Lateran, Santa Croce in Gerusalemme und tausend alte bekannte Gegenstände unterscheiden. Flügel fühlten wir, wie Tasso's Kreuzfahrer, an den Füßen, Flügel im Herzen; doppelt fröhlich hielten wir dießmal unsern Einzug zum Thore von S. Johann im Lateran, und zogen am Coliseo und dem Kapitol frohlockend vorüber. In einer halben Stunde waren wir bey unserm alten Wirth, dessen liebe Familie uns mit tausend Freuden empfing.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Rom.

Wir brachten die drei Wochen, welche wir uns noch in Rom aufhielten, theils unter den Ruinen, theils in den Kunstsälen und Kirchen zu. Welch ein peinliches Gefühl, den ewigen Abschied von diesen Säulendächern und ihren marmornen Bewohnern so nahe vor Augen zu haben! Wir hatten immer gefürchtet, Rom würde zum zweiten Mal keinen so mächtigen Eindruck auf uns machen; und wirklich schien es uns nach dem Brausen der Stadt Neapel ein stilles Grab zu seyn, dagegen schien aber auch jeder Fußtritt in Rom an Leben und Bedeutung zu gewinnen, je länger wir hier verweilten, je genauer wir das Einzelne kennen lernten.

Den dritten August feyert man bekanntlich in Preußen

überall, so gut es sich eben thun läßt; auch wir hätten gern in Rom diesen Tag so denkwürdig für uns, als möglich begangen, da wir leider nicht hoffen konnten, jemals einen zweiten Geburtstag des Königs auf Römischem Boden zu erleben. Wir vereinigten uns deshalb mit den jungen Künstlern in Italien, die unsere Landsleute waren, und wir glaubten, zu unserer kleinen Feyer kein schicklicheres Locale wählen zu können, als die Ruinen der Palläste der Cäsaren auf dem Palatin, die schönsten und riesenhaftesten Trümmer Roms. Wir begaben uns dem gemäß alle mit einander in der Kühlung des Morgens nach den Farnesianischen Gärten, welche auf den Ruinen von Nero's goldnem Hause erbaut sind, und lagerten uns hier, mit fröhlichem Herzen, auf den Boden der Villa Farnesiana, von der herab man das ganze Forum romanum, die Trajanssäule, die Bäder des Titus und Caracalla, das Colosseum, die Claudische Wasserleitung und, im fernen Duft, die Sabinergebirge mit einem Blick übersehen kann. Herr Baron von Ramdohr, damals Geschäftsträger unsers Hofes beim heiligen Stuhl, erhöhete durch seine Gegenwart die Freude unsers Mahles, das wirklich recht klassisch aussahe, denn mitten im Schoße der erhabensten Trümmer der Stadt standen wir selbst auf den Substructionen des alten Kaiserpallastes, und unsere Tische und Sessel waren Korinthische Säulenkapitale und zerbrochene Reste altrömischer Herrlichkeit. Laut tönte von dem unvergänglichen Sitz der römischen Imperatoren über das Forum herab unser Gesang und Freuderuf.

Unglaublich schnell verflogen die wenigen Wochen, die unser Aufenthalt in Rom noch dauern konnte. Wir

waren stündlich in Bewegung, um alle heiligen Oerter noch einmal zu besuchen, und mit bitterer Wehmuth mußten wir endlich von einem nach dem andern scheiden, obgleich uns einige mit der Gewalt einer Zaubersphäre fest hielten, wie z. B. die Treppe vor der herrlichen Façade von Sanct Johann im Lateran, von der herab man die Sabinergebirge im röthlichen Blau, Tusculum und Alt-Latium erblickt.

Unser gefälliger Banquier wollte uns Gelegenheit verschaffen, Se. Heiligkeit zu sprechen; da wir indessen dieselbe bei unserer ersten Anwesenheit in Rom mehrere Male in Ihrem völligen Glanze gesehen hatten, und wir in Rom die unschätzbaren, letzten Augenblicke nicht verschwenden wollten, so lehnten wir das Anerbieten ab; obwohl damals bey der Anwesenheit so vieler Oesterreichischen Militärs sich täglich dem Papste ein halbes Dutzend Fremde vorstellen ließen. Unter andern wünschte auch ein Böhmischer Lieutenant, der, außer seiner Muttersprache, kein anderes Wort verstand, bei Sr. Heiligkeit Audienz zu erhalten. Man hatte den Papst, dessen Gefälligkeit niemanden abweiset, im Voraus unterrichtet, wie schwierig die Unterhaltung mit diesem Stockböhmen seyn würde; als daher die Audienz eröffnet wurde, sprach Se. Heiligkeit etwas verlegen zu dem Lieutenant, indem Sie ihn freundlich auf die Schulter klopften, blos die Worte: „bravo guerriere, bravo guerriere“. Der treuherzige Böhme faßte hierauf schnell die Hand Sr. Heiligkeit, schüttelte sie derb und sprach: bravo Papa, bravo Papa“, worüber der Papst herzlich lachen mußte, und so schieden beide von einander.

Sonst ist es gewiß nicht uninteressant, den Hofstaat

des Papstes und seiner geistlichen Trabanten zu sehen, indem er doch beinahe ganz allein in Europa, außer dem Türkischen, nicht verbürgert ist, sondern durch sinnvolle Pracht, hohe Eigenthümlichkeit und die vereinigte Macht aller Künste einen wahrhaft herrlichen und eines gesalbten Hauptes würdigen Glanz um seinen Herrscher verbreitet, während alle übrigen Höfe, außer einer Musterung ihrer Truppen, uns kein sehenswerthes Schauspiel mehr geben; und auch selbst jenes hat, seitdem durch Einführung einer allgemeinen Bewaffnung und, hin und wieder bisweilen geschmacklosen, Bekleidung unseren Heeren jegliche Eigenthümlichkeit und Nationalität geraubt ist, doch am Ende nur den Reiz der bloßen Masse, einer multiplicirten Einheit, deren Product doch nur wieder eins und dasselbe wird, und es ist bekannt, daß, wie groß auch die Vorzüge und die innere Tüchtigkeit unserer Heere offenbar sind, dennoch das Türkische Heer an origineller Pracht, wunderbarer Mannigfaltigkeit des Einzelnen und eigenthümlichem Nationalgepräge alle übrigen in Europa übertrifft und, so zu sagen, in Hinsicht des Aeußern nur allein noch ein episches Interesse hat; die Dichter würden einigermaßen in Verlegenheit kommen, wenn sie von unsern Streitmassen poetische Kataloge machen sollten, wie Homer, Herodot, Ariost, Tasso von denen ihrer Zeiten.

Tages vor unserer Abreise gegen Abend zogen wir zum letzten Mal in den Sankt Peter und nahmen hier Abschied von ganz Rom; dann bei frühem Morgen den siebenten August traten wir mit beklommenem Herzen unsere Reise nach Florenz an. Mit dem eigenthümlichen, leichten Muth, den eine fröhliche Reise verleihet, hatten wir uns bisher von allem Schönen getrennt, um neuem

Schönen entgegen zu eilen, allein was sollte uns den Verlust von Rom ersetzen? Wie ein theurer Gegenstand nach dem andern verschwand, Trinita del Monte, in deren Nähe wir so lange gewohnt hatten, die Kuppel von San Carlo, der Obelisk auf der Piazza del Popolo, endlich das Thor von Rom selbst, und der Monte Mario, die letzten Pinien der Villa Borghese, Ponte Molle, die Tiber und endlich zuletzt die Kuppel von Sankt Peter im Vatican, deren Riesenhaupt wir den ersten und letzten Gruß brachten, war uns nicht anders zu Muthe, als ob ein Glied unsers Leibes nach dem andern uns abgelöst würde, und ein Sinn nach dem andern verginge.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Reise nach Florenz.

Theils weil die Straße von Rom über Viterbo, Acquapendente und Siena nach Florenz unendlich öde und langweilig ist, theils um in der Gesellschaft der beiden jungen teutschen Architekten zu reisen, die uns in Catanien damals erreichten, und mit denen wir von Messina nach Neapel gesegelt waren, denn unser lieber Sicilianischer Reisegefährte war uns schon den zweiten August nach Florenz und Genua vorgeeilt: beschlossen wir lieber, die hundert interessanten Millien bis Foligno zweimal, als den freilich neuen, aber langweiligen Weg über Siena einmal zu machen.

Traurig fuhren wir durch die wilden Einöden der Campagna nach Baccano, wo wir mit zwei Carmeliter-

des Papstes und seiner geistlichen Trabanten zu sehen, indem er doch beinahe ganz allein in Europa, außer dem Türkischen, nicht verbürgert ist, sondern durch sinnvolle Pracht, hohe Eigenthümlichkeit und die vereinigte Macht aller Künste einen wahrhaft herrlichen und eines gesalbten Hauptes würdigen Glanz um seinen Herrscher verbreitet, während alle übrigen Höfe, außer einer Musterung ihrer Truppen, uns kein sehenswerthes Schauspiel mehr geben; und auch selbst jenes hat, seitdem durch Einführung einer allgemeinen Bewaffnung und, hin und wieder bisweilen geschmacklosen, Bekleidung unseren Heeren jegliche Eigenthümlichkeit und Nationalität geraubt ist, doch am Ende nur den Reiz der bloßen Masse, einer multiplicirten Einheit, deren Product doch nur wieder eins und dasselbe wird, und es ist bekannt, daß, wie groß auch die Vorzüge und die innere Tüchtigkeit unserer Heere offenbar sind, dennoch das Türkische Heer an origineller Pracht, wunderbarer Mannigfaltigkeit des Einzelnen und eigenthümlichem Nationalgepräge alle übrigen in Europa übertrifft und, so zu sagen, in Hinsicht des Aeußern nur allein noch ein episches Interesse hat; die Dichter würden einigermaßen in Verlegenheit kommen, wenn sie von unsern Streitmassen poetische Kataloge machen sollten, wie Homer, Herodot, Ariost, Tasso von denen ihrer Zeiten.

Tages vor unserer Abreise gegen Abend zogen wir zum letzten Mal in den Sankt Peter und nahmen hier Abschied von ganz Rom; dann bei frühem Morgen den siebenten August traten wir mit beklommenem Herzen unsere Reise nach Florenz an. Mit dem eigenthümlichen, leichten Muth, den eine fröhliche Reise verleihet, hatten wir uns bisher von allem Schönen getrennt, um neuem

Schönen entgegen zu eilen, allein was sollte uns den Verlust von Rom ersetzen? Wie ein theurer Gegenstand nach dem andern verschwand, Trinita del Monte, in deren Nähe wir so lange gewohnt hatten, die Kuppel von San Carlo, der Obelisk auf der Piazza del Popolo, endlich das Thor von Rom selbst, und der Monte Mario, die letzten Pinien der Villa Borghese, Ponte Molle, die Tiber und endlich zuletzt die Kuppel von Sankt Peter im Vatican, deren Riesenhaupt wir den ersten und letzten Gruß brachten, war uns nicht anders zu Muthe, als ob ein Glied unsers Leibes nach dem andern uns abgelößt würde, und ein Sinn nach dem andern verginge.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Reise nach Florenz.

Theils weil die Straße von Rom über Viterbo, Acquapendente und Siena nach Florenz unendlich öde und langweilig ist, theils um in der Gesellschaft der beiden jungen teutschen Architekten zu reisen, die uns in Catanien damals erreichten, und mit denen wir von Messina nach Neapel gesegelt waren, denn unser lieber Sicilianischer Reisegefährte war uns schon den zweiten August nach Florenz und Genua vorgeeilt: beschlossen wir lieber, die hundert interessanten Millien bis Foligno zweimal, als den freilich neuen, aber langweiligen Weg über Siena einmal zu machen.

Traurig fuhren wir durch die wilden Einöden der Campagna nach Baccano, wo wir mit zwei Carmeliter-

Mönchen zusammen speiseten. Der eine von ihnen war ein schöner, blonder Jüngling von lebhaftem Geist und einnehmenden Sitten; er erzählte uns, daß er bis in Spanien gewesen sey, um das Herz seiner hochgeliebten Schutzheiligen, der h. Therese, anzubeten. Ach freilich, wer wollte nicht, um das Herz eines heiligen Mädchens willen, die ganze Welt durchreisen! Während dem Fahren las er aus einer lateinischen Metaphysik seinem Reisegefährten vor, blieb im Disputiren keine Antwort schuldig, und sprach mit großer Freiheit des Geistes. Wir waren aus Noth so fröhlich, als es gehn wollte. Des Abends langten wir in Civita Castellana wohlbehalten durch die spitzbübische Campagna an, und beim Abendbrot hatten die beiden Mönche den Vorzug, daß sie von der schönen Wirthin in eigner Person, wir aber von einer Bestie von Cameriere bedient wurden.

Schon vor Narni fangen die paradiesischen Oelwaldthäler der Nera an, die wir diesmal in ihrer ganzen Fülle und Pracht sahen. An der Stirn der grünen Hügel zieht sich in luftiger Höhe die Heerstraße nach der Stadt, und tief unten fließt auf das anmuthigste in der engen Lücke des Thales die weiße Nera. Narni ist von der römischen Seite ganz und gar mit den Spitzen des Vorapennins umgeben, gegen Terni zu aber sieht es, dem Ausdruck der alten Dichter *) gemäß, in ebene Gefilde, und wir haben überhaupt auf unserer ganzen Reise zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß die alten Dichter fast niemals einer Gegend, oder Stadt oder sonst ähnlichen Dingen ein Prädikat geben, das ihnen nicht gleichsam aus dem Auge geschnitten wäre,

*) Celsa dehinc patulum prospectans Narnia campum.

so daß man aus ihnen wirklich historische Beweise führen kann, während manche neuere zufrieden sind, wenn sie nur überhaupt irgend eine poetische Redensart erzeugt haben, unbekümmert ob sie von der wirklichen Wahrheit nicht weiter entfernt sey, wie der Jänner von den Maulbeeren, nach dem italienischen Sprichwort.

Wir trabten eilends nach der Brücke des Augusts herab; der Bau ist nicht ohne römische Kühnheit, allein weder für alte noch für neuere Zeiten so außerordentlich, daß man so ungeheures Rühmen davon machen sollte, als gewöhnlich geschieht; die Construkzion ist wenigstens weit schlechter als an ähnlichen Bauten des Alterthums.

In Terni begaben wir uns nochmals zum Marmorfall des Velino und zwar sahen wir ihn jetzt vom Thale aus, welches uns nachzuthun wir den Reisenden nicht rathen wollen; er gefiel uns das erste Mal, als er vor unsern Füßen unter Dampf und Donner in die Tiefe stürzte, weit mehr. Die große Cascatelle in Tivoli übertrift diesen Sturz zwar unendlich an malerischer Schönheit, ist aber keinesweges an furchtbarer Majestät mit ihm zu vergleichen.

Die hohe Lage von Spoleto mit ihrer unvergleichlichen Aussicht nach Toscana hatte uns schon im Januar, geschweige denn im August, entzückt. Wir sahen auch noch einmal die nicht antike Wasserleitung, wie die von der römischen ganz verschiedene Construkzion auf den ersten Anblick zeigt. Ein antikes Theater sollte hier irgendwo im Ruin liegen; deshalb trieben wir unsern Cicerone, der ein kleiner Junge war, überall herum, nach dem Theater fragend; er endlich, in der Angst seines Herzens, führte uns über eine zerbrechliche Treppe auf die Scene eines

Marionettentheaters, wo wir Lumpen statt Quadern fanden; so daß wir erst außerordentlich verdrießlich waren, am Ende aber alle von Herzen lachen mußten. Eben so vergebens jagten wir nach einem schönen Bild von Rafael, das hier zu finden seyn sollte, umher.

Wir mußten eilen, Foligno noch zu erreichen, welche Stadt um des Rafaelschen Bildes der Madonna von Foligno oder del Donatario vielen Namen und Ruf durch Europa hat. Leider aber war dies unschätzbare Kleinod damals noch nicht aus der Verbannung zurück gekehrt. Wir konnten nicht umhin, die Kathedrale des heiligen Felicianus zu besuchen, in der wir vor mehrern Monaten, auf dem Wege nach Rom, mit erwartungsvollem Herzen ein feierliches Hochamt durch den Bischoff von Perugia hatten halten sehen; jetzt saßen wir traurig auf unsrer Flucht aus dem Paradiese im Dunkel dieses schönen Domes. Zwischen Spoleto und Foligno kömmt man an den Fluß Clitumnus, heut Clitonno, bei welchem ein kleines Tempelchen steht, das dem Flußgott geheiligt gewesen seyn soll. Die Stiere sind wirklich in dieser ganzen Gegend grauweißlich, nach den Worten der alten Dichter *), die dies übrigens dem Wasser des Flüßchens zuschreiben.

Auf dem Wege nach Perugia fanden wir, wie uns die beiden Carmeliter gesagt hatten, die sehr zerfallnen Ruinen eines Amphitheaters; nur wenig Gemäuer stand noch, fast der Umriß allein war noch zu sehen; die Arena mag vielleicht sechzig Schritt Länge und vierzig Breite gehabt haben, da man aber keine Nachgrabungen angestellt

*) hinc albi, Clitumne, greges und dergleichen.

hat, und nicht weiß, wie weit die Sitzreihen gehen; so ist auf diese Schätzung nicht viel zu bauen. Wir zogen dann bei der Vaterstadt des heiligen Franciscus, Assisi, vorüber; die Lage derselben ist außerordentlich schön und die Gegend unendlich üppig. Unmittelbar an der Straße liegt die sehr große Kirche Santa Maria degli Angeli. Hierauf passirten wir die Tiber zum letzten Mal.

In Perugia rückten wir unter strömendem Regen ein und blieben daselbst einige Stunden liegen. Da es jedoch bald wieder hell wurde, zogen wir ein wenig auf dem Markt und den Straßen herum. Auch diese Stadt schauet, auf einem bedeutenden Hügel liegend, welche wehrhafte Lage den meisten kleinern Städten Italiens eigen ist, in höchst anmuthige Oelwaldthäler herab, und man kann hier noch ächt italienische Aussichten genießen; sie ist wohl und freundlich gebauet und besonders voll schöner Frauen, ganz nach römischem Schnitt, ernst und hoch an Wuchs, majestätisch an Haltung und Antlitz, kräftig an Brust und Schultern. Im Dom, der zu den schönsten Italiens gehört, wurde großes Hochamt, Gott weiß um welches Heiligen oder Festes willen, gehalten, und man hatte die erhabenen Säulen mit Gewändern von Gold und Purpur prächtig bekleidet.

Gegen Abend erreichten wir bei dem Orte Torricella den Thrasymen, der heut Lago di Perugia genannt wird. Er ist bekannter Maßen sehr groß, und da man den Umkreis der Ufer nicht übersehen kann, so gleicht er von manchen Standpunkten aus dem Meere; dazu kommt, daß auch seine Wellen in mancher Hinsicht seeähnlich sind. Sie trieben damals gerade sehr stark gegen Osten und über-

schwemmten das elende, verrätherische Fischernest Passignano ganz und gar, so daß wir im schauerlichen Dunkel der Nacht mitten durch die Wogen fuhren. Im schönsten Mondschein langten wir hier schon spät in einem einsamen Hause, Casa del Piano, der letzten päpstlichen Grenzmauth an, fanden indeß eine gute und freundliche Herberge.

Den folgenden Morgen zogen wir über das Schlachtfeld der Carthager, dessen eigenthümliche Lage und Gestalt gar leicht den Plan Hannibals und den Hergang der Schlacht selbst errathen lassen. Ein Halbzirkel von Gebirgen, dessen Durchmesser etwa anderthalb teutsche Meilen lang ist, liegt mit seinen beiden Enden so nahe am Ufer des thrasymenischen Sees, daß zwischen dem Wasser und dem Abhange der Berge kaum ein schmaler Paß übrig bleibt. Der erste dieser Pässe, durch welchen man von Perugia aus in das sichelförmige Thal eintritt, ist bei dem Dorfe Passignano; der zweite, anderthalb Meilen vom ersten entfernte, Paß gegen Cortona zu, mag ehedem wenigstens eben so breit gewesen seyn, jetzt aber haben ihn die Wogen des Sees völlig abgespühlt oder andere Revolutionen vernichtet, wenigstens führt nunmehr die Straße aus dem Thale nach Cortona über den Rücken der westlichen Hügelreihe selbst. Vielleicht war der Paß bei Passignano einstens auch breiter, und wahrscheinlich steht ihm das Schicksal des zweiten bevor. Dieses sechs Viertelmeilen breite und lange, sichelförmige Thal, dessen gerade Seite der See begrenzt, war eben der für die Römer so verhängnißvolle Kampfplatz. Hannibal von Cortona her voraus eilend, und durch den Consul Flaminius verfolgt, rückte zuerst in das Thal ein und warf seine Völker rings-

um auf die sichelförmige Hügelreihe; seine Afrikaner aber und die Spanier, den Kern des Heeres, stellte er auf einen im Hintergrunde des Thales, dem See gegen über liegenden Hügel auf, um von hier aus den Römern in die linke Seite zu fallen. Die beiden Eingänge des Thales, den bei Passignano und den westlichen, besetzte der punische Feldherr mit Reiterey, doch ließ er natürlich den Paß von Cortona her so lange offen, bis die unvorsichtigen Römer in diese Falle eingegangen waren. In der That ist die ungeheure Unbesonnenheit des römischen Heerführers kaum zu entschuldigen. Er als Italiener mußte doch das Terrain besser kennen, als der Afrikaner Hannibal, der es zum ersten Male in seinem Leben betrat, und sich nicht auf eine so krasse Weise in die Falle locken lassen. Es scheint, daß er die Bewegungen der Feinde gar nicht erkundschaften ließ, sonst hätte ihm doch nicht entgehen können, daß Hannibal rings um die Hügel und die Eingänge des Thals besetzt hatte, so daß die Römer, und wenn auch Hannibal nicht gewagt hätte, sie anzugreifen, wenigstens wären ausgehungert worden. Ein blutiger Sieg konnte ihnen in diesem Thale höchstens zur Flucht verhelfen; die unvermeidliche Niederlage aber mußte in diesem, unter vielen tausend Schlachtfeldern, ganz einzigen Terrain ihre völlige Vernichtung herbeiführen. Es ist übrigens klar, warum so viele Römer im See umkamen, da Hannibal von dem Hügel aus ihre linke Seite durch die Afrikaner und Spanier so entsetzlich inkommodirte, an ihrer rechten aber eben der See lag. Der Hügel, auf dem Hannibal, nach des Polybius Bericht, seine Afrikaner und Spanier aufstellte, trägt heut ein kleines Oertchen, mit Namen Sanguinetto. Livius nennt das ganze Thal „saltus“ und die

Pässe „fauces“; Cluver aber irrt, wenn er den westlichen Paß, der von Cortona oder Arezzo her ins Thal führt, bei Ossaja annimmt; dieser Toskanische Grenzort liegt schon völlig außerhalb des Schlachtfeldes und vom Eingange mehrere Millien entfernt. Im Grunde genommen stimmen Livius und Polybius ziemlich genau mit einander überein, und die etwannigen anscheinenden Abweichungen beider Schriftsteller lassen sich vielleicht durch die Ansicht, die jeder von dem Thale auffaßte, erklären. Livius denkt sich das Thal der Länge nach von Westen nach Osten, oder von einem Paß zum andern, Polybius dagegen vom See nach Norden zu gestreckt.

Cortona schaut mit seinen cyclopischen Mauern majestätisch auf die üppige Weinebene herab; dieses fruchtbare Thal, welches sich von hier bis Florenz hinzieht, ist mit Millionen Reben, die an schönästigen Bäumen hinauf ranken, und sich oft zwei bis dreimal von einem Baume zum andern in traubenbelasteten Guirlanden ziehen, so himmlisch schön ausgeschmückt, daß man ohne Zweifel erst hier den wahren Reiz kennen lernt, den die Rebe einer Gegend zu geben vermag. Wir begreifen in der That nicht, wie einige glauben können, daß unsere steifen und spaliermäßigen Weinpflanzungen, in welchen die Rebe kümmerlich an einem dürren Pfahl höchstens ein Paar Fuß hoch empor kriecht, z. B. den Rheingegenden besondern Reiz zu verleihen im Stande seyen; viel anmuthiger sind schon die waldreichen Hügel voll malerischer Baumgruppen, die man von Regensburg bis Wien hin und wieder an den Donauufern antrifft; mit unglaublicher Fülle aber prangen in Italien diese Rebenbogen zwischen dicht belaubten Ulmen. Der teutsche Wein übertrifft oftmals an Kraft und

Geist eben so sehr manchen italienischen, als teutsche Rebenpflanzungen an Schönheit und Herrlichkeit von den italienischen Weingärten immer übertroffen werden.

Der Uebergang vom Päpstlichen zum Toskanischen Gebiet ist außerordentlich auffallend; nicht allein die Aussprache des C wie H, so wie auch der lichtere Ton der Haare und des ganzen Gesichts, so wie eine gewisse Annäherung an teutsche Art und Sitte unterscheidet die Toscaner völlig von den Einwohnern des Kirchenstaats, geschweige denn von den Süditalienern. Die Bauermädchen tragen männliche Filzhüte, die ihnen zwar ein marketendermäßiges, aber keinesweges so idyllisches Ansehen geben, wie die wunderschöne Solothurner Tracht unsern lieben Schweizerinnen. Die Weiber sind zwar besonders in Florenz selbst schön, doch vermißt man an ihnen das dunkele Feuer des römischen Incarnats. Wahrlich man glaubt in Toscana schon einen Schritt aus Italien gethan zu haben. Das Volk scheint zwar fein und zierlich, aber auch weniger eigenthümlich und tüchtig, als die Römer, geschweige denn als die Calabresen und besonders die kindlichen Sicilianer zu seyn, und wir sind, im Mailändischen ausgenommen, nirgends so betrogen und belogen worden, als in Toscana.

In Arezzo, das wir Abends erreichten, bewundert man mit Recht Vasari's Logen, noch weit mehr aber den hohen gothischen Dom; dagegen verdient der bloße Umkreis eines Amphitheaters des alten Aretium keinen Schritt Weges; doch ist hierbei zu bemerken, wie außerordentlich die alten Italiener diese Art Schauspiele liebten, da man beinahe überall große, köstliche Amphitheater, fast nirgends aber Spuren von Theatern findet. Ganz umgekehrt in

dem gräcisirten Sicilien; der mildere Geist der Griechen interessirte sich offenbar mehr für die edlen Künste des Theaters; auch mögen wohl die Amphitheater, die man auch dort, z. B. in Syrakus und Catanien findet, erst in der spätern Zeit des römischen Einflusses erbauet worden seyn, wo die vielen italienischen Colonisten auch den Griechen Geschmack an den Rohheiten der Amphitheater beigebracht hatten.

Unser Abendbrot verzehrten wir sehr lustig in Gesellschaft zweier Anconitanischen Damen, die sich nach den Bädern von Lucca begaben, welche für die heilsamsten in ganz Italien gelten, und den Pisanischen des heiligen Julianus bei weitem vorgezogen werden; und eines Gutsbesitzers aus Umbrien, der Gift und Galle gegen den Papst und die Geistlichkeit aushauchte, da die Güter, welche einzelne weltliche Privatpersonen, zu denen er selbst gehörte, während der französischen Invasion käuflich an sich gebracht hatten, diesen entrissen und den faulen Prälaten und Cardinälen wiedergegeben werden sollten. Er ging deshalb nach der Sabina und Rom selbst, um sich mit andern Misvergnügten zu vereinigen, und den Wiener Hof zu bewegen, sich auch der Gutsbesitzer in diesen Departementen des päpstlichen Staates anzunehmen, wie er es schon so edelmüthig in Hinsicht der Landeigenthümer in der Mark Ancona bei der Rückgabe dieser Provinz gethan habe. In dieser Furcht der Gutsbesitzer, ihr Eigenthum zu verlieren, würde man den Hauptgrund des übeln Benehmens mancher Gegenden des päpstlichen Gebiets gegen die Oesterreicher und ihre Hinneigung zur Müratschen Parthey, während des letzten Krieges nicht umsonst suchen. Hätten sie geglaubt, die Oesterreicher würden ihre Eroberungen nicht an Se.

Heiligkeit zurück geben, sie würden sich vielleicht gar nicht ungebührlich betragen haben.

In Monte Varchi trafen wir des andern Tages gegen Mittag ein. Das Städtchen ist hübsch, ziemlich lebendig, und hatte vor wenig Tagen einen heftigen Aufstand erregt, um einige Recruten, die man hier, wie fast in ganz Italien, gebunden und gefesselt hatte, zu befreien. Man würde ganz gewiß sehr Unrecht thun, wenn man dergleichen Widerspenstigkeiten der Italiener gegen den Soldatenstand auf Rechnung einer besondern Feigheit und weibischen Wesens setzen wollte; der Hauptgrund mag wohl in den verworrenen, kraftlosen, unzusammenhängenden und oft unzweckmäßigen Einrichtungen der italienischen Regierungen, von denen man in manchen kleinern Oertern überhaupt nicht einmal eine Spur ihres Daseyns antrift, und in dem fortwährenden Herrenwechsel liegen, dem die meisten italienischen Staaten unterworfen gewesen sind. Man ist längst darüber einig, daß es jeder einzelnen Nation lächerlich anstehen würde, wenn sie sich für tapferer und streitbarer als andere halten wollte, und daß man den Nationalmuth und Tüchtigkeit nie nach dem Zustande des Linienheeres abmessen dürfe, sonst kämen die Schweizer, noch vor kurzem die Spanier und besonders die trefflichen Portugiesen schlecht weg, welche letzteren es doch ohne Zweifel blos darin versehen, daß sie, troz der früheren Bemühungen des großen Grafen, wiederum den heiligen Antonius von Padua zum Generalissimus und einige Heiligen zu Schutzherren und Commandeuren der einzelnen Regimenter gemacht haben; die italienische Nation dürfte deshalb gar nicht an sich selbst verzweifeln, wenn, beim Anblick ihrer jetzigen Kriegsmacht, Julius Cäsar etwa ein wenig außer Fassung geriethe. Wol-

len wir indeß auch zugeben, daß, bei der großen Verschmelzung der europäischen Nationalcharaktere, sich am Ende, wenn man es recht anfängt, aus allen Nationen gleich treffliche Soldaten bilden lassen: so könnte man doch behaupten, daß dieß die einzelnen Schattirungen der sonst in vielen ganz gleichgestimmten Charaktere wenigstens bald erleichtern bald erschweren, und daß dieß letztere ohne Zweifel bei dem italienischen Volke der Fall sey. Der Italiener nämlich hebt, wie es uns wenigstens vorgekommen ist, sein eigenes Selbst mehr als irgend ein anderer europäischer Nationale hervor; seine gründliche, und doch so bewegliche Seele ist in beständiger Selbstthätigkeit, gebraucht alle andere um sich her gern als ihre Maschinen, die Hauptrolle sich allemal selbst vorbehaltend. Höchst ungern sieht der Italiener deßhalb seine Individualität in der Masse untergehen, widerwärtig ist es ihm, sich an eine allgemeine Form sclavisch anzuschmiegen, unerträglicher als andern scheint ihm jede Willenslosigkeit zu seyn, und, wie eigenthümlich und tüchtig er auch als Einzelner seinen Platz ausfüllt, zur Massenwirkung ist er im Ganzen genommen ein wenig ungeschickt. Er zeigt dagegen bei allen Gelegenheiten, wo das Individuum sich hervorthun kann, beim kleinen Kriege und Landsturm, wie besonders die Calabresen, Abruzzesen und selbst die Nord-Italiener in neuern Zeiten bewiesen haben, bei Aufständen, Empörungen, ja man darf auch sagen, bei seinen Räubereyen, die er wirklich großartig betreibt, eine Entschlossenheit, List und Besonnenheit, im Unglück aber eine so verbißne, man könnte behaupten, hin und wieder antike Hartnäckigkeit, wie man sie einer so leidenschaftlichen Nation nimmermehr zutrauen sollte. Einige glauben zwar, daß der durch südliche Hitze

aufgelösete Körper des Italieners viel weniger zu den Strapazen des Krieges geschickt sey, als der, den nordische Kälte gestählt hat, und es scheint, daß die ihm selbst unnatürliche Faulheit, die der Italiener nach und nach in sein Nervensystem übergetragen hat, zu dieser Behauptung berechtige; demungeachtet aber widerlegt sie sogleich der Anblick der kräftigen Naturen, welche man namentlich im südlichen Italien erblickt, und auch die Erfahrung spricht dagegen, denn bekanntlich ist die Dauerbarkeit des Südens immer viel größer, als die des Nordens, immer haben nördliche Völker dem südlichen Klima, selten südliche Völker dem nördlichen erlegen; die Cimbern, Teutonen und Hunnen zerflossen an der Sonne Italiens, während die entnervten Italiener zu Augusts Zeit im rauhen Teutschland ohne Beinbedeckung und im kurzen Kriegskleide bivouakirten, bei einem Klima, welches die Gallier selbst nöthigte, Hosen anzuziehen. Wir sind daher überzeugt, daß wenn die italienischen Regierungen das Heft mit kraftvoller Hand und zweckmäßiger Klugheit führten, die alt-italienischen Legionen widererstehen, und ihnen die Montecuculi nicht fehlen würden: und war doch der größte Feldherr unserer Zeit ein Italiener. Vor allem aber bedürfte dieses sonst zu so vielem Großen berufene Volk lebendiger, nationaler Verfassungen, damit sein gänzlich verschwundener und mit Ausnahme der Sicilianer, trotz allem Nationalgefühl, völlig verrosteter Staatssinn wieder erweckt würde. Die Italiener haben daher von dem in Teutschland zu unserer Zeit rege gewordenen, vielleicht oft etwas zu ideellen Patriotismus rein keine Vorstellung, was wir unter andern in Neapel erfuhren: ein junger, braver Ostpreuße, der sich seit langer Zeit dort aufhält, bedauerte es in Gegenwart eines

Neapolitaners, daß es ihm die große Entfernung unmöglich gemacht habe, sich mit als Freiwilliger unter die preußischen Fahnen zu stellen, und führte, als der Neapolitaner dies nicht recht begreifen konnte, die Römer zum Beispiel auf, die gleichfalls, wenn es das Vaterland galt, keine Gefahr und Aufopferungen gescheuet hätten. Bei diesen Worten fing der Italiener an zu lächeln, mit der Zunge zu schnalzen, das Kinn zu streichen und antwortete ganz spöttisch: „Es ist aber auch bekannt, wie abergläubisch die Römer waren". Diese Antwort gäben wohl jetzt die meisten Italiener.

Von Monte Varchi nach Florenz hin streckt sich ein wunderschönes Thal voll Reben und Oelbäume, an den hohen Rändern desselben windet sich die Straße einher, und zu unsern Füßen badet der Arno die reichen Triften. Bald sahen wir in der anmuthigen Ebene die Kuppel von Santa Maria del Fiore des Florentinischen Domes, endlich ganz Florenz vor uns liegen, und mit unendlicher Freude rollten wir nach der Stadt der Mediceer, der geistreichsten Republik Italiens herab.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Florenz.

Man braucht nicht lange in Rom oder Florenz zu verweilen, um den ungeheuern Unterschied des Charakters beider Städte recht zu fassen. Florenz nähert sich schon sehr teutscher Städteart, seine Gassen sind lichtvoll und reinlich, seine Häuser freundlich und nett. Zierlichkeit und Ordnung, die Spuren besserer Polizeyverwaltung, als

man sie in den meisten andern Städten Italiens antrifft, sind in Florenz nirgends zu verkennen. Hier lärmt und klappert keine Heerde blinder und lahmer Bettler, wie an den Kanälen Venedigs und in den Straßen Bologna's, hier belästiget uns kein Unflath, Schmutz und wohl gar Räuberey, wie in Rom und dessen Umgebungen; alles athmet den Geist der Anmuth, Fülle und überhaupt einer bessern Verfassung, während in den übrigen italienischen Städten alles aus einander zu fallen scheint, und kein Mensch sich an die gothischen Einrichtungen kehrt, sondern jeder thut, was ihm beliebt, bis einmal die plumpe Hand nichtswürdiger Sbirren durchgreift. Daher thut es den Teutschen besonders wohl in Florenz zu verweilen, und man findet viele unserer Landsleute in Italien, die, wenn sie nicht gerade besonderer Eifer für die Schönheiten der Kunst und Natur gegen alles gleichgültig macht, von dem wirthbaren Toscana aus eine Reise nach den römischen Trümmerhaufen oder gar nach Calabrien und Sicilien nicht viel lieber unternehmen würden, als nach den Ländern der räuberischen Araberhorden. Eben so pflegen die Erwartungen derjenigen Reisenden in Italien sehr getäuscht zu werden, welche die Schönheit der Städte allein in der Lichtfülle, Breite und Geradlinigkeit ihrer Gassen, in der mit dem Richtscheit abgezirkelten Größe freier Plätze und in dem glatten Ansehen zierlich aufgeputzter Bürgerhäuser finden; solche halten wohl Turin für die einzige Stadt in Italien, die auf eigentliche Schönheit Anspruch machen könne; dagegen sehen sie sich genöthiget, wenn sie in die eng zusammen gedrängten Gassen der meisten andern Städte treten, diese für schmutzige, krummgassige, finstere Nester zu erklären. Freilich bedenken sie nicht, daß an=

dererseits vielleicht mancher Fensterbogen des Palladio, oder ein Fries des Michelangelo am Farnesischen Pallaste etwas mehr zu bedeuten habe, als alle Kasernenarchitectur mancher teutschen Stadt, die etwa durch die Milde eines freigebigen Herrschers gerade gereckt worden ist; daß ein Viertel der Marmorstraße Balbi in Genua alle unsere übertünchte Ziegelpracht aufwiegt; daß der Italiener, wenn er von Material spricht, darunter Marmor oder gehauene Steine versteht; und daß endlich die geschichtliche und eigenthümliche Physiognomie italienischer Städte das flache, einförmige und charakterlose Ansehen mancher unserer Städte gar sehr verdunkelt. Daher thun unsere Landsleute, bei aller wundernswürdiger Schönheit und Herrlichkeit der Stadt Florenz wohl Unrecht, wenn sie über derselben z. B. die hohe Eigenthümlichkeit des meerumflossenen Venedigs und die unübertroffene Riesengröße und Erhabenheit des ruinenreichen Roms vergessen, oder doch nicht gehörig anerkennen.

Die Frauen scheinen in Florenz, mit Ausnahme der Römerinnen, wohl die schönsten von ganz Italien zu seyn; in den Hallen der Uffizi sahen wir alle Tage eine zahlreiche Menge artiger Damen auf und nieder wallen, darunter einige vollkommene, tadellose Engelsgesichter angetroffen wurden. Wahrlich die köstliche Halbinsel schmückt sich in Rom mit stralenden Diamanten, in Florenz mit lieblichen Perlen; die Florentinerinnen sind zart, anmuthig und liebreizend, die Römerinnen siegreich schön, voll Huld, unwiderstehlich.

Der Dom von Santa Maria del Fiore und der ihm zur Seite stehende Glockenthurm sind vielleicht zu bunt,

aber mit den köstlichsten Marmorarten von Grund aus bis an die Zinnen auf eine, wie es scheint, der Stadt Florenz allein eigenthümliche Weise bekleidet, so daß der Eindruck dieser Gebäude wenigstens für den ersten Anblick außerordentlich hinreißend und mächtig ist; daß er aber auch auf die Dauer wirken könne, scheint klar zu seyn, weil Dante auf einer steinernen Bank, dem Dome gegenüber, welche deshalb noch heut il Sasso del Dante genannt wird, sitzend seinen Riesengeist an diesem erhabenen Prachtwerke fortwährend weidete. Unerklärlich ist es jedoch, wie manche die Kuppel des Doms nicht allein neben, sondern auch sogar über die des Sankt Peter stellen können, was wenigstens in Hinsicht der Größe offenbar falsch ist, und schon durch den alten Spruch widerlegt wird, den man dem Michael Angelo in den Mund legt: „Vado a Roma per far la tua sorella, più grande si, ma non di Te più bella"; obgleich Brunelleschi, besonders da er noch wenig Vorgänger hatte, selbst nach Michel Angelo's Zeugniß, unermeßliche Talente bei ihrem Bau entwickelt haben soll, und die Florentiner rühmen sich, daß der große Buonarotti ohne ihre Kuppel, die römische nicht gebaut haben würde. Indeß müssen wir gestehen, daß die Florentinischen Kirchen, wie schön sie auch immer seyn mögen, und obgleich Michel Angelo die Kirche Santa Maria Novella, vielleicht um der mit unschätzbarem Marmor bräutlich geschmückten Vorderseite willen, seine Braut zu nennen pflegte, uns dennoch keinesweges die dunkle Erhabenheit vieler anderen Dome in Italien z. B. des wundervollen Pisanischen, sondern vielmehr ein etwas verbälktes und scheuermäßiges Ansehen zu haben schienen; an Schätzen der Malerey sind freilich die meisten unermeßlich reich.

Aber alle architektonische Pracht in Florenz verschwindet gegen die Marmorflächen, Verzierungen und Steinmalereyen der über hundert und achtzig Fuß hohen Begräbnißkapelle der Mediceer in San Lorenzo, deren dritten oder vierten, noch unvollendeten, Theil in gleichem Style auszubauen jetzt kein gekröntes Haupt mehr Geld und Muth genug hat. Lasur und alle antiken und modernen Edelsteine sind hier so leichtsinnig verschwendet, als ob sie gemeine Kiesel wären, und man tritt die blinkende Pracht des ganzen Mineralreichs mit Füßen. Dieser übermäßige Plan soll nicht von Buontalenti, wie man gewöhnlich behauptet, sondern von einem Prinzen des mediceischen Hauses herrühren. Noch steht die Kapelle selbst gänzlich leer, unterhalb derselben aber sieht man in einem dunklen Gewölbe, nicht ohne Staunen, die Särge mit den Leichen der hochgesinnten Mediceer aufgehäuft.

Man findet in Florenz einige Palläste, namentlich Pitti, Strozzi und Riccardi, die in einem höchst eigenthümlichen Styl erbauet sind, dergleichen man in Italien nicht wieder antrifft. Außerordentlich große, fast antike Quadern, die jedoch an den Seiten etwas abgekantet sind, bilden diese furchtbaren Massen, ohne alle weitere Verzierung, und da das Alter sie ohnedem noch geschwärzt hat, so wirken diese Gebäude über alle Vorstellung wild und mächtig auf das Gemüth, besonders der Pallast Strozzi, ob wohl er dem Pallaste Pitti an Größe unendlich nachsteht, wenn man sich besonders seines großen Erbauers, des Grafen Filippo Strozzi, erinnert, des heldenmüthigen Vertheidigers der Florentinischen Freiheit gegen die überhandnehmende Macht der Mediceer, der, als er nach der unglücklichen Schlacht gegen Cosimo gefangen wurde, sich

Catonisch im Gefängniß erstach, nachdem er mit seinem Blute den Didonischen Vers an die Mauer geschrieben hatte: „Einst aus unserer Asche soll auferstehn ein Rächer“. Diese Bauart hat nicht antike Großheit und republikanische Einfachheit und ist, so viel wir in Italien herumgekommen sind, den Florentinern eigen.

Das größte Meisterstück der neuen bildenden Kunst in Florenz sind ohne Zweifel die beiden Thüren des Florentinischen Battisteriums von Ghiberti. Diese hohen, ehernen Thore sind in je fünf Felder abgetheilt, welche Geschichten der biblischen Historie, von dem Paradiese an bis auf Salomo, in den wunderschönsten Bassirilievi von Bronze darstellen; zugleich sind die Ränder der Thüren mit Laubwerk, ganzen und halben Figuren so unerreichbar schön und sauber verziert, daß die Künstler hier ewig Stoff zum Studiren, die Liebhaber des Schönen aber zur Bewunderung finden würden. Bekanntermaßen sind wir in neuern Zeiten so glücklich gewesen, diese Bassirilievi in Umrissen durch die Meisterhand eines Kalmucken, Fedor Iwanowitz, abgebildet zu erhalten. Der in Teutschland durch mehrere dramatische Werke bekannte Dichter und Kunstkenner, Herr Keller in Rom, hat dieses vortreffliche Werk verlegt und durch den so geringen Preis von einem Französischen Louisd'or, oder vier und zwanzig Franks, dafür gesorgt, daß es ein jeder Kenner und Liebhaber ohne Mühe an sich bringen kann. Wir standen noch eben wie mit aufgeriegelten Augen dieses unsterbliche Werk bewundernd, als eine sehr reich gekleidete brittische Dame, mit dem langen Umschweif ihres Schleppkleides einherfegend, zwei, wie es schien, unter strengem Regiment stehende Mylords im Gefolge, den Guida Forestiere in der Hand, einen demüthigen

Cicerone nebenan, herangerauscht kam, einen siegenden Blick auf die Bassirilievi der ehernen Thore warf, und mit den Worten: „Das ist Mosaik“ sich sogleich wieder umkehrte; und die Lords zogen hinterdrein auch ab.

Der Platz des Großherzogs ist mit schönen Bildsäulen neuer Meister sinnvoll ausgeziert. Um wie viel freier und kühner schauen diese erhabnen Götter und Halbgötter unter dem hohen lichten Dach des Himmels um sich her, als im dumpfen Hause einer engen Gallerie! Ist es nicht eine außerordentliche Roheit, daß wir in unsern Museen die edlen Götter und Heroen, groß und klein, Büsten und Statüen, Bestien und Unsterbliche, wie Negersclaven auf Transportschiffen, schonungslos neben einander schichten? Die Alten zeigten auch hierin ein richtigeres Gefühl, daß sie solche Magazine nicht viel leiden mochten, die fast jedem Kunstwerk Schönheit, Bedeutung und Adel rauben. Der Sabinerraub des Johann von Bologna scheint auf diesem Platz die erste Stelle zu verdienen. Der Raum ist bei dieser Gruppe aufs sinnreichste benutzt, die Stellung der Figuren unendlich kühn und leicht, und der Ausdruck in allen dreien ganz unübertrefflich; wie uns denn überhaupt dieser Meister der vorzüglichste Bildhauer neuer Zeit, bis auf Thorwaldsen zu seyn scheint. Neben dem Sabinerraub steht der Perseus des Benvenuto Cellini in Bronze, dessen Guß uns dieser desperate Künstler wie eine halbe Schlacht beschreibt. An der Inschrift: „Te, mi fili, si quis laeserit, ultor ero“ *) erkennt man den Mörder des Pompejo von Mailand mit seinem Pistojesischen Dolche und Brocardo wieder; allein die Statue selbst gefiel uns,

*) Verletzt dich jemand, mein Sohn, so werde ich dich rächen.

aufrichtig gesagt, nicht besonders; der Heros ist ein tüchtiger Kerl voll furchtbar Bounarottischer Muskeln; wir haben nachher ein Schild mit Verzierungen des Benvenuto gesehen, nebst einem vortrefflich gearbeiteten Degenknopf, die uns beide, in ihrer Art, unendlich vollkommener zu seyn schienen, als jene Bildsäule.

Für die Malerey ist Florenz ohne Zweifel einer der wichtigsten Plätze der ganzen Welt, und erscheint selbst nach dem unendlich reichen Rom deshalb nicht weniger unentbehrlich, weil man erst hier die Größe der vorrafaelischen Meister recht kennen lernt, und dieß scheint der Hauptgesichtspunkt zu seyn, den man bei der Würdigung Florentinischer Kunstschätze niemals aus den Augen verlieren muß, wenn wir ihre beyspiellose Eigenthümlichkeit gehörig fassen wollen.

Wer vorher seine Augen nur an den, nicht zu verachtenden, Kunstschätzen unseres Vaterlandes und denen des reichen Italiens weidete, und ohne Bedauern alles, was die hohen Meister vor, auch wohl neben Rafael wagten, als unwichtige Versuche der jungen Künstlerhand in ruhmlose Finsterniß begraben sahe, der wird ohne Zweifel in dem heitern Florenz ganz anderer Meinung werden, und, wenn es nicht schon in Rom geschahe, sicherlich hier zur Partey derer übertreten, welche den Rafael als den höchsten Punkt einer späterhin abfallenden und früher aufsteigenden Künstlerlinie betrachten. In der That, was vermag z. B. die schmelzende Lieblichkeit und der aufwärts gerichtete Blick der Niobeköpfe des Guido, oder die sonst so wundervolle Beleuchtung des Allogri gegen die Natur, Klarheit, Kraft und Heiligkeit des Fiesole, Giotto, oder gar des unüber-

trefflichen Perugino? Um dies recht deutlich zu fühlen, dürfte man nur, wäre es möglich, zwei der berühmtesten Gemälde des Guido, die Himmelfahrt der Mutter Gottes in München und den Erzengel Michael bei den Kapuzinern in Rom, mit einem Gemälde des Perugino vergleichen, das ganz dieselben Gegenstände auf einer Tafel darstellt, und sich in der erst kürzlich gebildeten Gallerie der schönen Künste zu Florenz befindet. Im Pariser Museum hat man absichtlich einen Rafael zwischen zwei Perugine gestellt, um sowohl die ungeheuere Kluft, die zwischen beiden befestiget sey, als auch den außerordentlichen Geist Rafaels in ein klares Licht zu setzen, den die enge Schülerhaftigkeit des Meisters nicht habe verhindern können, sich in unerreichbare Höhen empor zu schwingen; stellte man aber den Florentinischen Perugino zwischen jene beiden Guido's, wie würden diese in dem siegreichen Glanze des alten Meisters erbleichen! Auch Perugin's Madonna richtet den selig-entzückten Blick gen Himmel, allein wir sehen keine Antike hindurchschimmern, wie in dem plastischen Gemälde des Guido. Die Klarheit des Herrn und aller himmlischen Heerschaaren umleuchtet schon das unsterbliche Haupt der Himmelskönigin; unter ihr steht in der Glorie wahrhaft göttlicher Schönheit fest und kraftvoll, geharnischt, der Erzengel Michael mit dem bloßem Schwerte so heldenmüthig und erhaben, als ob das psalmische Loblied unsers Dichters: „Die Sonne tönt nach alter Weise" für ihn gedichtet wäre. Nun betrachte einer dagegen den blonden, schönen Jüngling des Guido, der weit geschickter erscheint, schönen Frauen zu gefallen, als mit dem höllischen Heerführer Satanischer Scharen zu kämpfen; und sollten auch Guido's sanfte Gestalten und liebliche Formen einen Aus-

genblick gefallen, so wird unser Herz doch bald sich von ihm abwenden und diesem schönsten Bilde, das, außer den Meisterwerken des Rafael, zu unsern Augen eingegangen ist, ganz und gar hingeben. Auffallend muß einem jeden die große Aehnlichkeit seyn, die sich nicht allein zwischen diesen alten Italienern untereinander, sondern auch zwischen ihnen und unsern alt-teutschen Künstlern findet: beide Nationen vereinigten damals in der Kunst den Charakter der Unschuld, Frömmigkeit, des Glaubens und der Liebe mit den schönsten, ausdruckreichsten Formen voll Kraft und Eigenthümlichkeit.

Die unermeßlichen Schätze der Großherzoglichen Gallerie an Statuen und Gemälden sind bekannt genug. Zwei parallele Corridore, jeder von zwei hundert Schritt Länge, sind durch einen dritten, sechzig Schritt langen, verbunden und ganz voll höchst seltener, vortrefflicher Gemälde der alt-florentinischen Meister, und einer Menge sehr mittelmäßiger Antiken, untermengt mit etlichen ziemlich schlechten Statuen neuerer Künstler. An den beiden großen, ganz offenen, und deshalb jedermann ohne weiteres zugänglichen, Corridoren entlang liegen die verschlossenen kleinern Säle, in welchen das eigenthümliche Leben der Florentinischen Kunst wohnet; sie werden nur in Begleitung der Kustoden geöffnet, und wenn diese wirklich, dem Befehl gemäß, allem Trinkgeld unzugänglich wären, so würde man genöthigt seyn, hinter der großen Masse der Zuschauer einherzulaufen, welche von den Kustoden pflichtmäßig durch die Zimmer hindurch gejagt wird, ohne daß es vergönnt ist, sich irgendwo länger als der Haufe zu verweilen. Wahrlich die Einrichtung, nach welcher, wie in Rom, die Kustoden auf mäßige Trinkgelder gestimmt sind, ist die bequemste

für den Reisenden. Eines dieser verschlossenen Zimmer ist die weltberühmte Florentinische Tribune, und das Zimmer der Niobe, der Vasen- und Bronzensammlung, der Malerbildnisse, der Mediceischen Vase; die Zimmer der einzelnen Malerschulen und andere mehr gehören auch zu diesen verschlossenen Sälen. Man wird sich hieraus eine ohngefähre Vorstellung von dem ungeheuren Umfange dieser Gemäldesammlung machen können.

Durch eine kleine Vorhalle, in der jeder eintretende einen Eber *), den Apoll des Saugeschlechtes, bewundern muß, geht man in die offenen Corridore ein, in welchen von den plastischen Bildwerken nur wenige zu merken sind. Die Kaiserbüsten sind bei weitem das interessanteste darin, doch sehen sich, sonderbarer Weise, manche desselben Kaisers sehr unähnlich. Man sieht hier eine treffliche Livia, deren männlich ernsthaftes Gesicht in der That voll unermeßlicher Herrschbegierde ist. Sie und fast alle Damen aus Augustus Zeitalter, tragen einen kurzen, über die Achsel herunter aufgeschlitzten und durch Knöpfchen zusammengehaltenen Aermel, welche schöne Tracht auch unsern jungen Damen, denen der Himmel schöne Arme und kräftige Achseln verliehen hat, einen nicht geringen Reiz mehr geben würde, indem sie den Uebergang der starken Achsel zum plastischen Arm ohne Unterbrechung errathen läßt. Leider tragen dieselben römischen Frauen des Augusteischen Zeitalters jene heillose, räderförmige Haartoupée, deren wir schon bei Gelegenheit der Neapolitanischen Studien gedacht haben. Die Kaiserbüsten sind im Allgemeinen auch

*) Die florentinischen Metzger haben ihn, zum Beweise ihres Kunstsinnes, in einer schönen Copie am Fleischmarkt aufstellen lassen.

nicht von der besten Arbeit: noch weniger aber die antiken Statuen, unter denen sich, unsers Bedünkens, auch nicht eine ausgezeichnete findet. Noch weniger angenehmen Eindruck machten auf uns die Bildsäulen moderner Meister, z. B. der Bacchus des Bonarotti, im Vergleich mit der Antike; Donatello aber hat gar die Widerwärtigkeit begangen und einen magern Johannes in der Wüste in Stein gehauen, ein wirklich abscheuliches Gerippe, das wohl auf ein anatomisches Theater, nicht aber hierher gehört. Viel mehr Lob verdient sein David mit dem schönen Haupte des Goliath. Bacceo Bandinelli hat eine Gruppe des Laocoon gearbeitet, die sich zur rechten nicht einmal wie die Rückseite einer brabanter Tapete zur Vorderseite verhält, und Benvenuto's Strenge gegen ihn scheint gerechtfertigt. Ueberhaupt führen nur Johann von Bologna und jetzt Thorwaldsen echt antike Meißel.

Viel wichtiger sind die Gemälde in den Corridoren, und der Beschauende wird Seltenheiten erblicken, die ihm sonst in ganz Italien nie zu Gesichte kommen. Ganz nahe an der Thüre hängt ein Bild mit Flügelthüren von Fra Angelico da Fiesole, es stellt die Madonna mit dem Kinde, von musicirenden Engeln umgeben, vor. Ein herrliches Meisterstück! Die höchste Unschuld und Klarheit glänzt in den blonden, wunderschönen Köpfen, besonders des Kindes und der Herumstehenden. Madonna ist überhaupt immer blond. Ferner von Giotto findet man hier köstliche Gemälde, desgleichen besonders von Angelo Allori, genannt Il Bronzino, dem größten Meister unter den vier Allori, z. B. eine Grablegung voll Rafaelischen Ausdrucks; merkwürdig ist hierbei, daß die trostlose, im bittersten Schmerz rein aufgehende Madonna mit der des Andrea del Sarto

in seiner Pariser Grablegung die größte Aehnlichkeit hat, so daß man fast glauben sollte, eine sey das Vorbild der andern. Noch niemals aber hätten wir einen so überaus herrlichen Christus am Kreuze gesehen, als hier von dem vortrefflichen Meister Lorenzo Lippi. Madonna und zwei Frauen stehen unter dem Kreuze. In der Mitte des zweiten langen Corridors verdient eine mit vielem Geist und außerordentlichem Fleiß gearbeitete Grablegung eines sehr alten Meisters, Antonio Solario, genannt Il Zingaro, d. h. der Zigeuner, aus Abruzzo, die größte Aufmerksamkeit. Er soll ums Jahr ein tausend drei hundert und zwei und achtzig geboren, und etwa ein tausend vier hundert fünf und funfzig gestorben seyn.

Die Gruppe der Niobe, welche einen der verschlossenen Säle füllt, ergreift die Seele auf eine sehr gewaltsame Weise, denn während man sonst gewöhnlich blos in ruhiger Betrachtung die Schönheit einzelner Marmorbilder oder doch höchst einfacher Gruppen bewundert, wird hier ein lebhaftes Drama vor unsern Augen aufgeführt. Entsetzen, Todesangst und Trotz umringt uns mit einemmale von allen Seiten, alles ist in der heftigsten Bewegung, und reißt unsre Seele mit sich fort. Die Niobe selber, nach den Pfeilen des Gottes, die ihre Kinder um sie her tödten, aufblickend, ist offenbar Guido's Musterbild; mit unglaublicher Lebendigkeit und rührendem Vertrauen rettet sich das jüngste Kind in ihren Schooß; der kühne Knabe, welcher, obgleich schon ins Knie gesunken, mit heldenmüthigem Trotz zu seinem Mörder emporschaut, ist zweimal als Original vorhanden. Die Töchter der Niobe, voll zitternder Angst, sind Urbilder weiblicher Schönheit.

Bei dem Saal der Niobe ist das Zimmer der Griechischen Vasen und bronzener Kunstwerke. Die Krone der letztern, so wie überhaupt eins der erhabensten Bildwerke neuerer Kunst, ist der bekannte Merkur des Johann von Bologna, den man schon tausend und abermal tausendmal nachgebildet hat. Mit leicht geschwungenen Armen fliegt, nur auf den Zehen eines Fußes ruhend, pfeilschnell der ätherische Körper des schönen Gottes, so daß man nicht begreift, warum er sich unsern Augen dennoch nicht entrückt. Von selbst erinnert sich jeder des Homerischen Argoswürgers, „der mit dem Hauch des Windes eilt", und es wäre nicht nöthig gewesen, diese Idee auf eine so höchst krasse Weise sinnlich darzustellen. Als Gestell dient dem Gott nämlich ein rücklings aufliegender Kopf, aus dessen emporgestrecktem, weit geöffneten Maule ein seltsamer Stral ehernen Windes heraus fährt, auf dem der linke Fuß des Gottes mit unglaublicher Leichtigkeit schwebt. Niemand aber kann dieses Erz für Wind halten, sondern viel eher für die schlimme Folge einer Magenempörung. Hier sieht man auch eine köstlich gearbeitete Armatur von Benvenuto Cellini, nämlich Helm und Schild. Hierauf folgen die Zimmer der Malerbildnisse und der Mediceischen Vase, vielleicht des schönsten Gefäßes der Welt, und alles befindet sich noch im alten Zustande. Ueberhaupt ist darin Florenz unendlich glücklicher, als seine italienischen Schwestern gewesen, daß es seine Kunstsachen nach Sicilien rettete, und hernach blos die Mediceische Venus, die Madonna della Sedia und noch ein Paar Bilder opfern durfte, alles übrige aber unberührt blieb.

Die Säle, welche am ersten Corridor liegen, stellen zuvörderst die französische Malerschule dar, der Nicola

Poussin offenbar nicht angehört. Die darauf folgende teutsche Schule enthält eine große Menge treffliche Meisterwerke und es verdient bemerkt zu werden, daß die damaligen Italiener, trotz ihres ungeheuern Nationalkunstreichthums, eine Unzahl teutscher Gemälde über die Alpen kommen ließen; wie man denn die besten Dürers, den die Italiener Alberdürer nennen, in diesem Lande antrifft, sich jetzt aber, da ihre produktive Kunst gewiß ärmer ist, als die teutsche, rein gar nicht um uns bekümmern. Besonders auffallend waren uns zwei Bilder von Kranach, Luther und der Sachsen-Fürst, um ihrer Umschriften willen. In höchst kräftigen teutschen, echt Lutherischen Knittelversen wird der große Reformator und sein Fürst hochgelobt, als tüchtige Besieger des nichtswürdigen Papstthums und des Antichristen. Wir frugen den Custode, ob er denn wisse, was diese Worte bedeuteten, und ob er nichts schlimmes ahnde, da er die dargestellten Personen kenne, er antwortete aber ganz gleichgültig: „queste cose già non si capiscono" (das verstehen wir nicht). Auch würde man die Bilder in dem freisinnigen Florenz dieser ketzerischen Umschriften halber, selbst wenn man sie verstände, gewiß nicht abnehmen. Hierauf folgen durch mehrere Zimmer Gemälde italienischer Meister, unter denen uns eine Madonna von Cignani besonders gefiel, die an Liebreitz, Anmuth und Zartheit sich allen Madonnen zur Seite stellen kann, wenn sie auch schon keine Himmelskönigin ist, wie die Rafaelischen.

Wenn irgend in der ganzen Welt ein Gemach die stille Seele der Kunst einschließt, so wohnt sie wahrlich in der göttlichen Tribune. Die Wände dieser achteckigen Rotonde sind mit rothem Sammt, das Gewölbe mit Perl-

mutter und der Boden mit köstlichem Marmor bekleidet. Ein dämmerndes Licht ruht über dieser stillen Wohnung der Schönheit, und seidene Vorhänge rauschen auf und nieder, um nach Gefallen jede Kleinodie mit einem wohlgeleiteten Lichtstrom zu begießen. An die Stelle der Mediceischen Venus hat man eine Anadyomene von Canova, jedoch mit einem Salb= oder Schmuckkästchen, gesetzt; aber der ausdrucksvolle Schleifer, der tanzende Faun, der wunderschöne Knabe, der sich den Dorn auszieht, die schlanken Körper der Ringer und der Apollino sind die weltbekannten plastischen Meisterstücke, von denen wir uns hier in Originalen umgeben sahen. Auch viele Gemälde der Tribüne, die fast jeder der vorzüglichsten Meister mit einem Juwel ausgeschmückt hat, sind uns längst durch die trefflichen Stiche des Rafael Morghen bekannt geworden, z. B. Franz Moncada zu Pferde von Vandyk; leider hat der Künstler in diesem nicht so sehr interessanten Gemälde seine höchste Kunst an die Bestie verschwendet, und überhaupt sollte weder dieses Bild, noch viele andere, trotz ihrer großen Verdienste in diesem kleinen Heiligthum aufgehangen seyn, wo Rafael und Perugino herrschen. So gehört z. B. die reizende Venus des Tizian nicht hierher, die marmorne stellt das Nackte unendlich besser dar, als die gemalte es jemals kann, obgleich das Bild sonst vortrefflich ist, über dem schwellenden Schenkel liegt die lüsterne Hand und berührt mit den verwegenen Fingerspitzen den lebensreichsten Theil des schönen Leibes. Die Fornarina, Rafaels Geliebte, und die Mutter Gottes von Stieglitzen, (del Cardellino) sind durch die Morghenschen Blätter bekannt genug; weit weniger aber zwei Meisterbilder Rafaels, unübertroffen von jedem andern: Johannes, der Täufer, als Knabe, und Madonna

mit Christus und Johannes. Der Täufer ist vielleicht Rafaels größtes Bild in der ganzen Tribune; mit der Kraft und Schnelligkeit eines Blitzes hebt sich der göttliche Knabe empor, und sein schönes Antlitz, in dem alle Himmel sich spiegeln, glühet von siegender Beredsamkeit. Wir glauben jeden Augenblick, daß uns der holde Engel entweiche, und kaum sollte man meinen, daß es möglich wäre, das Gemüth durch die Kunst heftiger zu erschüttern, wenn man nicht die dabei befindliche Madonna mit den beiden Kindern betrachtet. Wie tausendfältig hat doch der unermeßliche Geist Rafaels das einfache Schauspiel der Mutterliebe immer neu und allgewaltig dargestellt! Dieses Bild aber scheint selbst nicht von Rafael, geschweige denn von sonst jemand übertroffen zu seyn. Madonna hält den Sohn auf dem Schooße, und mit der Freundlichkeit eines Engels zeigt der kleine Johannes seinem Gespielen das heilige Holz, an dem er einst sterben soll; bei dem Anblick desselben fliehet das himmlische Kind, voll Ahndung und Wonne zurück auf das Kreuz blickend, am Arme und Busen seiner Mutter mit unbegreiflicher Schnelligkeit empor; Madonna sitzt, in wehmüthiges Trauern über das Schicksal ihres Kindes versenkt, sinnend da, und kaum ist es möglich der mächtigen Empfindung des Herzens zu wehren beim Anblick so großer Liebe. Daneben hängt das Bildniß eines Papstes, eine Rafaelische Jugendarbeit. Ueber seinem Rafael thront der erhabene Meister Pietro Perugino, der die Macht aller Kunst über Madonna und das Kind ausgegossen zu haben scheint, so daß diese eine Wand der Tribune mit Recht den beiden größten Meistern der heiligen Malerey allein geweihet ist. Wahrlich der Rafaelische Strom konnte nur aus Peruginischer Quelle hervorbrechen.

Fast nicht weniger große Schönheiten verschließt der Saal, welcher auf die Tribune folgt: hier liegt der reizende Hermaphrodit, hier steht die unvergleichliche Gruppe Amor und Psyche, ein wunderschöner Genius und die erhabenste Büste des Jupiters, die man sehen kann; überdies prangen hier unschätzbare Gemälde von Ghirlandajo oder auch wohl Grillandajo genannt, und ganz vorzüglich verdient eine Heimsuchung des Mariotto Albertinelli bewundert zu werden, welcher Maler ums Jahr ein tausend vier hundert und sechzig lebte. Um wie viel größer und ruhiger würde jedoch der Genuß seyn, den diese beiden Säle ohne Gleichen uns gewähren, enthielten sie nicht Gemälde und Statuen unter einander vermischt; so aber streiten um unsere Seele Malerey und Bildhauerey, und sie erliegt beiden.

Eine der großherzoglichen allerdings an Umfang unendlich nachstehende, doch für Kenner und Historiker nicht weniger wichtige Gallerie ist die, welche man seit zwei Jahren, freilich größtentheils aus Kloster- und Kirchenraub, bei der Academia delle belle arti gegründet hat. Es findet sich hier eine fortlaufende, geschichtlich aufgestellte Reihe von Gemälden, seit den ersten Spuren der Malerey in den Zeiten der Griechen, die noch vor Cimabue arbeiteten, bis über den höchsten Culminationspunkt dieser Kunst unter Rafael und Andrea del Sarto hinaus. In ganz Italien findet man keine historisch so wichtige Sammlung als diese. Erst zeigen sich die Gemälde unbekannter Griechen, fast ohne alle Verkürzung und Perspektive, dann der ehrenwerthe Cimabue, der ebenfalls z. B. die Füße hervortreten zu lassen nicht verstand, dann die herrlichen Meister Giotto, Masaccio, Gentili da Fabriano, der ums Jahr

tausend vier hundert und zwanzig lebte und eine hier aufgestellte herrliche Geburt hat Lorenzo da Credi, der schon viel später lebte, gemalt; hierauf folgt der sie alle weit überstralende Pietro Perugino, von dem man hier das Leiden Christi im Oelgarten und die wundervolle Himmelfahrt der Madonna sieht, deren wir schon gedacht haben; wir bemerken nur noch, daß dieß letzte ohne Zweifel, auch dem Umfange nach, das größte Bild dieses Meisters ist, der sonst nur, wie alle früheren, sehr ins Kleine zu malen pflegte.

Neben dieser Gallerie ist ein Corridor, der oftmals den Fremden gar nicht gezeigt wird, und doch Schätze, die im engsten Sinne sonder Gleichen sind, verschließt, nämlich eine große Menge kleiner Gemälde des unsterblichen Fra Angelico da Fiesole, welche die Leidensgeschichte Jesu darstellen. Die große Anzahl kleiner Figuren, die sich auf diesen Gemälden befinden, sind mit einem Fleiß gearbeitet, der nicht weniger in Erstaunen setzt, als die ungeheure Mannigfaltigkeit und Kraft des Genies, das sie erfand, und man kann diese ganz einzige Sammlung mit Recht ein Heiligthum des Fiesole insbesondere und der Malerey überhaupt nennen.

Eben so unermeßlich reich an Kunstschätzen der Alt-Florentinischen Schule sind die Kirchen der Stadt, z. B. Santa Maria Novella, wo man ein vortreffliches großes Gemälde des Cimabue und außerordentliche Musterwerke des Ghirlandajo findet, der, wie Michelangelo die Sixtinische Kapelle im Vatican, den hintern Chor ganz bemalt hat. Man findet in dieser Kirche auch die ganze Dantische Hölle aufs prächtigste vorgestellt. Es ist unglaublich, wie schön, aus-

druckvoll und mannigfaltig die Köpfe so unzählig vieler Figuren sind. In einem Klostergange bei der Kirche dell' Annunziata sieht man die berühmte Madonna del Sacco, gemalt von Andrea del Sarto. Das Gemälde ist besonders deshalb eigenthümlich, weil der Joseph nicht, wie in den meisten andern heiligen Familien, eine so jämmerliche Nebenrolle spielt; Madonna indeß ermangelt durchaus aller Hoheit und Majestät, allein Reiz, Anmuth und Lieblichkeit hat der Maler in unendlicher Fülle über ihr Antlitz verbreitet, und sie erscheint uns als das herrlichste Mädchen von der Welt.

Obgleich die Gemäldesammlung im Pallaste Pitti ihre schönste Zierde, die Madonna della Sedia, verloren (jetzt freilich wiedererhalten) hat, so verdient sie doch um vieler andern schönen Bilder, vor allem aber um der göttlichen Perugini's willen besehen zu werden; eine heilige Familie dieses Meisters ist besonders vortrefflich. Die Pracht der Säle des Pallastes ist ungeheuer und streitet sehr mit dem rauhen, wilden Aeußern desselben. Gewiß man tritt in Italien oftmals auf Rosso oder Verde Antico und ähnlichen unschätzbaren Steinen, die wir in Sammt und Seide packen würden, ohne es zu ahnden, umher.

Florenz hat auch ein Museum voll naturhistorischer Merkwürdigkeiten, aus allen Theilen dieser Wissenschaft zusammengesetzt; dabei ein Kabinet von Wachspräparaten, die so vortrefflich gearbeitet sind, daß Anatomen gewiß gar nicht herauszubringen seyn würden. Ueberhaupt ist dieses eins der reichsten, umfassendsten und systematischsten Museen, die uns je vorgekommen sind.

Alterthümer finden sich aber in Florenz durchaus nicht, und die wenigen Spuren eines Theaters und die wohl riesenmäßigen Trümmer der alten Stadtmauer von Fäsulä verlohnen es keinesweges, den weiten Spaziergang auf den steilen Hügel zu machen, der Fiesole trägt, wenn es nicht um der Cypressen der Villa Palmieri willen geschähe, unter denen die Frauen und Herren des Decamerone gewandelt haben sollen; besonders da die Aussicht von oben auf die üppige florentinische Ebene herab lange nicht so schön ist, als auf der Terrasse des prächtigen Gartens Boboli. Von hier aber gesehen, liegt das schöne Florenz mitten in einem fruchtbaren Oelwalde auf einer schwellenden Ebene, die mit unzähligen schönen Landhäusern, gleich einem gestirnten Himmel, übersäet ist. Fehlt auch hier schon die tropische Fülle Neapels und Siciliens, so wehet vom Himmel doch noch italienischer Hauch, so quillt doch noch hesperische Ueppigkeit aus dem reichen Schooß der Erde.

Das Theater Via di S. Maria ist zwar nicht so groß, als gewöhnlich die Schauspielhäuser in Italien zu seyn pflegen, doch ziemlich elegant, und die Decorationen sehr zierlich. Wir sahen einen vortrefflichen Sargino aufführen. Dagegen ist bekanntermaßen das Theater della Pergola überhaupt eins der schönsten und größten, was man sehen kann, und behauptet sicher nach dem von San Carlo in Neapel und der Scala in Mailand den Rang. Es hat fünf herrliche Logenreihen ohne alle kleinliche Verzierungen, welche eigentlich das Theater von San Carlo etwas verunstalteten und die man hoffentlich beim Aufbau desselben weglassen wird. Wir sahen hier eine gar seltsame Vorstellung: „Prometeo oder die wunderbare Kultur des menschlichen Geschlechts". Maschinerie und Flugwerk muß-

ten einen jeden in Erstaunen setzen, so wie die höchst geschmackvollen Drappirungen der Schauspieler, namentlich war der Prometheus, ein wunderschöner Mann, so vortrefflich gekleidet, daß er und sein faltenreiches Gewand sogleich in Marmor gehauen zu werden verdienten. Die Schauspieler agirten, sprangen und fochten mit unglaublicher Lebhaftigkeit, und rings um in den Logen prangten zahllose florentinische Schönheiten. Bei dem allen war es uns nicht möglich, die völlige Civilisirung des Menschengeschlechts abzuwarten, und wir verließen sie, am Ende des zweiten Aktes, wenn auch nicht mehr als Kannibalen, doch noch als Barbaren.

Wir hatten gehört, das Haus des großen Bonarotti sey zu einer Gemäldesammlung eingerichtet; wir fanden in demselben blos eine ehrliche florentinische Familie, die darin kochte, briet und ähnliche bürgerliche und häusliche Geschäfte verrichtete, ohne dieses dreigestaltigen Künstlers besonders zu gedenken. Eben so sehr verfehlten wir unsern Zweck, Herrn Rafael Morghen kennen zu lernen, da er sich, nach Künstler-Brauch, ziemlich rar zu machen weiß; und in das Haus der schönen Bianca Capello, die sich aus gebratenen Kindern Schminke bereitet haben soll, konnten wir auch nicht hinein, obgleich wir es bald am Wappen des Hutes erkannten.

Da während unserer Anwesenheit das Fest der Himmelfahrt der Madonna gefeiert wurde, und deshalb die ganze Großherzogliche Familie im Dom von S. Maria del Fiore eine Messe hören wollte: fanden wir, um des feierlichen Hochamts willen, abermals die Blüthe der florentinischen Mädchen, lauter heitere, glänzende, anmuthige und

oft sehr schöne Gesichter, zu unserm größten Vergnügen versammelt. Gewiß wird jedem in dieser an Kunst und lebendiger Schönheit so reichen, freundlichen Stadt wohl und fröhlich zu Muthe.

In dem trefflichen „Albergo delle quattro Nazioni" hatten wir eine sehr angenehme Wirthstafel oder Tavola rotonda, wie die Italiener es nennen, mit Fremden nicht allein aus vier Nazionen besetzt. Am unterhaltendsten war uns die lustige Taktik, mit welcher eine schöne, geniale Curtisane einen unbärtigen, milchlebrigten Gesellen, den Sohn eines reichen Neapolitanischen Banquiers, am Leitseil traben ließ. Während sie der gute Junge eifrigst bediente, rollten ihre großen Augen lächelnd auf der Männergesellschaft umher, und setzten zuverläßig manch besseres Herz, als dieses albernen Neapolitaners, in Flammen. Früh mußte sie der arme Teufel bey der Toilette unterhalten, zu Mittag an der Tafel bedienen, mit ihr in der Kühlung nach den Cascini fahren, sie des Abends auf die Brücke Santa Trinita, in die Eisbude und das Schauspiel begleiten, und wenn er, wie ein Galeerensclav, den Tag über in ihrem Dienst sich müde gearbeitet hatte, durfte er vielleicht nicht einmal in ihren Armen ausruhen.

Die Florentiner haben den einzigen und schönsten Spaziergang in ganz Italien, der nach den sogenannten Cascini oder Meierhöfen führt. Auf sammtnem Rasen zieht sich eine Allee hoher, dunkler Bäume, dergleichen wir seit den Ulmen von Nocera nicht gesehen hatten, wohl eine Stunde lang, umgeben von blumenreichen Auen und lustigen Wäldchen, nach diesen Milchhöfen fort. Auf einer lieblichen, ringsum eingehegten, Matte versammelt sich

voller Fröhlichkeit Jung und Alt, Vornehme und Geringe, Wohlgerüche duftiger Blumen wehen uns entgegen, und da die Florentinerinnen, ganz gegen die Sitte ihrer übrigen Landsmänninnen, denen wenigstens alle Parfüms ziemlich unausstehlich sind, Blumenduft und Wohlgeruch lieben, so muß man hier alle Poren weit aufthun, um die Ströme des Jasmin und anderer würzreicher Pflanzen einzuschlürfen. Das anmuthige Grün der Erde, die Rosenhellung des blauen Himmels und die Schönheit der Frauen sind hier ganz geeignet, die Seele mit süßer Wehmuth zu erfüllen.

Noch später, wenn der Purpur der Abendsonne die stillen Fluthen des Arno röthet, der gerade dem Niedergang entgegen strömt, und der Mond seinen lieblichen Schimmer über die schöne Stadt ausgießt, wandelt die junge florentinische Welt auf der breiten Brücke Santa Trinita auf und nieder. Die Bogen derselben sind zwar sehr kunstvoll in elliptischer Form erbauet, doch übertrifft manche andere Brücke diese bei weitem an Länge und Großartigkeit. Wir beschlossen jeden Tag, den wir in Florenz zubrachten, hier in diesem fröhlichen Gewühl, doch nicht ohne Trübsinn, daß so viele Schönheiten auf immer an uns vorübereilten, und wir überdies bald genöthigt waren, ihr wundervolles Vaterland auf ewig zu verlassen.

Hierauf begaben wir uns auf den Weg nach Pisa.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Pisa. — Livorno.

Wir reiseten längs dem Arno durch unglaublich üppige, doch nicht immer malerische Weinebenen. Millionen Trauben lasteten an den Bäumen; und wir hätten gern hin und wieder einige entwandt, wären sie nicht mit Kalk bestrichen gewesen; so sieht man in Florenz und andern Städten an den niedern Wänden der Häuser Kreuze angemalt, damit die fromme Achtung vor dem heiligen Zeichen die Unreinlichkeit der Vorübergehenden abwehren soll.

Wie fast in ganz Toskana, Florenz ausgenommen, so hatten wir auch in Pisa mit den Prellereyen der Wirthe, Facchine und Vetturine tüchtig zu kämpfen, und damit nicht einer allen Aerger zu verschlucken hätte, pflegten wir die Zankrollen brüderlich unter uns zu vertheilen. Im Husaren zu Pisa aber, wo uns noch überdieß ein Scorpion, übrigens der einzige, den wir in Italien gesehen haben, in einem Haar gebissen hätte, wollte man uns am liebsten gar etwas Unangenehmes erzeigen; deshalb begaben wir uns in den viel sanftern und bessern Gasthof „der drei Jungfrauen" italienisch „Tre Donzelle" genannt.

Pisa ist zwar nicht eine der größten, aber sicher eine der prachtvollsten Städte Italiens, die alte Freiheit und die Nähe Carrara's haben hier schon Marmorpalläste aufgeführt, so wie die prächtigen Einfassungen des breiten Arno, die herrlichen Brücken, deren schönste ganz von Marmor erbauet ist, und die Quais an diesem Flusse, welche die vorzüglichsten in ganz Europa seyn sollen. Der

Domplatz ist beinahe ohne Gleichen; der Dom selbst, besonders seine Säulenfaçade, der hängende Thurm, mit den ihn von außen umgebenden Säulenordnungen, die herrliche Rotonde des Battisteriums, voll reicher Verzierungen, und der auf allen vier Seiten mit trefflich ausgemalten Gallerieen umgebene Kirchhof oder Campo Santo, alles dieses theils aus dem köstlichsten Material, theils aus weißem, feinkörnigen Marmor aufgeführt, erhebt diesen kleinen Fleck zu einem der wundernswürdigsten in ganz Italien. Der weiße Stein schimmert von Pracht und Schönheit, im Campo Santo wandelt man auf heiliger Erde, welche sich die Pisaner aus dem gelobten Lande mitbrachten, damit ihre Leiber desto sanfter und seliger ruhen möchten, und der wunderbar überhängende Thurm, vor dessen Lage man schaudert, erhöht den Eindruck des Ganzen nicht wenig. Der Dom ist auch von innen herrlich anzusehen, und wir fanden einige treffliche Gemälde in demselben: namentlich eine Madonna aus der Schule Rafaels an einem Pfeiler, am Altare Madonna von Andrea del Sarto und am Chor die heilige Catharina von demselben Meister, ein göttliches Bild, wohl Rafaels würdig. Die Thüren des Doms sind mit bronzenen Bassirilievi, gleich den Florentinischen, doch unendlich an Werth unter ihnen, ausgeschmückt.

Auf den hängenden Thurm zu steigen verlohnt sich wohl, wegen der Aussicht auf die anmuthigen Ebenen Pisa's, die Oelwälder Lucca's, den schönen Arno und das ferne Meer; wir begrüßten fröhlich die blaßgrünen Wogen desselben, die wir so lange nicht gesehen hatten. Die Meinung einiger, daß der Thurm absichtlicher Weise von seinem Erbauer in diese seltsame Lage gebracht worden sey,

haben, wo wir uns nicht irren, schon andere durch die Bemerkung zweifelhaft gemacht, daß alsdann die außerhalb an dem Thurm hinauf laufende Säulengallerie, in der man hinansteigt, mit der Achse des Thurms keinen rechten Winkel machen würde, damit man nicht, wie es jetzt, nachdem sich der Thurm gesenkt hat, der Fall ist, Berg auf Berg ab gehen dürfte.

Das Santo Campo ist unendlich merkwürdig um seiner alten Gemälde willen, die nun leider theils schon ganz verlöscht, theils vollends zu verlöschen im Begriff sind; nur wenige Felder sind noch wohl erhalten. Wir fanden in den Hallen einen Jungen von etwa zwölf bis funfzehn Jahren, der die schönen Blätter, welche nach diesen Gemälden gestochen sind, mit bunten Farben, wie er sie an der Wand vor sich sahe, auf die erbarmungswürdigste Weise vollschmierte. Wir fragten, was in aller Welt ihn zu dieser nichtswürdigen Bestialität verleite? Ohne sich umzusehen, antwortete er: „England will es so". Hierauf kam ein Zug Priester aus dem Dom in das Campo Santo unter schrecklichem Geschrei eingezogen, um mit Kerze, Rauchfaß und Sprengwedel eine Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen. Fast noch niemals hatten wir eine solche Masse von seelenloser Stupidität vereinigt gesehen, als hier auf den Angesichtern dieser frommen Väter; vor tödtlich langer Weile standen ihnen die Augen fast ganz schief, und die offenen Mäuler liefen über das ganze Gesicht hinweg. Sie erschraken nicht wenig, als sie uns unvermuthet unter dem Thore des Campo Santo erblickten, und die Stimme stockte ihnen einen Augenblick. Je öfter wir Gelegenheit gehabt haben, uns an dem würdevollen Anstande und dei

erhabnen Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes in unserm Vaterlande zu erbauen, desto mehr mußten wir uns wundern, daß er in Italien, seinem rechten Vaterlande, so sehr entstellt worden ist; ja nicht einmal erträgliche Musik erhebt unsere Seele in italienischen Kirchen; sie trompeten und pfeifen ungebührlich, als ob es zur Oper ginge, und spielen auf der Orgel wie zum Tanze auf. In San Luigi de' Francesi zu Rom haben wir zur Ehre der Bourbonen eine völlige Opernmusik aufführen hören, und da wir gerade in Italien das Höchste der heiligen Musik oftmals zu hören glaubten, ist es uns beinahe nur ein einziges mal, freilich in fast göttlicher Vollkommenheit, in der Sixtinischen Kapelle erschienen. Der Papst thut wirklich ganz recht, daß er die Blasinstrumente aus den Kirchen auf die Tanzböden verbannt, und Gott allein durch die Kehlen treflicher Sänger gepriesen haben will.

Der berüchtigte Hungerthurm, in welchem Ugolino de' Conti della Gherardesca mit seinen vier Söhnen, letztere *) freilich ganz unschuldig, umkam, ist bis auf die letzte Spur verschwunden; wenigstens haben wir ihn auf dem Platz der Anziani, wo er stand, vergebens gesucht. Wir geriethen bei dieser Gelegenheit in ein großes Gebäude, ein sogenanntes Colleggio oder Stift, wie wir uns ausdrücken, das auf dem Platze, wo der Thurm stand, erbauet und der Erziehung junger Herren von Stande gewidmet ist.

*) Ugolino selbst büßte offenbar das, was er an der Freiheit seines Vaterlandes Pisa gesündigt hatte, wenn auch der Erzbischoff Ruggieri, den nicht Vaterlandsliebe, sondern Neid und Eifersucht zu dieser entsetzlichen Handlung antrieb, mit Recht von dem rasenden Grafen in der Hölle mit den Zähnen zerrissen wird.

Da indeß, wie gewöhnlich, gerade Ferien waren, so trafen wir in diesem ganzen Gebäude niemand, als ein altes kupplerisches Weib mit zwei buckligten, koketten Frauenzimmern an, die uns versicherten: „es sey dies das Stift, wo die Herren Cavalierchen alle Tugenden lernten *).“ Hier an demselben Platz der Anziani liegt eine sehr einfache Kirche, San Stefano hieß sie, wo wir uns nicht irren, in welcher die tapfern Pisaner alle die vielen Siegeszeichen, Fahnen, Säbel, Trommeln, Spieße und Rüstungen aufgehangen haben, die sie einst im Kampfe mit den Ungläubigen erstritten.

Ueberhaupt müssen die alten Pisaner ein höchst tüchtiges Volk gewesen seyn, und die Spuren davon sind im Charakter der heutigen noch nicht ganz verschwunden. Es spricht sich dies auch zuweilen auf eine dem Fremdlinge nicht eben besonders angenehme Weise aus. Hier findet man zwar keineswegs die gewinnsüchtige Bereitwilligkeit, aber auch nicht das joviale Betragen, oder gutmüthige Zuvorkommen der andern Italiener, und ganz besonders stehen hierin die Pisaner den höflichen Florentinern und den freundlichen Römern entgegen. Dumpfheit ruht über ihnen, sie sind still, traurig, wohl grob und voll alt-republikanischen Trotzes und Feinde der Florentiner. Selbst ihre recht hübschen Weiber und Mädchen sind oftmals weniger freundlich, als sonst die Italienrinnen gegen Ausländer zu seyn pflegen. Indeß gefiel es uns doch sehr gut in Pisa, das der verzweifelnde Ugolino einen Schandfleck der Erde nennt. Vor unserm Hause floß der breite Arno, an

*) „Il colleggio dove i Signori Cavallierini imparano tutte le virtù“.

dessen lieblichen Ufern spät Abends, da es gerade Vollmondszeit war, eine große Menge Spaziergänger auf und nieder wandelten, wo dann häufige Guitarren und Violinen schöne Serenaten ertönen ließen: besonders strich ein junger Soldat die Geige auf eine ganz unvergleichliche Weise und fesselte, gleich einem Orpheus, die wilden Pisaner unwiderstehlich, er versicherte uns sein kostbares Instrument von einem Bauer in der Nähe von Grüneberg in Schlesien auf seinen Feldzügen geschenkt erhalten zu haben. Dies waren noch echt italienische Abende; ach leider hatten wir nur noch wenige zu verleben!

Des einen Sonntags in der Morgenkühlung machten wir uns auf, die berühmten Pisanischen Bäder des heiligen Julianus zu besehen. Der Weg dahin wurde uns angenehm verkürzt, denn wir gesellten uns zu zwei gar lieben Mädchen, die ihrem armen Vater einige Erquickungen ins Bad trugen. Sie erkundigten sich ganz besonders, ob wir Schwestern hätten, und ob sie gut verheirathet wären. Diese harmlose Bereitwilligkeit der Italiener, sich ohne viel Umstände jedem mitzutheilen, bereitet Fremden, die offenen Gemüths sind, tausend kleine Freuden; man kann in Gesellschaften, Werkstätte, Buden, Häuser dreist hinzutreten und wird gewiß immer mit sorgloser Freundlichkeit empfangen. Die Bäder selbst sind sehr warm, unglaublich stärkend, liegen aber höchst unangenehm am Fuße eines völlig unfruchtbaren Berges, so daß man nicht begreifen kann, wie die Badgäste hin und wieder hier spazieren gehen können. Lag es vielleicht an der Jahreszeit, der Ort selbst war gar nicht so lebendig, wie man es von den weltbekannten Pisanischen Bädern hätte erwarten sollen. Es gibt hier kein gemeinschaftliches Bassin, wie sonst wohl

in andern Bädern, sondern jeder steckt in einer besondern Grotte allein. Ohne außerordentliche Satisfaction eilten wir in sengender Hitze nach Pisa zurück. Man kann den kurzen Weg auch auf einem Kanale zu Kahne machen, wenn man Lust hat, langsamer wie eine Schnecke zu kriechen, denn die Fahrzeuge werden gezogen. Wir kühlten uns im Dom ab, wo eben die Messe alles Volk versammelt hatte.

Des Nachmittags strömte fast die ganze Pisanische Welt in hellen Haufen über die Arnobrücke zum westlichen Thore hinaus, um ein Wettrennen kleiner Barken, das auf dem Flusse gehalten werden sollte, mit anzusehn. Wir hatten hier wiederum einige Gelegenheit, die größere Roheit der Pisaner zu beobachten. Die Männer betrugen sich oftmals wild und zügellos, wie wir es in Toscana gar nicht bemerkt hatten, und die Schiffer, die sich als Narren verkleidet hatten, verhöhnten die Mädchen auf eine ziemlich plumpe und ausgelassene Weise. An der Brücke, über welche das Volk hinausging, stand der Gefangenthurm; hinter dem Gitter des Gefängnisses erschien ein Soldat, den man um seiner Neigung für Bonaparten willen eingesteckt hatte. Singend und im Recitativ improvisirend, rief er die Vorübergehenden an, daß sie, die der Freiheit und Fröhlichkeit des schönen Tages genössen, ihm, dem traurigen Gefangenen, ein kleines Almosen nicht versagen möchten. Die Verse, in welchen er seine Bitte absang, waren beredt, und wir hörten ihm eine Weile mit Theilnahme zu. Als wir aber nach einigen Stunden wieder zurückkehrten, war der Auftritt sehr unterhaltend geworden. Auf dem Geländer der Brücke saß ein ganz gemeiner Kerl, mit ziemlich lumpiger Drapperie angethan,

mit dem gefangenen Soldaten im lebhaftesten Wechselgesange begriffen, und umgeben von einem Haufen Volks, das diesem Dichterwettstreit mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte und, wahrscheinlich aus reinem Kunstinteresse, denn neu war für die Pisaner dies Schauspiel nicht, kein Wort fallen ließ. Mit sanfter und durch das mehrstündige Singen etwas gedämpfter Stimme beklagte der Gefangene in rührenden Worten sein Schicksal, daß ihm nicht vergönnt sey, wornach er sich einzig sehne, als tapfrer Soldat in der Schlacht zu sterben. „Ach! rief er aus, voll Trauer und Schmerz ist meine Brust! Meine Hände sind von starken Banden gefesselt". Dagegen tröstete ihn der Sänger auf dem Brückengeländer: „Sey getrost, lieber Bruder, bedenke, wie viel edle Helden schon Bande trugen, und du besitzest noch überdies die göttliche Gabe der Dichtung, die dein Herz mit Freyheit und Wonne erfüllen muß, du scheinst mir ein einsamer Petrarca und Torquato zu seyn".*). Lauter Beyfall tönte von allen Seiten, aber besonders auf uns, die wir eine ähnliche Scene noch nicht erlebt hatten, fiel die ganze Gewalt dieser aus dem Herzen quellenden Worte. Die beiden Sänger geriethen, durch den Beifall aufgemuntert, ins größte Feuer und, ohne daß sie nur einen Augenblick gestockt oder sich ein wenig besonnen hätten, schufen sie ihre Verse, die fast nie ohne Rundung und hin und wieder nicht ohne dichterisches Verdienst waren, mit bewundernswürdiger Kraft der Phantasie. Der Soldat besonders träumte nur von Schlachten und Siegen, erhob die Tapferkeit des Agamemnon, Achil-

*) „Tu mi sembri desolato
Un Petrarca, un Torquato".

les, dagegen der Dichter auf der Brücke die Weisheit des Lycurgus, Minos und Homers erhob, und beide mischten hernach den bunten Vorrath ihrer Ideen, Ariostische und griechische Helden, auf das sonderbarste und erstaunenswürdigste unter einander. Da indeß der Soldat eine nicht recht dichterische Strophe gesungen hatte, strafte ihn der andere und sagte: „Wenn dein Reim nicht beredter ist, so schweige; unmittelbar voll Kunst aus begeistertem Herzen zu singen, das ist Kraft, das ist Tugend“. Hierauf erschallte wieder über diese, recht innig vom Volke gefühlte, Wahrheit lauter Beifall. Während der Zeit nahm ein altes Weib dem Sänger den Hut vom Kopfe, ohne daß sich dieser, da er eben voll Begeistrung sang, nur umgesehen hätte, ging auf der Brücke herum und bat: „Gebt, Ihr Herren, etwas für den armen Poeten, er hat kein Maul voll Brot“. Der Sänger, mit ausgestreckten Armen aufs Feurigste zum Gefangenen hinauf redend, bemerkte wirklich kaum das Geschenkte, ein Beweis, wie sehr seine Seele hingerissen war, da sonst ein Italiener nicht leicht einen Heller übersieht, und läge er auch einen Büchsenschuß von ihm entfernt. Andere sammelten für den gefangenen Soldaten. Als das Avemariageläut ertönte, verlangte der Gefangenwärter, beide sollten endigen, das Volk aber, dem dieser Kampf unendlich gefiel, gab es nicht zu. Die Dichter setzten ihn deshalb noch lange fort; und, nachdem wir noch ein Paar Stunden zugehört hatten, verließen wir sie im Dunkel der Nacht, von Zuschauern reichlich umgeben, immer im Recitativ singend.

Das Pisanische Schauspiel will nicht viel zu bedeuten haben, dem ohngeachtet besuchten wir es; denn eines Tages wurde auf einem ellenlangen Zettel angekündiget:

„Federigo secondo Re di Prussia in Slesia o sia il gran legislatore nel campo". Darneben waren eine Menge Martern und Hinrichtungen abgebildet, man spießte, schund, verbrannte, henkte und köpfte, so daß wir sehr neugierig waren, wie sich dieß mit der Gesetzgebung unsers großen Königs würde vereinigen lassen. Im Stücke selbst aber kam von alle dem nichts vor, es war nur der Köder für das Volk gewesen. Ein alter, gedienter Colonello Stormo übertrat, die Ehre seiner Tochter zu rächen, des Königs Duellmandat; die Tochter aber wußte den König, der eben aus der Schlacht siegreich nach Hause kehrte, dermaßen zu rühren, daß er einen Strom von Thränen vergoß, dem Vater verzieh, und den Verführer obendrein cassirte. Der Schauspieler, der den Friedrich spielte, führte die Eigenthümlichkeiten dieses Monarchen, sogar bis auf eine Menge Kleinigkeiten, ziemlich richtig durch, was uns in Pisa höchlich wunderte.

Wir machten von hier aus, ehe wir unsere weitere Reise nach Genua antraten, einen kleinen Abstecher nach Livorno. Weder die einförmige Ebene, durch die man hinfährt, noch die Lage der Stadt selbst, haben einigen Reiz, indessen freuten wir uns von Herzen, das Brausen der Meereswogen wieder zu hören; auch hat die reiche, thätige und sehr schöne Handelsstadt und der bevölkerte Hafen Anziehendes genug. Wir fanden hier einen Theil der Flotte des Lord Exmouth vor Anker, die von Gaeta, das sich in der Zeit ergeben hatte, hierher angekommen war. Gleich beim ersten Eintritt in den Hafen schrieen uns daher die Barcarole und Gondoliere an, ob wir ein großes Schiff von hundert zwanzig Kanonen sehen wollten. Wirklich fand sich eins darunter von dieser ungeheuern Größe, es hieß der „Impregnable" oder auch

„Gibraltar“ und war eben dasselbe, welches später Algier auf eine so desperate Weise bombardiren half, daß es in anderthalb Stunden über zwanzig tausend Pfund Eisen versandte, hierbei aber selbst von den Barbaresken so übel zugerichtet wurde, daß es dem Untergange nahe war. Da es nun gerade Nachmittagszeit war, — den Vormittag darf niemand an Bord kommen, so ließen wir uns an das Schiff rudern, welches jedoch, da die See sehr hoch und uns entgegen ging, drei volle Stunden dauerte, dabei machten wir so fürchterliche Sätze mit unserm kleinen Nachen, daß uns fast die Haare zu Berge standen. Als wir aber an den ungeheuern Coloß herankamen, lag er felsenmäßig still im Meer, und oben auf dem Verdeck meinte man, auf dem festen Lande zu seyn, und doch flog unser Kahn an der Schiffstreppe wie ein Federball so hoch auf und nieder, daß es nicht wenig Mühe kostete auszusteigen. Man muß indeß gestehen, daß, die Grubengefangenschaft in Nertschinsk ausgenommen, kaum irgend eine Lebensart so geisttödtend seyn kann, als das Seeleben der gemeinen Matrosen. Die tausend Mann, welche der Impregnable etwa am Bord hatte, durften sich nicht zwei Schritte weit von ihren Plätzen im zweiten Schiffsraum bewegen, daher sie aus langer Weile auf die tollsten und rohesten Dinge verfielen. Ein Sturm, bei dem sie doch mit dem Bedienen der Segel einige Beschäftigung haben, muß eine wahre Erholung für diese Unglücklichen seyn.

Wir erreichten Pisa erst in dunkeler Nacht wieder, und da es in dieser Stadt niemanden erlaubt ist, um diese Zeit ohne Licht auf der Straße zu verweilen, so sahen wir uns genöthigt, Feuer anzuschlagen und mit einer brennenden Kerze in der Hand durch die stillen Gassen zu fahren.

Nachdem wir ein Paar Stunden geruhet hatten, begaben wir uns auf den Weg nach Lerici, um uns daselbst für Genua einzuschiffen.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Reise nach Genua.

Sehr früh schon gelangten wir an die Grenze des Staates von Lucca, eines durchaus blühenden Oelgartens. Seine Oliven geben das schönste Oel in ganz Italien, ja, nach einiger Meinung, in ganz Europa; es gleicht, wenn es nicht, wie bisweilen, grün aussieht, hellem Wein, ist ohne Geruch und Geschmack und blos reine Fettigkeit.

Man durchzieht darauf einen Strich Modenesischen Gebietes und tritt alsdann wieder ins Toskanische, so daß man alle Augenblicke gezwungen ist, Paß und Reisebündel besichtigen zu lassen.

Bald zeigten sich uns die wundervollen Marmorgebirge von Massa und Carrara; in hohen, senkrechten Wänden steigt das köstliche Material empor, und man sollte diese unschätzbaren, lichten Höhen beinahe für natürliche Dome und Paläste halten. Ganz Massa di Carrara, wo eigentlich der schönste Marmor gebrochen wird, ist voll Bildhauer und Steinmetzen, die sowohl große Bildwerke, als auch besonders eine Unzahl kleiner Heiligenbilder aus diesem vortrefflichen Mineral bereiten; auch findet man in diesen Gegenden selten ein Haus, das nicht aus dem edlen Stein erbauet und mit kleinen Madonnen und Heiligen vom schönsten Marmor verziert wäre. Das ganze Land

ist voll Berg und Thal, voll Marmor und Oel, überhaupt das prachtvollste und anmuthigste Lustrevier, das man sich nur denken kann.

In Sarzana langten wir schon ziemlich spät an; da wir jedoch noch bis Lerici fahren wollten, so verließen wir das artige Städtchen, ohne uns aufzuhalten, allein das königlich Sardische Mauthamt hatte es ganz anders beschlossen. Wir setzten, nicht ohne uns an die wichtige Bedeutung des Flusses zu erinnern, über die Magra, den westlichen Rubicon Italiens, freilich ohne den zufälligen historischen Ruhm des wirklichen. Die Magra machte in der römischen Staatsgeographie die politische Grenze des römischen Nord-Italiens, heute ist sie die Zoll- und Mauthlinie des Königs von Sardinien. Die Sarzanesischen Schiffer, die uns durch den Fluß gelootset hatten, warnten uns sogleich, alle Bücher, Kupferstiche und dergleichen sorgfältig zu verstecken, wenn wir nicht derselben fürs erste beraubt werden wollten. Wir vermutheten hierunter einerseits eine kleine Prellerey und zugleich glaubten wir nicht, daß man uns ein Paar Landcharten oder Zeichnungen, einige lateinische und italienische Klassiker, die man in allen Schulen lieset, und den unschuldigen Guide-Voyageur wegnehmen würde; bald aber fanden wir, daß unsere Schiffer nur zu ehrlich mit uns umgegangen waren, alles, was einem Buche ähnlich sah, und wäre es vom heiligen Vater selbst verfaßt gewesen, wurde, ohne daß man nur den Titel einer Ansicht gewürdiget hätte, im Namen Sr. Sardischen Majestät eingezogen, sollte zur Prüfung nach Genua an gewisse Jesuiten gesandt, und von da, ein hundert und funfzig Meilen weit, auf unsere Kosten uns nach Hause nachgeschickt werden, falls die fromme

men Väter nichts anstößiges in einem Taschenwörterbuch, dem Guide, dem Dante und dergleichen gefunden hätten. Diese impertinenten Grundsätze erfüllten uns mit Erstaunen und Aerger; kaum waren wir im Stande, uns einiger verdrießlicher Worte in Bezug auf des Königs von Sardinien Majestät zu enthalten, erklärten, daß wir alle unsere kleinen papiernen Habseligkeiten eher auf der Stelle verbrennen, als uns in diesen seltsamen Befehl fügen würden, und verlangten die Vollmacht der Mauthbeamten, welche sie zu dieser Tollheit berechtigte, zu sehen. Damit waren sie sogleich bei der Hand, denn sie sahen die große Unbilligkeit der Verordnung wohl selbst ein. In dieser Bestallung war ihnen bei Strafe der Cassation, einer Geldbuße von fünf hundert spanischen Thalern und halbjährigem Gefängniß verboten, irgend ein Buch, welches es immer sey, über die Grenze einbringen zu lassen, daher sie denn nun auch den Geistlichen das Brevier ohne Umstände wegnähmen und an die Jesuiten nach Genua zur Durchsicht schickten; ja die Gymnasiasten und Schulknaben, welche vom nördlichen Ufer der Magra sich nach Sarzana, der Studien halber, verfügen, sind genöthigt, wie uns nachher der brave Zolldirektor von Sarzana versicherte, sich auf Unwegen zurück und nach Hause zu schleichen, weil, wenn sie den Mauthbeamten in die Hände geriethen, diese ihnen den Cornelius Nepos, Phädri Fabeln und alle Abecebücher wegnehmen würden. In der That hatte der Grenz-Einnehmer, in dessen Händen wir uns dermalen befanden, schon eine ganz artige Bibliothek von vielen Reisenden aller Nationen zusammen erbeutet, und wir mußten, Trotz allem Verdruß, ein wenig lachen, da wir in dieser Sammlung auch den Büchervorrath unsers lieben Sicilianischen Reise-

gefährten, der zehn bis zwölf Tage früher als wir diese Cacus-Höhle passirt hatte, entdeckten. Da nun aus dieser Hölle offenbar keine Erlösung zu hoffen war, so begaben wir uns, von einer Zollwache begleitet, in das Fegfeuer nach Sarzana zurück, wo wir um Mitternacht anlangten. Wir fanden des andern Tages an dem dasigen Oberrinnehmer, oder wie man ihn nennen will, einen sehr gefälligen, gütigen und gerechten Mann; er setzte uns noch einmal die Strenge des Gesetzes aus einander, und sprach darüber mit großer Freimüthigkeit, konnte am Ende doch aber nur bedauern, daß er nichts für uns zu thun im Stande sey, dafern wir nicht einen Bürgen in Sarzana stellen könnten, der unter obiger Geld- und Gefängnißstrafe dafür einzustehen sich anheischig mache, daß kein Blatt von unsern Papieren, ehe wir Genua erreicht hätten, im Sardischen Staate zerstreuet würde. Nun denke sich einer diese arge Forderung! Wie sollten wir, fast ein Paar hundert Meilen vom Hause, in einem kleinen Städtchen wie Sarzana, im Durchfluge einen Menschen finden, der für einen Stockfremden eine so gefährliche Bürgschaft zu übernehmen bereit wäre, die kaum ein Bruder für den andern einginge! Der ehrliche Accisrath, der uns auf alle Weise gern geholfen hätte, wandte sich an einen Schiffer, der uns schon früher seine Barke für Genua angeboten hatte, mit dem Vorschlage, daß er unsere Sachen übernehmen und uns sammt ihnen, in eigner Person, auf seiner Barke nach der alten Republik bringen sollte; so konnte er die Bürgschaft ohne Gefahr leisten. Der Barcarol aber suchte anfänglich, da er unsere Verlegenheit wohl sahe, dieselbe zu benutzen, und verlangte das Doppelte des gewöhnlichen Ueberfahrgeldes; doch ließ er, als unser Beschützer ihm zuredete, sehr

bald von der Unbilligkeit ab, und wir haben nachher die größte Ursache gehabt, mit ihm zufrieden zu seyn. Dies strenge Mauthsystem, das Se. Sardische Majestät damals in Ihren Staaten, zu mehrerer Sicherheit des frisch aufgerichteten Thrones, einzuführen für zweckmäßig hielten, soll späterhin um vieles gemildert worden seyn.

Nachdem wir uns auf diese Weise mit der Mauth auseinander gesetzt hatten, erregte unser Sarzanesischer Wirth, ein Savoyarde, gegen den abgeschlossenen Vertrag das Doppelte für die Bewirthung von uns fordernd, einen heftigen Lärmen, verstellte seine Gebärde, fluchte und schimpfte freimüthiger als ein Matrose, und da das Schauspiel, nach antiker Art, auf der Gasse aufgeführt wurde, waren wir bald der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Wir suchten Hülfe bey der Polizey und nöthigten den stürmischen Monsu Pierre nicht allein mit vertragsmäßiger Zahlung zufrieden zu seyn, sondern uns überdies noch sein Mißfallen an dem ganzen Vorgange zu bezeigen. So sahen wir uns in eine Menge Streit, Hader und Widerwärtigkeiten verwickelt, nachdem wir kaum den Fuß auf Sardischen Grund und Boden gesetzt hatten, und obgleich wir nicht ahndeten, daß uns noch weit schlimmere Händel vorbehalten seyen: so waren wir doch über die Vorfälle an der Magra schon so verdrießlich, daß wir am liebsten sogleich den Staub von unsern Füßen geschüttelt und dieses heillose Land verlassen hätten, wo nichts als Zank und Aerger zu wohnen schien.

Wir luden hierauf unsere Sachen auf einen Karren und zogen zu Fuß hinterdrein über die steile Bergstraße an den Meerbusen von Spezia. Von der Höhe bei Lerici herab genießt man eine prächtige Aussicht auf den ganzen

Golf; grünbewachsene, duftreiche Hügel laufen in zackigen Gestalten ins Meer hinein und geben der Gegend viel Mannigfaltigkeit und Reiz. Man hatte auch hier im Sinne, uns, beim Einkaufe unsers unbedeutenden Mundvorraths für die Fahrt nach Genua, recht gründlich zu betrügen, doch verwahrten wir uns, zum höchsten Verdruß des spitzbübischen Wirthes und seiner Diener, dagegen.

Gegen Abend verließen wir das kleine Städtchen, legten aber bald darauf in Spezia wieder an, um eine Menge Weiber, Mädchen und Männer einzunehmen, doch hielt die Feluke sich nachher sehr brav in See. Um Mitternacht stießen wir vom Lande, um die letzte kurze Seereise anzutreten, und unsere Schiffer versprachen binnen zwölf Stunden in Genua zu landen, worüber wir, denen das Element sonst immer feindselig gewesen war, unendliche Freude empfanden. Wir schliefen die Nacht über im kühlen Seehauche, und von den Wellen sanft gewiegt, auf den harten Bänken unserer Feluke so gut wie auf elastischen Kissen.

Den folgenden Morgen segelten wir längs dem Fuße der hohen aber öden Gebirge hin, über welche der Landweg nach Genua führt, und etwa um zehn Uhr umschifften wir die Landspitze von Porto fino; hierauf sahen wir mit einem Male den hohen Leuchtthurm des Genuesischen Molo sich säulenartig aus den Wellen erheben und auch Genua, zwar tief im Meere versenkt, vor uns liegen, denn da wir noch fünf teutsche Meilen davon entfernt waren, so zeigten sich uns die weißen Zinnen dieser prächtigen Stadt, gleich einem lichten Saume, nur wenig über den blauen Spiegel der See erhaben. Man räumt gewöhnlich, in Hinsicht

der Lage, Genua den Rang unmittelbar nach Neapel und Constantinopel ein; allein aus der Ferne gesehen, in welcher der Neapolitanische Meerbusen, etwa bey Capri, alle seine hinreißenden Reize und Schönheiten entfaltet hätte, wirkt der Genuesische dagegen wenig: er bildet nicht, wie jener, ein in sich abgeschlossenes Ganze, ihm fehlt die unglaubliche Mannigfaltigkeit der Inseln, Vorgebirge, Landspitzen und die Dampfsäule eines rauchenden Vulcans. Indeß je näher man der Stadt kommt, desto prachtvoller taucht die herrliche Republik, gleich einer schönen Anadyomene, marmorn aus den Fluthen des Meeres, die sie doch auch in der That geboren haben, empor.

Um zwey Uhr Nachmittags erreichten wir den Hafen, in dem damals gerade eine ziemliche Menge Schiffe vor Anker lag. Unendlich froh, daß uns nun kein Meer mehr von unserm Vaterlande trennte, sprangen wir ans Land, und, nachdem ein etwas heftiger Zank, den die Facchini oder Lastträger mit uns erregten, durch Hülfe Hannöverischer Soldaten, die sich eben auf der Wache befanden, glücklich beigelegt worden war, zogen wir, um der wundervollen Aussicht willen, die überhaupt alle Wirthshäuser am Hafen gewähren, in die Pensione Svizzera ein.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Genua.

So wie in Rom der Fremde gewöhnlich zuerst den wunderbaren Bau des Sankt Peters zu sehen eilt: so besucht wohl ein jeder, der in Genua ankömmt, alsbald die

Marmorstraße Balbi und ihre Fortsetzungen, Strada nuova und nuovissima. Wahrlich die Pracht der Paläste Balbi, Durazzo, Correga und anderer, in welchen jene kraftvollen Republikaner wohnten, die, mit den Worten des Dichters zu reden, an Genua's Wiege standen, ist fast unglaublich. Viele sind von der Sohle bis zum hohen Scheitel von unschätzbarem Marmor aufgeführt, und die breite, königliche Gasse prangt überall, wie ein Gotteshaus, mit dem köstlichsten Material, nur folgt sie leider der theatralischen Lage Genua's und schlingt sich im Halbkreise an den Hügeln, auf denen die Stadt liegt, umher; man ist also nicht im Stande, ihre unermeßliche Pracht mit einem Blick aufzufassen, welches sonst ein Schauspiel gewähren müßte, das der Erdboden nicht zum zweiten Mal böte. Die weiten Thore, die erhabenen Säulen, die hohen Giebel und Zinnen, die fliegenden Treppen dieser unvergänglichen Wohnsitze des Reichthums und der Freiheit sähen stolz hernieder, und zögen alle Kaiser und Könige Europas durch ihre Mitte.

Die schöne Kirche dell' Annunziata liegt auch an dieser unvergleichlichen Gasse, und da sie gerade um eines Festes willen, das dem heiligen Ludwig, dem Ahnherrn der Bourbonen, zur Ehre gefeyert wurde, weit geöffnet und prächtig ausgeschmückt, ihre hohen Säulen aber mit rothem Carmoisin überzogen waren, so konnte man in der That diesen erhabenen Dom nicht ohne die größte Verwunderung ansehen. Auch die übrigen Kirchen Genua's sind in kraft- und würdevollem Styl erbauet; alle Pracht des Mineralreichs ist vielleicht nur zu bunt an sie verschwendet; doch stehen auch sie hierin noch dem grenzenlosen Reichthum Venezianischer Gotteshäuser nach. Sonst ließe sich ein in-

teressanter Vergleich zwischen diesen beiden Beherrscherinnen der Meere Italiens anstellen, denn, abgesehen, daß die Lage Venedigs eigenthümlicher, als die irgend einer Stadt in Europa ist, zeigt es sich an der Bauart beider Städte, was die Zinsbarkeit des Occidents und des Orients den Republiken eintrug. Venedig, dem die Natur nicht einmal sichern Boden verliehen hatte, führte sich seine Veste erst selbst im Getümmel der Wogen auf, und begrub seine Pracht in den Abgrund des Meeres und den Schooß der Wellen. Genua dagegen zeigte den Reichthum seiner Bürger dem ganzen Meerbusen und ließ unvergängliche Paläste gen Himmel steigen.

Die übrige Bauart Genua's ist eben so fürchterlich eng und erstickend, wie die Venetianische; mit Mühe klimmet das Auge bis zu den Spitzen der hohen Gebäude empor, und man befindet sich in der dumpfigen, heißen Luft, die nach allen rohen und verarbeiteten Produkten der ganzen Welt riecht, ziemlich unwohl, ja nur allein in Strada Balbi athmet man frei, wie auf dem einzigen Sankt Marcusplatz in Venedig.

Herrlich ist die Aussicht von den Balconen der Wirthshäuser am Hafen, dessen außerordentliche Regsamkeit uns jeden Augenblick mit neuen Scenen unterhielt, während freilich das immerwährende Pochen und Hämmern, Schreien und Klopfen uns Tag und Nacht keine Ruhe gönnte; indeß der Anblick des endlosen Meeres, des langgestreckten Küstensaumes nach Frankreich hin und der beiden vorragenden grünen Gebirgsspitzen, die mit dem Molo den Hafen bilden, vom reinsten Glanze der Sonne erleuchtet, erfüllte unsere Seele mit steter Heiterkeit und Bewunde-

kung. Wir verließen aber nachher die so schön gelegene Pensione Svizzera und zogen in das Haus eines Bekannten auf die Höhe hinter der Stadt, von wo aus der Anblick auf Berge, Meer und Genua unaussprechlich schön, ja beinahe göttlich zu nennen war.

Genua ist, wie wenig Städte Italiens, reich an Spaziergängen. Auf der kühnen Brücke von Carignano, die, über die Giebel einer Straße hinweg, zwei Berge verbindet und zugleich aufs Meer schauet, versammelt sich des Abends die Blüthe der genuesischen Jugend; noch weit schöner aber sind die Lustpartieen bei Acqua sola und besonders auf dem hohen Wall. Hier sieht man Genua bis an den Saum des Berges hinauf und bis an den Rand des Meeres hinab steigen, und weithin die grünen Wogen mit dem Blau des Himmels zusammenfließen. Sicherlich ist dies der schönste Spaziergang in Europa, mit Ausnahme der Villa Reale bei Neapel. Wir fanden hier gegen Abend immer eine zahllose Menge Lustwandelnder versammelt, dazu exercirten gewöhnlich die Engländer mit schlechter und die Hannoveraner mit ziemlich guter Musik, unter dem Gaffen der müßigen Genueser, die wie fast alle Italiener, diese Tramontanen am Ende doch für unbeholfene und ungeschlachte Bären hielten.

Auffallend schien uns der Mangel an weiblicher Schönheit in Genua. Wir sahen gewiß bei Acqua sola und auf dem Wall alle Abende mehrere hundert Frauen und Mädchen beisammen, ohne daß es möglich gewesen wäre, unter diesen Genueserinnen mehr als höchstens ein Paar erträgliche Gesichter heraus zu finden, und doch waren natürlich auch viele vornehme Damen unter ihnen. Wirk-

sich glaubten wir deshalb, da sonst in Italien das Blut gerade der höhern Stände vorzüglich schön ist, und weil man hier überdieß noch das wohlklingende italische Idiom auf eine schlimme Weise mißhandeln hört, uns schon ganz und gar außerhalb des schönen Landes zu befinden, „das der Apennin durchschneidet und Meer und Alpen umringen“.

Es scheint, als ob in Italien die Blüthe der Kunst, durch unsichtbare Fäden, an die Schönheit der Frauen geknüpft wäre; wenigstens wandelt man in Rom und Florenz fast unter eben so viel frischen und lebendigen, als marmornen und gemalten Urbildern der Schönheit; in Neapel und Genua aber, wo die Natur alle Schönheiten an Erde, Himmel und Meer verschwendet und für die Weiber nichts übrig behalten hat, ist auch die Kunst schwach und kraftlos. Die Genueser verschließen überdieß neidisch die wenigen Kunstwerke in ihren unzugänglichen Palästen, während die unbegrenzte Freundlichkeit römischer Großen sie ein Eigenthum der Fremden werden läßt. Hier öffnet dir kein flinker Custode die prächtigen Säle, nur mit reichlichem Trinkgelde erkauft man von schwerfälligen Castellanen den Eintritt, und da man gewöhnlich nichts als den mineralischen Glanz bewundern kann, so läßt man gar bald die stolzen Magnaten in Ruhe.

Niemand wird sich gewiß den Spaziergang nach dem etwas entfernten Garten des Lommelin, eines bekannten Genuesischen Patriciers, dessen Ahn mit in die Verschwörung der Fieschi verwickelt war, gereuen lassen. Man genießt hier von der Höhe dieses geschmackvoller, als man es sonst in Italien wohl findet, angelegten Gartens eine unendlich reizende Aussicht auf das Meer und die Küste

nach Savona hin und die üppige Natur hat hier ganz besonders den Pinsel in Glanz und Aether getaucht.

Als wir, um uns hierher zu begeben, am Saume des Hafens hinfuhren, sahen wir ein niedliches Spielwerk brittischer Seeoffiziere: sie hatten nämlich ein kleines Boot, das funfzehn oder zwanzig Mann fassen konnte, ganz nach Art einer Fregatte, in verjüngtem Maßstabe, ausgerüstet, mit allem zugehörigen Tau- und Takelwerk und kleinen Kanonen versehen, und kreuzten mit diesem netten Kriegsschiffchen im Hafen umher, was überaus hübsch und gefällig aussahe.

Am Hafen liegt der Palast des Andreas Doria dem Meere so nahe, daß die Wogen desselben fast seine Schwellen bespühlen. Von hier aus stieg er mit dem Kaiser unmittelbar auf seine Galeere und bewirthete den hohen Gast, nicht mit republikanischer Einfachheit, sondern mit asiatischer Pracht und Verschwendung, indem er, zum größten Erstaunen Karls, alles nur einmal gebrauchte Silbergeschirr sogleich über Bord werfen ließ. Der Kaiser wußte aber nicht, daß der schlaue Doria Netze unter der Galeere hatte ausspannen lassen, die alle Kleinodien treulich auffingen *).

Fast eben so schön, wie in Lommellins Garten, ist die Aussicht von der Höhe der Laterne, welche am Anfang des ungeheuern Molo steht, den die Kraft der alten Republik ins Meer gegründet hat. Er vertheidigt die Schiffe gegen den Andrang der Wellen aufs Beste; wir

---

*) Er wäre auch sonst aus dem Charakter seiner Landsleute gefallen, deren Nationalfehler, nach der Meinung der Italiener, Geiz und Knickerey ist.

sahen selbst große Dreidecker an demselben liegen, während in Livorno der Impregnable von hundert und zwanzig Kanonen, sammt seinen riesenhaften Gefährten, wohl drei Viertel teutsche Meilen von der Stadt vor Anker gehen mußte. Ueberhaupt scheint der Hafen sehr sicher und gut zu seyn, und da Genua außerdem in seinem Meerbusen kein nebenbuhlendes Triest zu fürchten hat, so ist zu vermuthen, daß es, trotz seinem poltischen Tode, doch noch merkantilisch das seltsame Kunstwerk Venedig überleben wird. Dazu kommt, daß seine angesehenern Familien keinesweges so sehr gemißhandelt, noch um allen Glanz und Reichthum so völlig gebracht worden sind, wie die Venezianischen Nobili, denn man findet in der That in Genua noch sehr reiche Patricier.

So unendlich viel Verdruß Se. Sardische Majestät auch allerdings, so lange wir in Ihren Staaten reiseten, uns durch Ihre Beamten verursachten, so verdanken wir Ihr dennoch ein Schauspiel, das uns, in gewisser Hinsicht, für die Kuppel- und Kreuzeserleuchtung, die wir in Rom nicht hatten sehen können, entschädigte. Victor Emanuel befand sich seit der letzten Staatsumwälzung zum erstenmal in Genua's Mauern; weshalb denn damals nicht allein diese Stadt ihm zu Ehren alles aufbot, was die Kunst Prachtvolles und die Genuesische Natur Reizendes hat, sondern auch ganz Piemont hatte allerley Feste veranstaltet und, wenigstens auf der Straße von Genua nach Turin, viele Triumphbögen für ihn errichtet. Mit Gold überblechte Prachtgespanne, in Sammt und Seide gehüllte Diener, Vorreiter, Marschälle und ähnlicher Troß durchtobten, wie ein wildes Heer, die glänzende Palaststraße Balbi, und Engländer, Hannoveraner und Sardische Musik-

chöre rührten fast unaufhörlich vor dem Palast Sr. Majestät das Spiel. Den Abend vor unserer Abreise aber wandte sich alles nach dem Hafen; schon seit zwei bis drei Tagen hatte man große Vorbereitungen zu einer Erleuchtung getroffen, und das Verdeck einer alten ungeheuern Galeere der ehemaligen Republik zu einem dreifachen Prunksaale eingerichtet, und wir hofften, es sollte wirklich etwas Außerordentliches geben. Auch war der Abend wunderschön; der Himmel breitete sein dunkelblaues Gewölbe in reiner Klarheit über die ruhige Spiegelfläche des Meeres, Heiterkeit und Stille schwebten über ganz Genua. Gegen die Zeit des Avemaria verfügte sich der König in Begleitung eines glänzenden Gefolges, und die Königin, umgeben von einer Menge seltsam ausgeschmückter Hofdamen, nach dem Hafen. Das Gedränge des Volkes war ungeheuer, Soldaten standen überall am Hafen in Ordnung aufgestellt und riefen nach dem Commando: „eh viva il re“, worauf das andere Lumpengesindel auch an zu quäken fing, ein kräftiges Volksgeschrei hörten wir nirgends. Wir standen auf dem Dache des Albergo della Villa und überschauten das Ganze aufs Beste. Im Hafen sahe man die gewaltigen Dreimaster in der größten Parade vor Anker liegen; alle Flaggen waren aufgezogen, alle Wimpel weheten und die Matrosen hingen an den Tauen. Sobald die Majestäten ausgestiegen waren, sich an Bord der Galeere verfügt hatten und anfingen vom Lande zu stoßen, wurden sie von den Kriegsschiffen, und was sonst Geschütz am Bord hatte, mit einer gewaltigen Kanonade begrüßt, und der Rauch wälzte sich erst weit hin auf der See und stieg dann hoch in die Lüfte. Nachdem es Nacht geworden war, schlang sich um den Saum des Hafens ein strahlen-

der Lichtkranz, der Palast des Andrea Doria brach in hellen Flammen aus und die Galeere des Königs blitzte wie lauter Edelsteine; man musicirte, tanzte und speisete unter dem lustigen Baldachin auf den stillen Fluten. Hierauf stieg in der Nähe des Palastes des Doria, über dem Meere, eine Girandola oder Feuergarbe, dergleichen sich zweimal im Jahre von Castell Sant Angelo in Rom erhebt, mit unglaublicher Majestät in die Luft, und goß über den Nachthimmel einen brennenden Glutstrom aus; die See aber fing an im Wiederschein wie entzündeter Weingeist zu leuchten und die mächtige Hellung eröffnete einen bläulichen Schlund voll mannigfaltiger Lichter auf der Oberfläche des Meeres, und mit doppelter Pracht drang Feuer, Rauch, Glanz und Flamme zum Himmel hinauf, und durch die grünen Wogen in den Abgrund der See hinunter. Die Kriegsschiffe hatten ihr Takelwerk mit unzählig vielen Leuchtkugeln behangen, und, durch Hülfe eines unsichtbaren Lauffeuers entzündet, sah man plötzlich, mit feenhaftem Zauber, auf den dunklen Beherrschern des Oceans hohe Mastbäume von Opal, Smaragd und Rubin riesenhaft emporwachsen, ihre mit tausend blitzenden Edelsteinen leuchtenden Aeste ausbreiten und sich mit diamantenen Tauen umwinden. Wahrlich man konnte sich des Gedankens kaum enthalten, daß uns Ariost, auf den Flügeln seiner Phantasie, nach dem Eilande der Alcina entrückt habe. Ueberdieß lag beim Eingang des Hafens am Molo eine Fregatte, die aus finsterem Rachen Congrevsche Brandraketen auswarf; sie flogen, wie Cometen, zugleich über und unter der See mit strahlenden Schweifen, auf eine wilde Weise heulend über Hafen, Stadt und Berg hinweg, und gewiß man konnte nichts erstaunenswürdigeres sehen.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Reise nach Turin.

Hierauf begaben wir uns in Gesellschaft einer schwächlichen, und überall mit Schwären und Ausschlag fast gänzlich bedeckten Genueserin, deren Krankheit indeß leider nicht so groß war, daß sie ihr nicht einen hohen Grad von Empfindsamkeit zu äußern verstattet hätte, und eines etwas vorwitzigen Mauthbeamten Sr. Sardischen Majestät ziemlich verdrießlich auf den Weg nach Turin. Auf der Höhe hinter Genua nahmen wir traurig vom Meere Abschied, unserm steten Begleiter, der uns in seinem leuchtenden Spiegel bisweilen alle Herrlichkeiten der Erde gezeigt hatte, bisweilen uns aber auch, mit seiner stürmenden Beredtsamkeit, in wilder Majestät erschienen war.

Wir zogen langsam die steile Bocchetta hinauf, ein ödes, formloses Gebirge, ohne das geringste Interesse, so wie überhaupt die ganze Gegend bis nach Turin, wenn man das Thal von Polcevera und die Ebene von Turin selbst ausnimmt, wenig oder gar keinen Reiz hat. Nachdem wir auf der Höhe angekommen waren, trat ein trotziger Mensch, ohne alle Uniform, mit einer Flinte zu uns und verlangte unsere Pässe. Wir versicherten ihm, daß wir keinesweges gesonnen seyen, ihm dieselben zu zeigen, da wir nicht wüßten, was er vorstelle; das nahm der Mann außerordentlich übel, und es wäre beinahe zu schlimmen Händeln gekommen, wenn nicht der ganz vernünftige und uniformirte Brigadier herbeigekommen wäre und uns aus einander gesetzt hätte, daß sie Diener des sogenannten Buon Governo oder der Sardischen Polizey wären und

Gewalt über alle Personen zwischen Piemontesischem Himmel und Erde hätten, weß Standes und Würden sie auch immer seyn möchten. So konnten wir in diesem unglückseligen Lande ohne Verdruß und Aerger uns kaum aus der Stelle bewegen. Gewiß war die Reise bis Alessandria die verwünschteste, die man sich denken kann, denn leider roch unsere aussätzige Gefährtin eben nicht nach der köstlichen Stercoralverhärtung des Pottfisches, der grauen Ambra, und das faule Geschwätz des nichtswürdigen Sackguckers kränkte uns überdies auch nicht wenig.

In dem schönen, gerad- und breitgassigen Alessandria, dessen größte Zier ein geräumiger, von Linden umgebener, Marktplatz ist, änderte sich die Scene ein wenig zu unserm Vortheil; das an Geist und Leib verpestete Genueserpaar verließ uns, dagegen bestieg eine sehr niedliche, aber nur etwas schnippische Turineserin den Bock und eine noch weit schönere Dame aus Piacenza, von edlem Gemüth und artigen Manieren, leider in Begleitung einer hagern Jungfrau, die sich noch der glorreichen Zeiten des Victor Amadeus erinnern zu müssen schien, setzte sich zu uns in den Wagen. Sie glänzte vor Nettigkeit, Frische und Incarnat schöner als die Edelsteine, die sie zu verkaufen hatte, und diese schalkhafte, italienische Juwelen-Händlerin unterhielt uns bis Turin angenehmer, als es manchmal ein stiftsfähiges Fräulein zu thun im Stande ist. Besonders fröhlich aber waren wir in Asti, wo köstlicher Champagner wächst, und es ist unbegreiflich, daß man von diesem Wein nicht mehr hört und trinkt, er hatte ganz das schäumende Leben des echten, hinterließ keine unangenehmen Folgen, schmeckte uns wenigstens eben so gut, wie sein weltberühmter französischer Bruder, und der beste kostete nur ein Viertel oder

Sechstel so viel als jener an Ort und Stelle, nämlich einen Franc die Flasche.

Einige Stunden vor Turin erreicht man eine Anhöhe, von der herab wir mit namenloser Freude die zackigen Gipfel der Schweizeralpen, den Cenise, den großen Sankt Bernhard und auch den riesenhaften Montblanc vor uns liegen sahen; wir sehnten uns unglaublich aus der schwülen italienischen Luft, die uns seit Genua beinahe auflösete, nach der thauigen Frische der Alpenthäler, besonders da wir uns von dem Aufenthalte in Turin nicht sehr viel versprechen konnten. Die liebenswürdige Gioachina, so hieß unsere schöne Begleiterin, erklärte uns, wie der beste Cicerone, die Gegend, besonders aber die Plätze und Gassen der netten Stadt Turin, in deren Mauern wir alsbald einzogen.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Turin.

Turin hat in jeder Hinsicht eine sehr reizende Lage; die Ebene, die es unmittelbar umgibt, ist mit anmuthigem Grün von den mannigfaltigsten Farben aufs lieblichste bekleidet und wird von der hochgelegenen, prächtigen Superga beherrscht; das schöne Gewässer des Po bespühlt die Stadt und von fern umringt sie der duftige Wall der Alpen. Die außerordentliche Regelmäßigkeit der Stadt selbst ist nicht gerade ermüdend und allzueinförmig; besonders unterhaltend und lebendig aber sind die ringsum an allen vier Seiten des Marktes arcadenförmig unter den

Hallen angelegten Kramläden, deren einige wahrhaft prachtvoll, wie orientalische Basars anzusehen waren. Demohnerachtet aber ist es allein das Urtheil eines etwas verbildeten, zärtlichen Geschmackes, wenn man Turin, weil es nach dem Lineale gebaut ist, für die erste Stadt Italiens erklärt; denn im Grunde hat es wenig mehr als eben seine Geradlinigkeit und höchstens den riesenartigen Palast Carignano aufzuweisen, alles übrige ist in einem so kleinlichen, bürgerlichen und wiederum überladenen Style erbaut, daß man nicht recht weiß, ob man sich in einer charakterlosen Residenz des Nordens oder noch in Italien befindet. Doch übertrifft sie unsere teutschen regelmäßigen Städte *), wie man sie nennt, ohne Zweifel noch immer an eigenthümlichem Ansehen; wie denn überhaupt Italien das Land der Städte, Teutschland das Land der Flecken und Dörfer ist, welche letztere man entweder in Italien gar nicht, oder im Zustande wahrer Lausenester und Zigeunerhöhlen antrifft. Die Kirchen sind in Turin nur um des schönen Materials willen sehenswerth; besonders blendend ist die Kathedrale mit der prächtigen Kapelle des h. Schweißtuchs; von Kunst ist nirgends viel zu verspüren.

Was aber das allerunangenehmste scheint, der eigenthümliche Volkscharakter der Italiener verschwindet in Turin beinahe völlig; und wir begriffen, warum die Römer die Padanischen Gegenden nicht mehr Italien nannten. Das Volk ist ein Gemisch von Franzosen und Italienern, und man muß gestehen, daß sich heute Piemont noch eben

*) Zu denen bekanntlich niemand unsere schönen älteren Städte z. B. das unvergleichliche Wien rechnet, das an Eigenthümlichkeit, Kraft und Glanz seiner bürgerlichen Baukunst kaum von irgend einer Stadt übertroffen wird.

so sehr von dem eigentlichen Italien unterscheidet, als ehedem Gallia Cis- und Transpadana von dem römischen Italien. Das öffentliche Leben kriecht schon, nach Nordischer Weise, in die Häuser zurück; man kocht und siedet nicht mehr auf der Gasse, und die Pfannenbrater oder Frittarols kündigen ihre Gerichte nicht mehr durch dithyrambische Sonette an; selbst die melodische Kehle der Italiener verstummt, dieses herrliche Instrument, das die Natur gewöhnlich auch den gemeinen Leuten, so trefflich gestimmt, verliehen hat. Indeß noch als wir die Bocchetta von Genua heraufzogen, hörten wir einige Schustergesellen, während sie in einer Scheuer arbeiteten, ein Lied mit so sanften Tenorstimmen singen, daß nur wenige unserer Opernsänger es ihnen gleich gethan hätten; und als wir uns nachher in Mailand aufhielten, trugen eines Abends vier ganz gemeine Kerle einen Kanon vor, der unglaublich melodisch klang.

Ueberhaupt müssen wir bey dieser Gelegenheit bemerken: Der allgemeine Kirchengesang, der freilich seltener als bey uns angestimmt wird, ist nicht eben unangenehm, was um so mehr für die natürliche Stimme der Italiener zeugt, da bei ihnen keinesweges die Orgel, dieses echt-teutsche Instrument, in teutscher Vollkommenheit angetroffen wird, um, wie bey uns, alle Mißtöne liebevoll einzuhüllen. Eigentlich sind, einzelne Virtuosen abgerechnet, die Italiener auf allen Instrumenten, selbst die klägliche Guitarre nicht ausgenommen, gegen uns Teutsche elende Stümper; sie verhunzen beinahe immer ihre, an sich schon schlechten, neuern Opern noch durch eine elende Aufführung, und da man überdies gewöhnlich immer dieselbe zu sehen bekommt, so gehört die Nothwendigkeit, in die der Reisende sich ver-

jetzt sicht, das Theater in Italien pflichtmäßig zu besuchen, nicht zu den angenehmsten Zerstreuungen. Besonders verfolgte uns die unselige „Donna selvaggia“, damals die neue Lieblings-Oper des italienischen Publikums, von Triest an durch ganz Italien. Auch ist der Geschmack der Italiener so verdorben, daß, hielten nicht Religion und Herkommen die heiligen Gesänge ihrer göttlichen alten Meister in der Kirche noch in Ehren, sie auch bald hier flache Theatermusik aufführen würden. Es scheint indeß als fühlten die Italiener das Bedürfniß besserer Musik und als verständen sie sie zu schätzen, wenn sie ihnen geboten wird, wenigstens hatte Mozart's Don Juan, als er einesmals, kurz vor unserer Ankunft, in Neapel gegeben wurde, seine Wirkung auf das neapolitanische Volk gar nicht verfehlt: donnernde Eh viva's ertönten unaufhörlich dem braven Teutschen zu Ehren. Denn das italienische Volk hat die lobenswerthe Eigenthümlichkeit, sich, bei gelungenen Stellen im Schauspiel, sehr bald des Dichters, noch leichter aber, bei ergreifender Musik, des Componisten zu erinnern und das unsterbliche Verdienst der Erfindung nicht, wie bey uns wohl geschieht, über dem geringern der bloßen Ausführung zu vergessen. Bekanntlich gilt der Ruf des Volkes: „Bravo Maëstro“ allein dem Componisten.

Wir können unmöglich Italien verlassen, ohne uns noch einmal an die tüchtige Eigenthümlichkeit des italienischen Volkes zu erinnern, die, je mehr wir sie in Turin von uns weichen sahen, desto lebendiger vor unsere Seele trat. Man hätte vielleicht Ursache, sich zu verwundern, daß, obgleich bekanntlich kein Land in Europa, auch von den Teutschen, häufiger besucht wird als Italien, wir doch in unserm Teutschlande mit dem Urtheile über diesen schönen

Garten Europa's und seine interessanten Bewohner nicht mehr auf dem Reinen sind. Es gab eine Zeit, wo unsere Dichter ihren Novellen und Romanen kein Interesse geben zu können vermeinten, wenn sie dieselben nicht auf italienischem Grund und Boden spielen ließen und italienische Nobili mit Maske und Dolch hinein zu verwickeln wußten: und noch heut stellen sich manche Italien durchgängig als ein romantisches Paradies und gelobtes Land vor, ohne zu bedenken, daß es Steppen hat, wie die Romagna, gegen die unsere, von wohlhabenden Bauern bewohnte, Lüneburger Heide, trotz ihres abschreckenden Ansehens, ein wahres Gosen ist; daß, während der Sicilianer freilich Aepfelsinen ißt und Wein trinkt, (der übrigens die Eingeweide gerinnen macht) er nach Brot und Fleisch hungert, und oftmals, wie die Samojeden, sich mit faulen Fischen begnügen muß; daß, wenn man auf die Schönheit und Physiognomie des Landes Rücksicht nehmen will, selbst die mit unglaublicher Fülle gesegnete lombardische Ebene zuletzt durch ihre Einförmigkeit Langeweile erregt; daß, unter den gebirgigten Theilen des Landes, nur selten ein kleiner Strich sich findet, der mit den kühngebauten Höhen, den zackigen Hörnern, erquickenden Thälern und rauschenden Wäldern unserer Alpenzüge verglichen werden könnte, wenn wir die reizenden Thäler der Nera und die unvergleichlichen Sabinergebirge ausnehmen; fast überall zeigt sich vielmehr etwas Abgerundetes, Flaches, Beziehungsloses im Charakter der italienischen Unebenheiten, und kaum kann man sich der Vermuthung enthalten, daß ursprünglich der Norden und der Süden, den verschiedenen Charakter seiner Baukunst von der eigenthümlichen Structur seiner Höhen abgenommen, das Nordalpenland

in der Gothischen Manier die Schroffheit seiner Gebirge, Italien aber in der gefälligen Kuppelform die gerundeten Häupter des Apennins nachgebildet habe. Auch ist man oftmals genöthiget, endlose Steppen zu durchziehen, um zu einem Palmyra zu gelangen. Dagegen hat Italien, vielleicht vor allen Ländern, die unendliche Schönheit seiner Meeresufer und die fast göttliche Klarheit des Himmels und Kraft der Sonne voraus, deren wir oft genug gedacht haben. Ach wie wild stürzen sich um Neapel, Salerno und beinahe ganz Sicilien die Klippen ins Meer! Wie schroff erheben sich die ungeheuern Wände der Felsen von Taormina, Kapri, den äolischen Inseln und an vielen andern Orten aus den Fluthen! Darüber ruht das glänzende Dach des südlichen Himmels!

Wie unbefriedigt unsere Landsleute mit den Ansprüchen auf nordische Nettigkeit, Reinlichkeit und Lichtfülle in die idealischen Prachtstädte, von denen wir nach unserer Art träumen, in Italien eintreten würden, haben wir schon oben erwähnt, und wirklich halten manche das glorreiche Rom eigentlich für das nichtswürdigste Nest dieses verrätherischen Landes. Was würden sie erst von den Räuberhöhlen Sicilianischer Städte sagen? Begeben wir uns aber in die Wohnungen selbst der vornehmen Italiener, so würde sich ein Teutscher schwerlich sehr wohl in denselben befinden. Die schönsten Paläste, oft von einem Material erbauet, das unsere Fürsten nur zu Zimmerverzierung gebrauchen, starren bisweilen von Unflath; die prächtigen Treppen, auf denen sich ein Krönungszug ausbreiten könnte, führen oftmals zu ungeheuern Sälen, deren Fenster vielleicht ausgeschlagen sind, deren Thüren nicht schließen; an den Wänden steht einiger ungeschickter Hausrath umher,

die Decke ist zwei Stock über unserm Haupte erhaben und alles öde und leer, so daß man in einer bezauberten Burg oder einem verwünschren Schlosse zu seyn vermeint. Im Palast Doria in Rom z. B., dessen Kunstpracht fast unermeßlich ist, möchte man immer eine kleine Leiter bei der Hand haben, um sich auf die hohen sammtenen Sessel hinauf zu schwingen, in den Häusern sonst angesehener Bürger aber muß man mit den elendesten Rohrstühlen vorlieb nehmen. Die zweckmäßige Vertheilung und bequeme Einrichtung unserer kleinen Stuben kennen die Italiener beinahe gar nicht. Die Reichen, welche sogenannte Conversationen geben, wenden hierzu eine Reihe Säle an, die, hinter einander liegend, oftmals nur Einen Eingang haben; die Thüren werden geöffnet, das Licht strömt durch die Marmorpfosten und das Ganze gewährt allerdings einen prachtvollen Anblick, aber für die Bequemlichkeit des häuslichen Lebens und freundlicher Geselligkeit ist, nach antiker Weise, schlecht gesorgt. Unsere Diener und Dienerinnen liegen gewöhnlich in höchst dürftigen, engen Gemächern, die italienischen Bedienten aber, denn Beschließerinnen und Köchinnen gebrauchen irgend anständige Familien niemals, bewohnen dagegen meistentheils einen ungeheuern Saal am Eingange der andern Gesellschaftssäle, aus dem wir gewiß vier geräumige Stuben machen würdrn; dies ist die Sala de' Servitori, in die sich jeder Fremde zu verfügen hat. Alles dieses hat für uns Teutsche, wenn auch allerdings etwas Großartiges, doch am Ende auch viel Fremdes und Unheimliches, und man könnte daher als gewiß annehmen, daß auch in dieser Hinsicht unsere Landsleute sich in dem Lande nicht gefallen würden.

Noch weit mehr stößt beinahe jeden, besonders wer

vom Norden her Italien betritt, der Volkscharakter der Italiener zurück, und Leute, bei denen alles vom ersten Eindrucke abhängt, oder die überhaupt etwas unduldsamer Weise niemals jeden nach seinem Maaßstabe zu messen gewohnt sind, brechen sogleich den Stab über dieses eigenthümliche Volk, noch ehe sie, so zu sagen, wissen, ob es nicht auch, gleich uns, die Nase in die Länge, und den Mund in die Quere trägt. Wir sind weit entfernt nach einem, gleichfalls leider nur kurzen, Aufenthalte in Italien als unbedingte Vertheidiger der Nazion aufzutreten; obgleich dies eher entschuldigt werden könnte, als jenes, da lossprechen weniger bedenklich ist, als verdammen; demohnerachtet aber glauben wir, ohne dem gründlichern Urtheile derer, welche Jahre lang und in verschiedenen Verhältnissen mit diesem Volke in Berührung standen, irgend vorzugreifen, mit Fug und Recht behaupten zu können, daß jene lieblosen Aussprüche eben so hart als unzuverlässig sind, und sich nur auf einseitige Wirthshausresultate gründen, welche eine feile Klasse von Menschen, die in allen Ländern von dem Beutel der Fremden lebt, ungerechter Weise mit dem Volke selbst verwechseln. Da nun aber hierzu die Art im italienischen Wirthshause zu leben und im Lande zu reisen die erste Veranlassung gibt, so wird es nicht am unrechten Orte seyn, über dieselbe, besonders da in Italien das Reisen in ein förmliches System gebracht ist, etwas zu sagen, damit man urtheilen könne, ob man am Ende ein Recht habe, sich in dieser Hinsicht so schwer über die Italiener zu beklagen.

Vor allem wäre unsern, sonst so treu und bieder gesinnten, Landsleuten zu rathen, an der Grenze Italiens alle förmlichen Ansprüche und Rücksichten abzustreifen, mit denen

man in dieser schönen Halbinsel nirgends recht fortkommt, und nur den reinen Menschen, voll heitern, freien und leichten Muthes hinein zu bringen. Gewiß kennt der Italiener die zahllosen Klassificationen, in welche der Teutsche seine Brüder nach Geburt, Stand, Amt, Vermögen, Gelehrsamkeit und dergleichen, verwickelter wie Linné seine Bestien nach Gebiß und Klaue, absondert, nur sehr oberflächlich und nimmt nicht rechte Notiz davon; nichts hilft dir ein berühmter Name oder Titel, ohne die Kunst das Leben schön und frei zu behandeln, verstehst du aber diese, so bist du der Mann, den alle gern empfangen; der Italiener erstaunt nicht über deine Salmasische Gelehrsamkeit, von der er nie etwas gehört hat, er beugt sich nicht vor deinem reichsfreiherrlichen Namen, den er nicht aussprechen kann. Dagegen wird er niemals den engen, moralischen Krittler machen, sondern dir gern zuvorkommen, auf alle Weise leben und dich leben lassen, wie es beiden gefällt. Nirgends kann man daher übler berathen seyn, als wenn man, erfüllt mit hypochondrischer Moral, Gehässigkeit gegen das Volk, Milzsucht und Mismuth, Italiens Grenze betritt und jeder darf alsdann sicher darauf rechnen, von Mailand bis Reggio hinab, für einen abgeschmackten Thoren gehalten und recht aus dem Grunde geprellt zu werden. Wenn einem solchen nun Italien von den Alpen bis zum Tarentinischen Meerbusen, als eine unheimliche Wüste voll listiger Verräther erscheint, so müssen wir ihm, wenn er es verdient, die unsterblichen Worte unsers Dichters zurufen: „die Geisterwelt ist nicht verschlossen, Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt! Auf, bade, Schüler, unverdrossen die irdsche Brust im Morgenroth!“ Ach wahrlich nirgends oder in Italien füh-

len wir eine Geisterwelt um uns wehen, sehen wir ein Morgenroth glühen!

Ferner ist es eine ausgemachte Sache, daß die Reisenden selbst außerordentlich viel, in ihrem kleinen Wirkungskreise, zum Verderb eines Landes beitragen, und daß sich ihnen wiederum nur die schlechtesten und feilsten Charaktere nähern. Man wird auch selten hören, daß man über das Sittenverderbniß eines Landes klagte, welches nicht häufig bereiset wird. Jedermann klagt über die Verderbniß der Schweizer, und eigentlich meint man bloß damit die Wirthe und Führer auf der großen Heerstraße durch den Theil der Alpen, der, herkömmlicher Weise, von den Fremden in Augenschein genommen wird, wie z. B. die Gegend des Thunersees und die, von den Reisenden schon abgeschliffenen, Gletscher von Grindelwald. Man rühmt die Biederkeit der Tyroler und Salzburger: wenn man aber einige Jahre fortfahren wird, wie es anfängt Sitte zu werden, diese Länder häufig zu besuchen, so werden wir hoffentlich bald hören, daß sie nur von tückischem, habsüchtigem Gesindel bewohnt seyen. Wie viel mehr müssen dergleichen Wirthshausresultate nicht über Italien im Schwange gehen, wohin jährlich ganze Karavanen wie nach Mecca ziehen, um den S. Peter zu sehen und den Posilippo *) zu besteigen. Ueberall findet man, wie jeder weiß, eine feile Klasse, die auf den Beutel der Reisenden lauert; in Italien aber, wo die meisten Fremden, wie unmündige Kinder, keinen Schritt ohne Platzbedienten, Facchine, Ciccrone, Fackelträger, und Gott weiß ohne wen

*) Die Italiener, die gewöhnlich dem antiken Accent treu geblieben sind, betonen die zweite Sylbe, so wie sie auch z. B. den Syracusanischen Fluß A'napo aussprechen.

man in dieser schönen Halbinsel nirgends recht fortkommt, und nur den reinen Menschen, voll heitern, freien und leichten Muthes hinein zu bringen. Gewiß kennt der Italiener die zahllosen Klassificationen, in welche der Teutsche seine Brüder nach Geburt, Stand, Amt, Vermögen, Gelehrsamkeit und dergleichen, verwickelter wie Linné seine Bestien nach Gebiß und Klaue, absondert, nur sehr oberflächlich und nimmt nicht rechte Notiz davon; nichts hilft dir ein berühmter Name oder Titel, ohne die Kunst das Leben schön und frei zu behandeln, verstehst du aber diese, so bist du der Mann, den alle gern empfangen; der Italiener erstaunt nicht über deine Salmasische Gelehrsamkeit, von der er nie etwas gehört hat, er beugt sich nicht vor deinem reichsfreiherrlichen Namen, den er nicht aussprechen kann. Dagegen wird er niemals den engen, moralischen Krittler machen, sondern dir gern zuvorkommen, auf alle Weise leben und dich leben lassen, wie es beiden gefällt. Nirgends kann man daher übler berathen seyn, als wenn man, erfüllt mit hypochondrischer Moral, Gehässigkeit gegen das Volk, Milzsucht und Mismuth, Italiens Grenze betritt und jeder darf alsdann sicher darauf rechnen, von Mailand bis Reggio hinab, für einen abgeschmackten Thoren gehalten und recht aus dem Grunde geprellt zu werden. Wenn einem solchen nun Italien von den Alpen bis zum Tarentinischen Meerbusen, als eine unheimliche Wüste voll listiger Verräther erscheint, so müssen wir ihm, wenn er es verdient, die unsterblichen Worte unsers Dichters zurufen: „die Geisterwelt ist nicht verschlossen, Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt! Auf, bade, Schüler, unverdrossen die irdsche Brust im Morgenroth!“ Ach wahrlich nirgends oder in Italien füh-

len wir eine Geisterwelt um uns wehen, sehen wir ein Morgenroth glühen!

Ferner ist es eine ausgemachte Sache, daß die Reisenden selbst außerordentlich viel, in ihrem kleinen Wirkungskreise, zum Verderb eines Landes beitragen, und daß sich ihnen wiederum nur die schlechtesten und feilsten Charaktere nähern. Man wird auch selten hören, daß man über das Sittenverderbniß eines Landes klagte, welches nicht häufig bereiset wird. Jedermann klagt über die Verderbniß der Schweizer, und eigentlich meint man bloß damit die Wirthe und Führer auf der großen Heerstraße durch den Theil der Alpen, der, herkömmlicher Weise, von den Fremden in Augenschein genommen wird, wie z. B. die Gegend des Thunersees und die, von den Reisenden schon abgeschliffenen, Gletscher von Grindelwald. Man rühmt die Biederkeit der Tyroler und Salzburger: wenn man aber einige Jahre fortfahren wird, wie es anfängt Sitte zu werden, diese Länder häufig zu besuchen, so werden wir hoffentlich bald hören, daß sie nur von tückischem, habsüchtigem Gesindel bewohnt seyen. Wie viel mehr müssen dergleichen Wirthshausresultate nicht über Italien im Schwange gehen, wohin jährlich ganze Karavanen wie nach Mecca ziehen, um den S. Peter zu sehen und den Posilippo *) zu besteigen. Ueberall findet man, wie jeder weiß, eine feile Klasse, die auf den Beutel der Reisenden lauert; in Italien aber, wo die meisten Fremden, wie unmündige Kinder, keinen Schritt ohne Platzbedienten, Facchine, Ciccrone, Fackelträger, und Gott weiß ohne wen

*) Die Italiener, die gewöhnlich dem antiken Accent treu geblieben sind, betonen die zweite Sylbe, so wie sie auch z. B. den Syracusanischen Fluß A'napo aussprechen.

sonst, thun können, haben die klugen Italiener freilich sehr bald einsehen gelernt, daß es sich auf Kosten jener meist unwissenden Banden, deren Börse gewöhnlich eben so voll Geld, als ihr Kopf voll Ansprüche ist, weit bequemer leben läßt, als mittelst der seichten, bürgerlichen Erwerbsquellen, die ihre vaterländischen Regierungen ihnen zu verstopfen nach Kräften bemüht sind. Auch ist gar nicht einzusehen, welche Schonung ein reicher Geck von einem Reisenden verdient, der ein Vergnügen darin findet, mit seinen Albernheiten tausend Meilen in die Runde hausiren zu gehen? warum man ihn nicht auf alle Weise in eine pecuniäre Kelter legen solle? Wenn der anmaßende Thor, wie wir es so oft gesehen haben, auf seinen zehnmal klügern, italienischen Cicerone mit plumpem Stolz und Verachtung herabsieht, warum soll ihn dieser dafür nicht recht mit Lügen bedienen? ihm nicht, wie es wirklich geschehen ist, die Größe des alten Roms dadurch anschaulich machen, daß er ihm versichert: die Bogen der an drei Meilen ins Land hineinlaufenden Wasserleitungen seyen die alten Hausthüren der Römer, oder daß die Vertiefung des Bodens um die Trajansäule die Anstalt zu einer künstlichen Versenkung der Säule in ein conservirendes Futteral, oder daß die römische Canna *) antiker Spargel sey?

Dazu kömmt nun auch, daß, wie wir schon erinnert haben, die nördlichen Italiener, am südlichen Abhange der Alpen, besonders um die Seen, mit denen man also gewöhnlich gerade zuerst in Berührung geräth, ohne Zweifel die minder guten ihres Volkes und eben so betriegerisch

*) Eine Art Rohr, das fünf bis sechs Ellen lang wächst.

und unzuverlässig, als ihre teutschen Nachbaren, am nördlichen Fuße der Alpen, ehrlich und einfach sind. Wirklich ist der Gegensatz zwischen den Teutschen und den Italienern hier sehr schneidend zum Nachtheile der letztern. Desgleichen haben uns die feinern Toscaner, wo möglich, immer zu übervortheilen gesucht; fast niemals haben wir dagegen Unredlichkeiten von den Venezianern, Römern, Neapolitanern, Calabresen und Sicilianern erfahren.

Und selbst die wirkliche Prellerey der Italiener hat einen besondern, nicht gerade immer so sehr gehässigen, Charakter; sie versuchen allerdings in der Regel ihren Gewinn ungebührlich so hoch als möglich zu betreiben; gibt man ihnen aber, was recht und billig ist, und wäre es ein Drittheil ihrer Forderung, so sind sie, wenn sie ein wenig getobt haben, vergnügt damit, segnen dich wohl gar, und empfehlen dich noch überdies dem Schutz der heiligen Jungfrau von Loretto und des heiligen Antonius von Padua, ohne sich jemals wegen eines verlornen Gewinns, wie unsere Kellner, Bedienten und Postillione, durch saure Mienen, Verdrossenheit und Grobheit zu rächen sondern, seiner bald vergessend, sind sie, wie vorher, zu allen Diensten bereitwillig. Wir können deshalb mit Grund versichern, daß der Reisende auch mit dieser oft widerwärtigen Gattung von Menschen in Italien ziemlich gut auskommen kann, dafern er nicht ganz von allen Sinnen verlassen ist und immer munter und entschieden mit diesen Leuten umgeht; und wer überdies eine leichte Wirthshaustaktik sich zu eigen macht, der wird zuverlässig durch ganz Italien vergnügter als in irgend einem andern Lande der Welt reisen, und im Ganzen nicht mehr betrogen werden,

als in unserm Teutschlande, wo man doch auch bisweilen den ehrlichen Wirthen, trotz der polizeylichen Taxe, die in Italien nirgends zur Ehrlichkeit anhält, tausend Procente bezahlen muß.

Soll aber einmal der Geldbeutel ein Wenig mehr, als Noth thut, geschröpft werden, so hat man in Italien doch wenigstens noch das Vergnügen, das höchst lebendige und ausdruckreiche Comödienspiel, das charaktervolle Figuriren, Declamiren und Gesticuliren dieser Leute zu sehen, die sich um den Fremden sogleich, wie die Adler um einen Leichnam, versammeln. Kaum hält der Wagen, so fängt ein halb Dutzend Kerls an, ohne lange zu fragen, ob man ihre Hülfe verlangt, die Stricke und Ketten der Koffer zu lösen und diese, unter schwerem Aechzen und Keuchen, auf die Stube zu schleppen; man bürstet, putzt und reinigt über dir, ehe du dich noch besinnen kannst. Bald melden sich auch willige Seelen, die jedes deiner Bedürfnisse zu befriedigen bereit sind: kurz man sieht in Italien binnen vier Minuten mehr freiwillige Diener um sich versammelt, als man in Teutschland durch Geld und Bemühung in einem Tage haben kann.

Gewöhnlich ist man bei uns der Meinung, daß in italienischen Wirthshäusern vorher alles vertragsmäßig behandelt würde; dieß ist nur in Hinsicht der Ausländer wahr; der Italiener selbst handelt fast nie und wird auch beinahe niemals von seinen Landsleuten übervortheilt. Einem Fremden aber kann es wohl begegnen, daß der Gastwirth die Speise erst zwei bis dreimal abträgt und wieder hinsetzt, ehe man des Handels über ein Stück Fleisch einig wird.

Doch aller dieser Plackereyen kann man sich dadurch überheben, daß man, sich in die Sitte des Landes fügend, mit Vetturinen oder Landkutschern fährt. Freilich zwingt uns oftmals der langsame Vetturino durch weniger interessante Gegenden zu schleichen, dafür aber entflieht uns auf solchen bedächtigen Zügen selbst das minder wichtige nicht, während die reißendschnelle Extrapost den Fremden, wie im Sturmwinde, hinweg führt, ohne daß er vom Lande viel gewahr wird. Ueberhaupt aber ist das Landkutscherwesen kaum irgendwo so vortrefflich eingerichtet und gleichsam in ein System gebracht, als in Italien. In jeder, nur irgend bedeutenden, Stadt findet man zu allen Stunden Gelegenheit, auf eine vortheilhafte und bequeme Weise weiter befördert zu werden; man braucht nur über den Platz *), wo sich die Vetturine oder deren Mäkler gewöhnlich versammeln, wie von Ohngefähr, hinweg zu gehen, so ertönt es alsbald von allen Seiten: „per Roma, per Firenze, per Venezia, per Napoli, un ritorno" dieser Ausdruck Retourkutsche ist aber ein bloßer Euphemismus, sie sind gewöhnlich eben so theuer als ursprünglich abgehende, da diese Vetturine immer auf der Straße liegen und eigentlich überall zu Hause sind. Hätte man nun Lust alsbald abzureisen, so nimmt man eine gleichgültige Miene an und versichert den Mäklern, daß man eine Woche oder wenigstens einige Tage an dem Ort zu bleiben gesonnen sey; dann lassen sie bald von allen hohen Forderungen, werden außerordentlich geschmeidig, versprechen die billigste Bedie-

*) Fast unerhört wäre es in Italien zu einem Lohnkutscher hinzugehen und ihn zu dingen, wie bei uns, auch würde er enorme Forderungen machen.

nung, wenn man einen Platz belegen wolle, da es eben noch gerade an einer Person fehle, dringen die Cappara oder das Handgeld auf, welches man aber ja nicht eher berühren muß, als bis man sich über alle Punkte vereinigt hat, da es vertragsmäßig bindende Kraft hat. In Italien, nicht aber in Sicilien, gibt nämlich bekannter Weise der Vetturino dem Fremden ein Handgeld, welches dieser beim Einsteigen in den Wagen, im Augenblick der Abreise, dem Eigenthümer zurückgibt. Man pflegt gewöhnlich das Abendessen und Nachtlager, Pasto genannt, in das Reiselohn miteinzudingen, und da man im südlichen Klima mit einer reichlichen Mahlzeit täglich genug hat, so reiset man dann, ohne viel baares Geld nöthig zu haben, große Strecken, welches besonders in unsichern Gegenden, wie in der Campagna von Rom, sehr angenehm ist. Folgt man dagegen dieser höchst bequemen Sitte nicht, so muß man im Wirthshause, für dasselbe Essen, doppelt und dreifach bezahlen, am Ende den Vetturino freihalten, oder hat mit dem unaufhörlichen Behandeln seine Noth, während man sich so um gar nichts zu bekümmern braucht, und, je nachdem das Wirthshaus beschaffen ist, meistens ein sehr gutes Mahl, bestehend in Suppe, drei Speisen, Wein und Nachtisch, einnimmt. Denn da in Italien die Verköstigung der Reisenden und der Pferde, für den Vetturino, mit Ausnahme weniger Orte, einen festen Preis hat, so wird an eine Rechnung von Seiten des Wirthes nicht weiter gedacht, und der Kutscher zahlt bei der Abreise von selbst die bekannte Summe und sorgt dafür, daß seine Reisenden gut bedient werden, da das Gegentheil ihm keinen Vortheil bringt. Gewisse Entfernungen, als z. B. von Neapel nach Rom, von Rom nach Florenz u. s. w.

haben beinahe feststehende Preise, unter welchen sicher kein Vetturino fährt und die so außerordentlich bescheiden sind, daß sich auch der sparsamste darüber nicht beschweren könnte. Von Neapel nach Rom, eine Strecke von fünf und dreißig teutschen Meilen, zahlte man damals gewöhnlich acht Piaster, sammt der Verköstigung, für einen Sitz; von Rom über Perugia, funfzig Meilen oder sechs Tagereisen weit nach Florenz gaben wir zehn; so daß man also, zusammt der Kost, eine teutsche Meile, in einem höchst bequemen Federwagen, um höchstens acht bis zehn gute Groschen zurücklegt, wofür man in Teutschland bekanntlich kaum das Recht erkauft, auf einem donnernden Postkarren dermaßen zermalmet zu werden, daß einem beinahe die Eingeweide aus dem Leibe fallen möchten. Da nun überdies der Vetturino noch an achtzig bis hundert Pfund Gepäck jedem Reisenden obenein mitnimmt, doch täglich sieben, acht bis neun teutsche Meilen, wie es sich gerade trifft, zurücklegt und jegliche Prellereyen von Reisenden abhält: so sieht jeder leicht ein, daß man in Italien wenig oder nichts ersparen würde, wenn man sich auch auf den brennenden, harten Straßen die Gliedmaßen aus einander liefe und zu Fuße ginge. Die Vetturine würden kaum im Stande seyn, die Fremden so billig zu bedienen, wenn sie nicht, bei der Lebhaftigkeit des Verkehrs, der Menge von Reisenden und der allgemeinen Sitte, nie zu Fuße zu gehn, sicher auf Rückfahrende rechnen könnten, in den Wirthshäusern, so lange sie ohne Passagiere stille liegen, nicht für ein geringes ausgehalten würden und eigentlich, wie gesagt, nicht überall zu Hause wären. Der längere Aufenthalt an irgend einem Orte in Italien ist durchaus nicht theurer als selbst in den wohl-

feilern Gegenden Teutschlands, und was er kosten soll hängt natürlich zum Theil von der Willkühr des Fremden ab, dem es die Italiener, die den Spruch: „bisogna regolarsi“ d. h. „man muß sich nach der Decke strecken“, selbst immer im Munde führen, nie im Geringsten übelnehmen, wenn er sich so sparsam wie möglich einrichtet; und wer haushälterisch zu leben genöthiget ist, der wird im Durchschnitt, selbst wenn er viel reiset, Reiselohn und Unterhalt mit täglich zwei bis drei Thalern recht gut bestreiten, besonders da alle Gallerieen und Seltenheiten um wenige Groschen zugänglich und zu sehen sind, wenn er sich klüglich in das landesübliche Reisesystem fügt.

Der Leser verzeihe uns diese an sich geringfügigen und vielen längst bekannten Nachrichten; manchem sind sie dennoch vielleicht nicht ganz unwerth, da die Rechnungen anderer, wie z. B. des sonst so nützlichen Reichard'schen Guide, meistens nicht sowohl für diejenigen eingerichtet sind, welche, nach dem Ausdruck der Italiener, alla mercantile, als vielmehr für die, welche a Milordo *) reisen; wir möchten gern zeigen, daß auch diejenigen, deren Geldbeutel keinesweges die Empfänglichkeit eines Danaeschoßes hat, dafern sie es nur darauf wagen wollen, nicht die Hoffnung aufgeben dürfen, Syracusaner an Arethusens Quelle zu trinken und unter Orangen, Oleander und Granaten am Aetna zu lustwandeln.

Wollen wir indeß auf jene Urtheile, die allein aus den Verhandlungen mit Gastwirthen und Mäklern geflossen sind, auch weiter keine Rücksicht nehmen, so stehen

---

*) Diese Milordi sind aber jetzt, zum Verdruß der Italiener, gar sehr von ihrer alten cäsarischen Freigebigkeit zurückgekommen.

uns dennoch vielleicht die Meinungen derer entgegen, welche das italienische Volk wirklich von einem höhern Standpunkte und gründlicher beurtheilen und sich gleichfalls genöthigt glauben, den Stab über diese Nazion zu brechen, sie mögen nun in Italien gewesen seyn oder nicht. Sie behaupten dies schöne Land sey erfüllt mit entarteten Sprößlingen kraftvoller Urväter und um die unsterblichen Denkmäler alt-italienischer Vorzeit laufe ein heilloses Lumpengesindel umher.

Es ist ohne Zweifel wahr, daß diese köstliche Halbinsel, nach einer ununterbrochenen Schöpfung von vier bis fünf hundert Jahren, während welcher Zeit ihrem Schöße die außerordentlichste Thatkraft und Geistesfülle entströmte, nun ruhet; daß die rege Seele der italienischen Staaten ertödtet ist und öffentlicher Gemeinsinn kaum noch, wie eine sumpfliebende Pflanze, ein kümmerliches Leben hat; daß der alte, hohe, republikanische Geist, von dem heutigen Volke nur allein angestaunt, allein noch das erstarrte Ansehen einer klassischen Größe genießt; daß nicht weniger dem bürgerlichen Leben die alte Großheit entwichen ist; verödet stehen die sonst so bevölkerten Märkte der Städte; nur selten steigt in den Häfen italienische Flagge auf, ja selbst im Innern der Häuser offenbart sich der abgestumpfte Sinn: der Hausrath, auf dessen Pracht und Zierlichkeit italienischer Kunstsinn sonst so viel Einfluß hatte, ist geschmacklos, ärmlich und unhaltbar; die Italiener, die ehedem, obgleich sie als faul berüchtigt sind, in ihren hohen Sälen fast nichts von häuslicher Bequemlichkeit wußten, nur auf Kunst und Pracht bei der Einrichtung ihres Privatlebens dachten, und während wir weichliche Nordländer unsern Füßen Decken unterbreiten, jede Zugluft durch wohl-

verschlossene Thüren und Fenster sorgfältig abhalten, Tropenklima im Januar in unsere Stuben versetzen und vom Fauteuil auf die Ottomanne, von dieser aufs Sopha fallen, in ihren windigen Sälen mit podagrischem Estricht vor Kälte sterben und auf knotigem Kanapee und stechenden Rohrstühlen sich nicht viel besser als ein indischer Fakier auf der Säule oder Regulus im Fasse befinden, fangen jetzt bisweilen an den bürgerlich-kleinlichen Bequemlichkeitssinn des Nordens anzunehmen; sie, die unter allen Völkern am wenigsten in Wissenschaft, öffentlichem und bürgerlichem Leben starren Systemen ergeben waren, sondern in allen Verhältnissen eine so bewegliche Mannigfaltigkeit zeigten, scheinen auch nunmehr hin und wieder Geschmack an Systematisiren, Generalisiren und Registriren zu finden, welches einer so genialen Nazion überaus schlecht ansteht. Es ist mit einem Worte nicht zu läugnen, daß auch der italienischen Nazion herrliches Gepräge ein Wenig an Schärfe verloren hat, sie unterlag aber hierin nur dem allgemeinen Verhängniß aller Völker; denn so wie in der physischen Welt Quellen, Bäche und Ströme, oder was sich sonst bewegt, nur darum thätig zu seyn scheinen, um Berge und Höhen abzutragen und alle Schroffheiten zu verflächen, so scheint auch alle geistige Beweglichkeit endlich zu demselben Ziele zu führen, indem sie alle Eigenthümlichkeit verschmilzt und auf eine langweilige Einheit zurückbringt. Indeß dem sey, wie ihm wolle, der öffentliche Charakter der Nazion, der sich vielmehr für die individuelle Aeußerung des Mittelalters, als für die ungeheuere Massenwirkung unsers Jahrhunderts eignet, liegt vor jedermanns Augen, weit weniger leider das höchst eigenthümliche Betragen des Volkes bei politischen Umwälzungen,

und die ruhmvollen Todeskämpfe mancher italienischen Staaten, die wahrlich beurkunden, daß der hochgesinnte Geist des Volkes noch nicht gänzlich vertilgt ist, und dieß gilt, unserer Meinung nach, ganz besonders von den Sicilianern.

Was aber den individuellen Charakter der Italiener, abgesehen von allen öffentlichen Verhältnissen, so wie er sich im Privatleben gibt, anbelangt, so müssen wir aufrichtig gestehen, daß er uns höchst liebenswürdig und anziehend vorgekommen ist und wir können versichern, daß viele Teutsche, die lange mit diesem Volke umgingen, oder noch unter demselben leben, diese Ansicht mit uns theilen; und es ist in der That recht sehr zu bedauern, daß unsere Nazion, welche doch mit einer ihr allein eigenthümlichen Universalität, alles, was Kunst und Wissenschaft anderer Völker hervorgebracht hat, richtig auffaßt und würdiget, einer gewissen ethischen Unduldsamkeit gegen andere Völker, namentlich Italiener, anhängt. Sicherlich zieren die geliebten Nazionalzüge, wie ein teutsches Antlitz, so auch ein teutsches Gemüth am schönsten und man könnte behaupten, daß es gar nicht möglich sey, dieselben fortdauernd zu verläugnen: demohngeachtet aber scheint gerade unser Volk berufen zu seyn, die Herrlichkeit einer Nazion anzuerkennen, welche, durchzogen von Geist und Poesie, das Leben gerade am andern Ende ergriffen hat, nämlich seine äußere, schöne, dichtungsreiche Form, seine rege, frröliche, in Jegliches rasch eingreifende Thätigkeit, während in dem stillen, tiefen Gemüth des Teutschen ein unsichtbarer Gott zu wohnen scheint.

In der That muß einem jeden, selbst nach kurzer Berührung, die noch antike Hinneigung des Italieners zur

Oeffentlichkeit des Lebens gar sehr auffallen; niemals zieht er sich in seine eigene Brust zurück, sondern schnell verkehrt er mit jedem auf das Lebhafteste, ist mit Rath und That gleich bei der Hand, spricht, schreit, figurirt beständig, und fast möchte man sagen, er führt sein ganzes Leben hindurch eine Comödie auf, bei der er ganz mit Leib und Seele interessirt ist, und die auch andern nothwendig Theilnahme abnöthiget; und wahrlich ist dies ein Hauptzug seines Charakters. Auch sagt der Italiener im gemeinen Gespräch z. B. niemals: „Er ist ein Barbier, ein Gastwirth" und dergleichen, sondern „er macht d. h. er spielt den Barbier, den Gastwirth" u. s. w. Zu gleicher Zeit aber sind sie weit von aller Charlatanerie entfernt, niemals machen sie ein Gespött oder eine Posse aus dem Leben, sondern es ist ihrer gründlichen Seele mit allem ein hoher Ernst, wenn sie handelt.

Eine Folge dieser Oeffentlichkeit aber ist die geringe Stubengeselligkeit der Italiener; die Freuden unsrer Theestunden kennen sie gar nicht, und wenn sie einmal zwischen ihren vier Wänden (denn Pfählen könnte man in Italien nicht wohl sagen) eine „conversazione" geben, so sitzen sie steifgefroren und bleiern neben einander, machen einige ungeschickte Reverenzen und am Ende geht man desperat vor langer Weile davon; nicht viel lebendiger sind ihre casini und ridotti. Der wahre Schauplatz italienischer Eigenthümlichkeit sind die Straßen, Märkte, Corsi, Theater; hier tummeln sich Vornehme und Geringe mit nie versiegender Lebendigkeit umher. Den Hut auf dem Kopf laufen sie, ohne viel zu fragen, in Stuben, Laden, Buden umher und zeigen sich zu allen Diensten bereitwillig, ohne dabei auf den geringsten Dank zu rechnen, und es

ist eine schöne Eigenthümlichkeit der Italiener, daß sie niemals viel Werth auf ihre etwannige Gutthätigkeit legen.

Und dennoch scheint uns dieselbe, weder in Hinsicht ihrer äußern Form, noch ihres innern Wesens, ohne Verdienste zu seyn, wie sehr sie sich auch von der unsrigen auf alle Weise unterscheidet. Daß die Italiener gegen Mangel und Armuth kein ehernes Gemüth haben, könnte man schon daraus schließen, daß sie, häufiger, als es nöthig und erträglich ist, von eigener Dürftigkeit sprechen und ihre „poverta“ unablässig im Munde führen, um dadurch Nachsicht und Mitleid zu erwecken. Dagegen sieht man sie wiederum mit unbewegter Seele vor den zahllosen Schlachtopfern der Armuth vorübergehen, die, mörderischem Elend aller Art Preis gegeben, das zärtlichere Gemüth eines Nordländers durch ungewohnten Anblick aller Orten peinigen; und während wir allerlei Armenhäuser und Spitäler einrichten, während unsere Communen verfassungsmäßig für ihre Armen sorgen müssen, und z. B. die Engländer genöthiget sind, eine Armentaxe zu zahlen, die sie selbst zum Theil zu Bettlern macht, scheinen die Italiener ihrer Bedrängten gänzlich zu vergessen; und während der Reichthum auf der entbehrlichen Pracht eines Marmorbodens einhertritt und unter unschätzbaren Säulendächern wohnt, verwimmert die Armuth ohne Obdach in Näße und Schmutz ihr elendes Leben auf nackter Erde. Denn obgleich man auch in Italien hin und wieder milde Stiftungen antrifft, wie z. B. in Genua, wo die Armen in ihrem Albergo de' Poveri einen fürstlichen Palast bewohnen, und überdies noch in demselben sehr ordentlich, reinlich und gut gehalten werden: so reichen dennoch diese vereinzelten Anstalten lange nicht hin, und manche, wie z. B. das große

Spital in Neapel, sind in einem so mörderischen Zustande, daß es der Arme am Ende vorziehen muß, unter dem heitern Himmel umzukommen, als in der bleiernen Luft einer solchen Calcuttischen Höhle zu ersticken, nachdem er erstlich von Myriaden peinigender Insekten verspeiset worden ist. Dagegen aber muß man auch in Erwägung ziehen, daß in jenem bedürfnißlosen Klima noch nicht alles wahres Elend ist, was in unserm Norden Ansprüche auf Unterstützung hätte; daß, während bei uns Bettelvögte und Polizeydiener eifrig bemüht sind, die Armuth in ihre Gemächer zurückzutreiben und sie nöthigen im Verborgenen zu leiden, ihr in Italien dagegen völlig freier Spielraum vergönnt und in Kaffeläden, Buden, Spaziergänge, Kirchen u. s. w., selbst in der abschreckendsten Gestalt, zu dringen gestattet ist, und, wie in allen Verhältnissen der Norden die Verborgenheit, der Süden die Oeffentlichkeit liebt, trägt dieser, wie seine Freuden, so auch seine Leiden öffentlich zur Schau, während jener sein Elend sorgfältig verbirgt, ohne vielleicht, mit Ausnahme weniger Orte, eine geringere Masse desselben zu besitzen. Eben deshalb aber dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn die mit zügelloser Oeffentlichkeit der Armuth nothwendig verbundene Gaunerey die Fühlfäden des italienischen Mitleids etwas weniger empfindlich gemacht hat. Was indessen den Mangel an öffentlichen Unterstützungsanstalten in Italien anbelangt, so mag er den Behörden eben so schwer zu verzeihen seyn, als er aus dem Geist italienischer Verfassung überhaupt leicht zu erklären ist. So wie der Norden das Land des Systems, der Ordnung und der Methode ist, so ist nun Italien schon einmal das Land des Ungeregelten, der Zufälligkeit und der Individualität; man läßt alles sorglos

gehen, wie es Gott und der regsamen Welt geliebt, und obgleich die Italiener ebenfalls wenig Antheil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten haben, so bleiben ihnen dennoch eine Menge anderer Verhältnisse, die bei uns durch labyrinthische Fäden an Büreau und Kanzelley geknüpft sind, zur beliebigen Selbstbearbeitung übrig. In der That wird in Italien weit weniger regieret, als bei uns, und namentlich hat die öffentliche Behörde fast nirgends, selbst nicht in einzelnen Städtegemeinden, die Wohlthätigkeit in ihren Bereich aufgenommen, alles bleibt in dieser Hinsicht der Privatthätigkeit überlassen. Nicht nur spenden reiche Familien ordnungsmäßig große Summen an die Armen, sondern die vornehmen Italiener lassen sich ihre Wohlthätigkeit auch noch etwas mehr Mühe kosten, als etwa reiche Britten, die auf Loyd's Kaffehause unterzeichnen, auch Prinzen schämen sich nicht selber für Dürftige zu betteln, und sollten sie dies auch vielleicht in der Hoffnung thun, schneller den Fluten des Fegefeuers zu entrinnen, so muß man auch wieder bedenken, daß ihre eigenen Spenden weder im Reichsanzeiger, noch im Hallischen Courier gemeldet werden. In der That verschlingt der Abgrund italienischer Dürftigkeit, ruhmlos und ungenannt, alljährlich ungeheure Summen. Indeß beschränken sich die Italiener bei weitem nicht auf bloße Mildthätigkeit gegen Arme, sondern, da es ihnen an derley polizeilichen Anstalten gänzlich fehlt, sorgen sie selbst auf die eigenthümlichste Weise für die mannigfaltigsten und oft seltsamsten Bedrängnisse anderer. Und hier müssen vorzüglich die vielen Brüderschaften erwähnt werden, deren Genossen, oftmals den vornehmsten Familien angehörend, es sich zur Pflicht machen, unermüdet jeglichem Elend zu steuern: Unter sonderbaren Vermum-

mungen laufen einige umher und sammeln „per le povere anime del Purgatorio“ d. h. „für die armen Seelen im Fegfeuer, andere „per le povere ripentite“ d. h. „für reuige Sünderinnen“ „per le povere vergognose“ oder für verschämte Arme, noch andre betteln für die Familien und Seelen hinzurichtender Verbrecher, andere laufen in Städten und dem freien Felde umher, Verwundete zu pflegen, oder Ermordete aufzusuchen und nach den Gebräuchen der apostolischen Kirche ordentlich zu bestatten, andere sammeln für die, welche in die Sklaverei der Barbaresken gerathen sind, ja man findet welche, die überall umherstreifen, nur um Zank zu stillen, und wenn man bedenkt, daß zorniger Italiener Worte sehr bald eisern werden, so wird man das menschenfreundliche Verdienst dieser Leute nicht verkennen; hören sie irgend einen Zank in einem Hause, so dringen sie ohne Weiteres hinein, werfen sich lautlos den Streitenden zu Füßen, heben flehentlich ihre Hände gegen sie auf, und man behauptet, daß die plötzliche Erscheinung eines so seltsamen Wesens, das sich oft zwischen gezogene Messer zu werfen nicht scheuet und seine stumme Bittweise selbst den empörtesten Gemüthern unwiderstehlich seyn soll. Freilich betrachten die Italiener solche edle Handlungen oftmals als eine Art Bußübung, indeß mögen sie wenigstens eben so viel Verdienst haben, als manchmal unsere Mildthätigkeit, wenn wir, ohne uns mit dem Bedrängten irgend zu bemengen oder innern Antheil an ihm zu nehmen, ein Scherflein unsers Ueberflusses spenden; so viel ist aber leicht zu erachten, daß diese eigenthümliche Art wohlzuthun sich vor unserer nüchternen Mildthätigkeitsmethode sehr charaktervoll auszeichnet und dem italienischen Leben einen sichern Zug mehr verleihet.

Man würde sich im Allgemeinen sehr irren, wenn man aus jener vorhin erwähnten harmlosen Freundlichkeit der Italiener, mit der sie besonders Fremden entgegenkommen, auf eine besondere Zuneigung schließen wollte. Sie erkundigen sich zwar fast niemals ein Langes und Breites nach Herkommen, Stand und Würden eines Menschen, fragen nicht, welche Tugenden und Fehler er an sich habe, und kümmern sich überhaupt wenig oder gar nichts um die Individualität eines jeden, sondern nehmen alsbald Theil an ihm, verwickeln ihn in ihr lebendiges Spiel und sind mit allen gut dran, lassen aber am Ende alle laufen, betrachten jedes Nicht=Ich als ihre Maschine und, wie eigenthümlich sie selbst auch sind, individualisiren sich doch selten gegen Jemand. Wenn man daher auch mit Wahrheit von den Italienern sagen kann, daß sie moralische Peinlichkeit und Engherzigkeit im Beurtheilen anderer durchaus nicht kennen, daß sie sehr selten Verläumder, niemals kleinliche Krittler sind; daß sie zwar die, welche ihnen mißfallen, schimpfen und verwünschen, niemals aber heimlich benagen und giftig begeifern, so wie sie zwar rauben aber nicht stehlen: so muß man doch auch andrerseits gestehen, daß, wer bei ihnen innige, gleichsam seelenverschmelzende Freundschaft und Liebe suchen wollte, sich ohne Zweifel meistentheils sehr irren würde; dazu sind sie zu objektiv, äußerlich zu geschäftig, zu öffentlich, ihre Phantasie zu zerstreut; der Italiener kennt das innere Heiligthum eines teutschen Gemüthes nicht.

Dagegen wie geistreich und originell fassen sie die äußere Form des Lebens auf! Wie lebhaft ist der Fluß ihrer Rede! Wie anschaulich ihre Bilder! Wie schlagend ihre Vergleichungen! Wirklich scheint man, umgeben besonders

von der am reinsten geprägten, niedern und mittlern Klasse des Volks, in ein ganz neues Element getaucht, und es ist uns recht klar geworden, warum die Italiener niemals shakspearische Charaktere aufs Papier befestiget haben, da sie dieselben, so zu sagen, auf den Märkten und Straßen vor sich leben und weben sehn; auch ist sich wohl kaum ein Volk seiner Genialität weniger bewußt; sie kennen keine verdrängende Anmaßung, und gerade das, was uns an ihnen eigenthümlich und sicher gezeichnet erschien, halten sie gewöhnlich für höchst trivial und gemein; niemals wird man finden, daß Züge, die aus der reinsten Quelle des italienischen Lebens geschöpft sind, auf den Italiener selbst einen irgend bedeutenden Eindruck machten und die komischen Charaktere aus Heinrich IV. würden niemals der Nazion allgemeinen Beifall abgewinnen können, während man auf den Versammlungsplätzen selbst kleiner Städte, geschweige denn auf der Riva der Sclavonier in Venedig, und am Strand der h. Lucia und auf dem Toledo zu Neapel, Fastaffartige Wesen in Menge sich herumtreiben siehet.

Man würde den Charakter des Volkes nicht vollständig verstehen, wenn man nicht eine Ansicht seiner religiösen Bildung hätte: denn obgleich der freisinnige, heitere Italiener unendlich entfernt ist von der unduldsamen Verfolgungssucht der tyrannischen Spanier, so macht dennoch der Catholicismus, besonders als alleiniger Stützpunkt des italienischen Künstlerlebens, beinahe nicht weniger den Mittelpunkt des italienischen Volkes wie des spanischen. Nicht allein die ganze Moral, sondern auch sehr viele bürgerliche Verhältnisse des gemeinen Lebens, ja sogar die meisten Oeffentlichkeiten, Vergnügungen und das Volksleben über-

haupt sind durch Beichtstuhl, Schutzheilige und Brüderschaften, Orden, Feiertage, Monstranzen und dergleichen auf eine höchst seltsame, von unserm nüchternen, geregelten Leben völlig abweichende Weise sehr enge an Religion geknüpft. Freilich wenn man einen Vetturin oder Barcarol Gott und seine Heiligen lästern, Christum und die Madonna aufs greulichste schmähen hört, wenn man die Italiener überhaupt in den Kirchen, wie in Unterhaltungssälen, umherlaufen, sprechen und lärmen und dem Hause Gottes auch nicht die geringste Achtung bezeigen sieht: so würde, wer an vorschnelles Urtheilen gewöhnt ist, sicherlich der Meinung seyn, es gäbe kein irreligiöseres Volk auf Erden, als die Italiener; und dennoch ist dies keinesweges der Fall. Solche zügellose Ausbrüche ihrer natürlichen Lebhaftigkeit bekennen und bereuen sie mit zerknirschtem Herzen im nächsten Beichtstuhl; niemals aber gibt ihre gründliche, poesieenreiche Seele überlegtem, herzlosem Spott und gemeiner Frivolität Raum. Wahrlich ist dieser schöne Zug einer der entschiedensten im Charakter der Italiener, und obgleich besonders die Römer noch heut sehr gern satyrisiren, obgleich die Neapolitaner und Calabresen, wie im Alterthum, besonders durch ihre stehende Masken, wie z. B. den Pulcinell, die Sitten sarkastisch geißeln: so kann man dennoch von ihnen mehr als von manchem andern Volke Europas sagen, daß sie nicht sitzen, wo die Spötter sitzen; jeglicher kalter Hohn ist ihnen durchaus fremd; und ob sie gleich ihre Heiligen, nach antiker Sitte, bei getäuschter Hoffnung, ziemlich hart anlassen, ja sogar allenfalls mit Füßen treten *), so verspotten sie sie doch niemals, im

*) Was unter andern einstmals in Neapel ein verdrießlicher Lazzarone that, er riß sich seine Schlafmütze vom Kopfe, und, in Mei-

Gegentheil ist das Wesen der Italiener aufs strengste mit ihren Schutzheiligen, Amuletten und Reliquien verwebt und man kann behaupten, daß sie, zwar leicht und sorglos, aber doch ganz und gar auf religiösem Grund und Boden einherwandeln.

Man wird indeß bald finden, daß die Italiener auch hierin ihrem Charakter einer schönen Aeußerlichkeit getreu bleiben. Mit vollem Herzen, aber ohne tiefe Bewegung des Gemüthes, verrichten sie alle Gebräuche ihrer Kirche, strömen zu den Beichtstühlen, ohne es sich übel zu nehmen, während der Messe schöne Intriguen anzuspinnen; mit großer Theilnahme, aber ohne innere Erschütterung, hängen sie an den Lippen beredter Prediger; sorglos und ohne den leisesten Zweifel oder Spott halten sie die seltsamsten Reliquien, z. B. eine Flasche Milch von der heiligen Jungfrau, in Ehren; mit Inbrunst und kindlichem Vertrauen rufen sie ihre Heiligen und besonders ihre schöne Madonna an, weil dabei ihre Phantasie beschäftiget, nicht aber weil ihr Herz erschüttert wird. Von dem lieben Gott dagegen, der für die italienische Phantasie ein viel zu formloses Wesen ist, nehmen sie erstaunlich wenig Notiz, von Christo nicht gar viel; die Heiligen und die Madonna aber schweben ihnen immer auf den Lippen und wäre es in Italien Sitte, daß an verschiedenen Altären Gott, der Madonna und den Schutzheiligen geopfert würde, so wür-

---

nung, in ihr steckten die Seelen aller Heiligen, trat er sie, unter gräßlichen Verwünschungen, mit Füßen, nachdem er jedoch vorher den h. Januarius, Neapels mächtigen Schutzpatron, herausgelockt: „San Gennaro! spizzi fuori! spizzi fuori San Gennaro“ welches Lazzaronen-italienisch auf teutsch heißet: „Schlüpfe heraus, h. Jannarius, schlüpfe heraus.

de man bei ihnen ohne Zweifel dieselben Erfahrungen, wie im Dom zu Kanterbury machen, in welchem, wie jedem aus der englischen Historie bekannt ist, bald nach Beckets Ermordung, binnen einem Jahre, auf dem Altare Gottes drei Pfund, am Altar der h. Jungfrau drei und sechzig, an Beckets Altare aber acht hundert zwei und dreisig; kurz nachher aber am Altare Gottes gar nichts, bei der Madonna vier Pfund, an Beckets Heiligthum aber neun hundert und vier und funfzig Pfund einkamen. Dies Verhältniß, welches in England vorübergehend war, scheint in Italien sich auf immer festgesetzt zu haben, denn sicher betet jeder Italiener neun hundertmal zu seinem Heiligen, ehe er Gottes mit einer Sylbe gedenkt. Man kann daher wohl im Allgemeinen behaupten, daß die Religion keinesweges im Innern ihres Gemüthes, wie oftmals unter unserem Volke, besonders im Herzen so vieler edlen Frauen, stille Altäre, dem Glauben und der Liebe geweihet, errichtet.

Die sichere, klare Form jedoch, in welche die Italiener ihre Poesiereligion kleiden, behütet sie vor jeglicher dunkeln Schwärmerei und Zerfließen in schleimigen Ideen und Anschauungen und die seltsamen Erscheinungen, an denen gerade unser protestantisches Teutschland so reich ist, sind in Italien wohl unerhört. Jugendlich heiter und unumwunden zeigt sich ihnen das Leben in allen seinen Beziehungen, sie kennen keine Mystik und von unserm neuerthümlichen Katholicismus haben sie gleichfalls keine Vorstellung, welches wir am deutlichsten aus dem Benehmen der Römer gegen teutsche Proselyten ersehen könnten. Man findet nämlich in Rom eine große Anzahl junger Teutscher, meistentheils Künstler, die es, um zur wahren Anschauung und innern Seele der Kunst zu gelangen, für zweckmäßig erachtet ha-

ben, sich der katholischen Lehre zu ergeben; ja einige derselben haben sich schon in mehrern Confessionen versucht und an sich selbst die Kirchenhistorie compendiarisch durchgemacht. Ohne Zweifel meinten es die braven Jünglinge sehr gut und man sahe sie überall eine erbauliche Frömmigkeit und Inbrunst bezeigen. Die Römer aber wußten gar nicht recht, was sie aus ihnen machen sollten; besonders fiel es ihnen auf, daß sie sich die Haare lang wachsen ließen, wie man es an Christusköpfen zu sehen gewohnt ist; sie gaben ihnen daher den Spitznamen: „Nazarener". Da nun aber diese Nazarener überdieß noch für dienlich fanden, ascetische Versammlungen zu halten, in denen sie fromme und erbauliche Uebungen anstellten, Institute, an welche die Italiener nicht von fern denken, so wurden die Römer wirklich aufmerksam, traueten ihnen nicht viel Gutes zu und behaupteten wohl gar, diese Nazarener wären „una spezie di Frammassoni" d. h. eine Gattung Freimaurer; so kamen diese ehrlichen Leute, ungeachtet ihrer frommen Bestrebungen, in den schlimmsten Credit. Wir haben nachher gehört, daß die Nazarener sich auch bis Florenz ausgebreitet und daselbst, zu nicht geringer Verwunderung der Florentiner, unsere neue slavisch-teutsche Tracht angelegt haben.

Aus diesen wenigen Bemerkungen scheint hervorzugehen, daß der Italiener, fast in jeder Hinsicht, dem Teutschen als Antipode gegen über steht und daß diese beiden so gründlichen Völker sich gleichsam an die Pole der westeuropäischen Menschheit gestellt haben. Man sollte daher glauben, daß die wechselseitige Berührung beiden nützlich und interessant seyn müsse; die Italiener scheinen dies auch zu fühlen, denn obgleich sich Fremde aller Nazionen auf ihrem schönen Boden umhertummeln, so spricht sie dennoch die teutsche Eigenthümlichkeit am lebendigsten an, und sie hören nicht auf das teutsche Gemüth, das kein Italiener hat, zu preisen, davon wir vielfache Beweise erhalten haben.

Witzig, wie die Franzosen, und humoristisch, wie die Engländer, sind die Italiener durchaus nicht; um Jenes zu seyn, besitzen sie zu viel innere Dichtung und zu wenig höhnische Kälte, wie gern sie auch, von Alters her, satyrisiren; brittischen Humor aber läßt die poesieenreiche Form des äußern Lebens, das sie umgibt, nicht aufkommen, wie bey jenen Insulanern, deren staatskräftigem Leben die Poesie ziemlich fremd ist und sich erst dann zeigt, wenn das individuelle Seyn in Gegensatz mit den gewöhnlichen Verhältnissen und dem gemeinen Leben tritt; und darin besteht doch ohne Zweifel der eigentliche oder brittische Humor, den die Italiener immer für eine abgeschmackte Thorheit halten, weil sie sich ihrem gemeinen Leben mit aller Kraft ihrer Seele hingeben.

Um indessen diese, freilich nur schwankenden Züge, die wir vom italienischen Volkscharakter zu entwerfen gesucht haben, wie durch einiges Colorit zu beleben, setzen wir hier ein Raisonnement her, dergleichen man in Italien gar oft zu hören bekommt, und das, wo wir uns nicht irren, hin und wieder ein Shakspearischer Funke erleuchtet. Es gehört einem neapolitanischen Choccolatenverkäufer an, der, von Geburt ein Römer, erstlich Mitglied der päpstlichen Kapelle, hernach Tenorsänger am Theater von San Benedetto in Venedig gewesen war, zuletzt aber, nachdem ihm das Alter sein Talent geraubt hatte, sich kümmerlicher, als es seine Tüchtigkeit verdiente, durch Choccolatenverkauf ernährte. Er hatte einen kleinen Laden, da wo der Ponte della Tappia und das Vicolo de' Greci auf die Straße auslaufen, die nach dem Largo del Castello führt, und wir pflegten uns bei ihm zu unsern Wanderungen durch sein markiges, reines Getränk zu stärken; fast noch mehr aber unsern Geist durch die strömende Rede seines beredten Mundes und die außerordentliche Lebhaftigkeit seines wahrhaftig mit Cervantischer Sicherheit gezeichneten Charakters zu letzen. Wir theilen also einige Bruchstücke seines oft stundenlangen Raisonnirens mit, so wie es unser Gedächtniß wiedergibt.

Ach liebwerther Herr! Gott segne Euch! So eben habe ich von Euch gesprochen; ich wartete auf Euch wie aufs Osterey. Setzt Euch nieder, Ihr sollt ein Choccolätchen zu schmecken bekommen, wie es recht eigentlich einem Cardinal gebührt. Meine Chocolate ist rein wie Madonna, bei mir trinkt man die wahre Jungfernchoccolate; Gott sey Dank! sie ist allemal die erste in Neapel, und der Papst selbst könnte sie trinken, denn Gott verleiht mir seinen Segen. Aber, mein Bester, was denkt Ihr? Dazu gehört eine Wissenschaft, das kostet eine verfluchte Arbeit, ich bin in Verzweiflung! Hier muß man ein Mathematicus, muß man ein Mechanicus seyn. Ach mein theuerstes Herz! wenn ich bedenke, daß ich jetzt ein mechanisches Handwerk treibe, so kommt mich die Melancholie ein Wenig an; indessen ists doch immer eine Chemie, ich bin doch immer ein Römer, mein Wappen ist immer adlich. Was Satan glaubt Ihr? Meine Mutter war die Tochter des berühmten Pietrucci, Advocaten bei der heiligen Rota [1]), und mein Vater war Credenzmeister beim Marchese Benenati [2]). Wißt, ich besitze ein schönes Wappen und deshalb begebe ich mich niemals in Gemeinschaft mit dem niedern Gepöbel, das an seinen schmutzigen Pfeifen schmaucht, das keine Ambition besitzt. Großer Gott! einst hatte ich an allen meinen Fingern goldene Ringe und um den Kopf sah ich fast aus wie der Doge von Venedig mit einem brillantirten Horn [3]). Bei Gott, ich habe der durchlauchtigen

---

1) Das hohe Cardinalsgericht zu Rom führt den Namen: die heilige Rota.

2) Eine sehr angesehene, ursprünglich Palermitanische Familie.

3) Der Doge von Venedig trug im Staatskleide eine Art Phrygische, mit Brillanten besetzte Mütze, die, von ihrer Gestalt, den Namen „Horn“ erhielt.

Ah Signor amabile! Dio vi benedica! Giustamente io parlavo di Lei; io già l'aspettavo come l' uovo di Pasqua. S'accommodi pure; Lei sentirà una cioccolatina proprio da Cardinale; la mia cioccolata è pura come Madonna, da me si beve la vera cioccolata verginale; Grazia a Dio, è sempre la prima di Napoli, che la può bere il Papa medesimo, perchè Dio mi da la benedizione. Ma, caro Lei, cosa crede? si vuol una scienza, si vuol un lavoro bugiarone, son disperato! perchè bisogna essere matematico, bisogna essere mecanico! Oh care miei viscere, quando ci penso che adesso io faccio un mestiere mecanico, mi viene un poco la malinconia; ma però è sempre una chimica, sono sempre un Romano, la mia stemma però è nobile, ma cazzo! cosa crede? la mia madre era figliuola del famoso Pietrucci, avvocato della santa Rota, ed il mio padre era credenziere dal Marchese Benenati. Io tengo una bel arma, sapete, e per questo io non ci vado mai in queste assamblee della gentaccia ordinaria, che fumano le loro pipaccie, che non hanno nissuna ambizione. Gran Dio! una volta in tutte le mie dita avevo anelli d'oro, ed alla testa io andavo quasi come il Doge di Venezia con un corno brillantato. Per Dio! ho servito alla serenissima Repubblica

Republik Venedig gedient, als Erster Tenor, im Theater von San Benedetto. Beim Blute Gottes! nur mich wollte man hören; wenn ich auftrat, schrieen gleich alle: „Seht ihn! Seht ihn! Er lebe! Bravo Römer!" und ich verneigte mich nur so ein Wenig. Zum Teufel! ich habe das Theater von San Benedetto drei Jahre aufrecht erhalten. Aber jetzt ist die Welt ruinirt. Verdammt will ich seyn! gestorben sind alle diese braven Sänger, die Italien sonst hatte, alle diese großen Tenore, wi. damals, als da lebte der berühmte Marcell von Capua und Amfossi, Kapellmeister zu Sankt Johann im Lateran. Alle die heutigen Sänger und Meister achte ich nicht höher als einen Quark! Sie mögen hingehen und den Rothkehlchen den Hintern zeigen. Beim Blute eines tollen Hundes! wenn ich nur im Passagallo [4]) sang, der, wie Ihr wißt, einen sogleich in den Himmel versetzt — was Satan! es war derselbe, in welchem Nero mit dem Tetrachord seine Recitative absang — welch ein Aufsehen erregte ich! Gott sey bei uns! ich habe den Minister des Montezuma gemacht, denn um ein Diplomatiker zu seyn, dazu gehört kein dummer Esel; also nun dieser arme Teufel war König von Mexico und ward von den Spaniern angegriffen; aber, versteht, mit Geld macht man alles; kurz, der König sendet mich mit sehr großen Geschenken zum Feinde und ich singe dieses mein Recitativ: „Gefalle es dir, erhabner Führer, deinem Schritt ein Ziel zu setzen" liebste Seele! alle waren hierüber fast außer sich. Ueberall haben sie mich in den Theatern wie den Erzengel aus der Offenbarung Johannis aufgenommen, und

4) Eine sehr eintönige Melodie oder Weise, von geringem Umfange, in der z. B. oftmals Improvisatoren Stundenlang ohne Anstrengung singen.

Veneziana come primo tenore nel Teatro di San Benedetto. Oh Sangue di Dio! non volevano sentire altri che me. Quando io venivo fuori tutti gridavano: „Eccolo! Eccolo! Eh Viva! Eh bravo Romano!“ ed io m'inchinavo solamente un poco così. Io ho sostenuto il Teatro tre anni, cazzo! Ma adesso il mondo è rovesciato. Corpo mio di merda! sono morti tutti questi bravi cantanti, che aveva l'Italia prima, tutti questi gran tenori, come quando ci era il famoso Maestro Marcello di Capua, quel Amfossi, maestro della capella di San Giovann' in Laterano. Tutti quelli maestri e cantanti d'adesso io non gli stimo un cazzo! che vadino a tornare il culo ai petti rossi! Sangue d'un can' cattivo! Quando cantavo solamente quel canto Passagallo, che Lei sa che fa andare proprio in Paradiso, ma cazzo! era quello, nel quale Nerone col tetracordo cantava i suoi recitativi — che sensazione faceva io! Dio guardi! io ho fatto il Ministro di Montezuma Americano, che per esssere un diplomatico non già si vuol un cazzo matto; sicchè quel povero diavolo era re del Messico e fu attaccato dai Spagnuoli, ma, capisce, col danaro già si fa tutto; in sostanza mi manda il re con grandissimi regali dal nemico, ed io canto quel mio recitativo: „Piaccia ti invitto Duce il passo ad arrestare!“ anima mia, tutti ne restono storditi; per tutto mi ricevevano nei teatri proprio come l'Arcangelo dell' Apocalisse;

deshalb war ich äusserst stolz. Aber was Teufel gehen mich diese Narrheiten des Theaters an! Laßt uns ein Wenig von den Alterthümern sprechen. Mit einem Wort, was macht die Piazza Navona [5])? Habt Ihr die Polveriera [6]) gesehen, wo Papst Braschi lebte? Habt Ihr das Tullianische Gefängniß gesehen? Was denkt Ihr? Ich bin ein großer Antiquar, ich habe mich in schreckliche Gefahren begeben, durch ein Wunder bin ich entkommen, es ist unglaublich, daß ich lebe! Ich ging in alle Gräber des Lucius Scipio Barbatus, in alle Grotten dieser braven Republikaner, aber in die Catacomben wollte ich nicht zu weit vordringen. Doch ärgert es mich, daß ich niemals in Syracus gewesen bin, um das berühmte Ohr des Dionys zu sehen. Diese Herren kehren jetzt von da zurück, habt daher die Gefälligkeit und entwerft mir einen Plan davon. Aber dieser infame Kerl von Dionys, sagt mir, war er ein Christ? Haben sie ihn nicht ermordet? Ich hätte ihn sicher auf die Galeere geschickt. Denn wißt, ich bin ein großer Republikaner; liebster Bruder, lassen wir jetzt die Titel Doktor, Professor fahren, laßt uns aufrichtig reden, denn euer Charakter ist wirklich etwas Großes; ich achte für nichts diese Päpste und Cardinäle, Esel sind sie, große Esel! Ich bin ein Liebhaber der lateinischen Freiheit. Ihr kennt das kleine Säulchen auf dem Campo Vaccino, wenn man nach Santa Maria Liberatrice gehen will, dort stand der Volkstribun und schrie: „Alle Römer müssen sich hier versammeln! Merkt auf! das Brod ist jetzt um zwei Kreuzer wohlfeiler! Dies war noch eine Republik! Aber jetzt sind die braven

---

5) Ein bekannter Platz in Rom, wo sonst der Circus agonalis stand, dessen Form er noch völlig hat.

6) Die Polveriera ist ein Kloster auf dem Palatin.

e per questo io era molto orgogliso. Ma cosa Diavolo m' interessano 'ste bugerate del teatro? parliamo un poco delle antichità! In somma come sta la Piazza Navona? Hanno veduto la polveriera, dove fu Papa Braschi? Hanno veduto il carcer Tulliano! Che gli pare? Io sono un gran Antiquario, mi sono messo in rischi terribili, sono scappato per miracolo, sapete, è cosa incredibile che io vivo. Andavo in tutti i sepolcri, di Lucio Scipione Barbato, ed in tutte le grotte di questi bravi repubblicani, ma non volevo inoltrarmi troppo nelle catacombe. Ma mi rincresce però, che non sono stato mai in Siragosa, per vedere quel famoso orecchio di Dionisio. Loro Signori adesso ce ne tornano, dunque mi faccia la finezza di farmene la pianta. Ma quel baron fottuto di Dionisio, mi dica, era Cristiano? non l'hanno ammazzato! Io sicuramente l'avrei messo in galera. Che io sono un gran repubblicano, sapete; Caro fratello, lasciam' andare 'sti titoli di Professore, di Dottore, adesso parliamo sinceramente, che il suo carattere è veramente qualche cosa di grande. Io non stimo per niente 'sti Papi, 'sti Cardinali, asini, asinoni! Io sono amatore della libertà Latina. Lei conosce questa piccola colonella al campo Vaccino per andare a Santa Maria Liberatrice, là stava il Tribuno della plebe, gridando: „tutti i Romani si devono radunare quà! Ecco la pagnotta sarà per due Bajocchi di meno! Questo già era una repubblica. Ma adesso tutti questi bravi

Römer alle zu Maccaronen geworden, weil der Papst dort herrscht. O Gott bewahre, wenn ich nach Rom ging mit einem meiner Freunde, der jetzt in Pohlen ist, wir hätten eine Revolution angerichtet. Bei Gott Ihr kennt die alten Römer nicht! Ich hätte alle diese verdammten Pfaffen aufgehangen; aber gerecht wäre ich gewesen. War ich Papst, so ging ich mit einem falschen Barte unter die Fleischhauer „Sieh, Schurke, es fehlt am Gewicht! Geh und laß dich auf der Galeere henken! Wollte Gott, ich wäre ein Millionär, ich würde ganz eigentlich verteufelte Satyren gegen diese Prinzen und Prälaten machen, daß sie alle das Fieber bekommen sollten. Wahrhaftig, wißt, ich bin ein großer Satyricus. Man müßte eigentlich mittelst der Religion eine Revoluzion anrichten. Da seht einmal den Prinzen Joseph Pamfili, der war ein Heiliger! Er ging und reisete durch ganz Rom, sogar bis hinüber zu den Trasteverinern [7]), und theilte Almosen aus und gab den Armen Betten; und als er hernach starb, seht welche Zerknirschung des Herzens, machte er sich ein einfaches Begräbniß, worauf er schrieb! „Hier liegt Josephus Pamfili, orate pro ejus“. Allen andern hätte man den Kopf abschneiden sollen und gegen sie predigen, wie es that der berühmte Burbon del Monte, ein großer Pater Missionar von der Polveriera für die Propagandafide; er war gereiset durch die Türkei, auch in Monomotapa, mit einem Worte überall; also nun dieser ging und predigte das Evangelium den Regnicoli und Burrini [8]), verfluchtem Gesindel, das nie in

7) Die Trasteveriner stehen bei den Römern als tölpisch, grob und gaunerhaft in schlechtem Rufe, und selten sieht man einen angesehenen Römer sich nach dem Trastevere begeben, mit Ausnahme des S. Peter.

8) So heißen die verrufenen Bewohner der bergigten Gegend zwischen Rom und Neapel.

Romani sono già maccaroni, perchè ci sta il Papa. Oh Dio guardi se io andavo a Roma con un mio amico che adesso sta in Pologna, avressimo fatta la rivoluzione, per Dio! Lei non conosce gli antichi Romani! Avrei impiccati tutti questi pretacci; ma sarei stato giusto. Se io era Papa, io andavo con una barba finta dai macellari „ecco birbone, ce ne manca al peso, vada a farti fottere in galera". Volesse Dio che io fossi un milionario, io farei delle satire proprio bugiaroni contro questi principi e prelati, per far venire a loro la febbre; cospetto sono un gran satirista, sapete; si dovrebbe fare una rivoluzione per mezzo della religione. Ecco il principe Giuseppe Pamfili fu un vero santo. Andava viaggiando per tutta la Roma, anche dai Trasteverini, dando la limosina, dei letti ai poveri, e quando mori, veda che contrizione del core, si fece un sepolcro semplice dove scrisse: „Hic jacet Giosefus Pamfili, orate pro ejus". A tutti gli altri bisognava tagliare la testa e predicare contro di loro, come faceva quel famoso Burbon del Monte, un gran frate missionario della Polveriera pella Propaganda fide; avera viaggiato per la Turchia, nella Monomotapa, in somma da per tutto, sicchè andava a predicare l' Evangelo ai Regnicoli ed ai Burrini, gentaccia infame,

die Kirche geht, das den Teufel vom Katechismus weiß, kurz sie leben wie die Bestien. Aber bei Gott! der Pater Burbon del Monte hatte ein großes Crucifix, reckte es ihnen entgegen und schrie: „Siehe, mein Heiland, dieses unverschämte Gesindel! Bitte für sie, für diese Hallunken, die arme Ignoranten sind!“ Sehet, mein Bester, alsbald kamen alle Regnicoli ganz zerknirrscht und weinten hu! hu! Gott bewahre, wo ich studirte, ich hätte mein Volk gehabt! Ich wäre schlimmer wie Luther gewesen, wißt, ich hätte drei Millionen Seelen bekehrt. Ich wollte auch studiren, aber der Pater Pica, dieser große Jesuit, der einstmals das Crucifix den Cardinälen den Hintern zukehren ließ und sagte: „Du vermagst nicht diesen scandalösen Personen in die Augen zu sehen [9])“, denn, versteht wohl, sie nehmen in der Kirche Erfrischungen ein; o dieser Pica war ein Satan; er schor sich einen Quark um den Papst selber und sagte also zu mir: „Du willst studiren? zum Henker du bist ein Philosoph! das geht nicht, du würdest eine Revoluzion anrichten“. Seht, ich bin recht im Innersten meines Herzens ein Philosoph. Diese Evangelien und die Bibel! Gott weiß, wer der Verfasser ist. Und die Sündfluth sammt der Arche Noa, nicht ein Jota ist dran wahr. Es war eine Revoluzion der Erdkugel; vermuthlich ists gewesen wie zu Messina, als die Prinzessin Gieraci mit ihrem Hündlein umkam. Auch jetzt finden wir ja noch stupende Dinge in der Erde, wie in der Höhle zu Mastricht, allwo sie den Kopf des Coccodrills gefunden haben. Mein Bester, ich glaube nicht an diese Heiligen, wiewohl mir der Pater Pica ganz eigentlich verfluchte Maulschellen gegeben hat.

---

9) Einem nicht in die Augen sehen, zeigt die höchste Verachtung an.

che non va mai in chiesa, che non sanno un cazzo del catechismo, in somma vivono come le bestie. Ma per Dio! il padre Barbon del Monte aveva un gran crocefisso, lo stendeva a loro, gridando: „Veda mio salvatore questa gentaccia insolente, prega per loro, per questi birbanti, che sono poveri ignoranti". Ecco caro Lei venivano tutti i Regnicoli mortificati piangendo: Eu! Eu! Dio guardi se io studiavo, avrei avuto un popolo, sarei stato peggio di Lutero, sapete, avrei convertiti tre milioni d'anime. Volevo studiare, ma il padre Pica, quel gran Gesuita, che fece voltare il crocefisso il culo ai cardinali e disse: „tu non sei capace di guardare in faccia a queste persone scandalose" perchè, capisce, prendevano i rinfrescamenti nella chiesa — Oh era un demonio quel Padre Pica, si fottevo del Papa medesimo e mi disse: „figliuol mio! tu vuoi studiare? cazzo, tu sei un filosofo, questo non va bene, faresti una rivoluzione". Veda, io sono un filosofo proprio nel cuore. 'Sti Vangeli e la Biblia chi sa chi n'è l'autore? Ed il diluvio universale col arca di Noë, non è vero un cazzo! Era una rivoluzione del globo. Sarà stato come a Messina quando perì la principessa Gieraci col suo cagnolino. Ecco anche adesso troviamo delle cose stupende nella terra, come nella Grotta di Mastrikke, dove hanno trovato la testa del coccodrillo. Caro Lei, io non ci credo in questi santi, benche il Padre Pica mi diede chiaffoni proprio bugiaroni. Perchè

Denn seht, wir waren Alumnen in der Schule, als Söhne der angesehensten Bürger, und daselbst war auch ein infamer Reckel des Baumeisters Baldini, mein großer Feind, hernach aber crepirte er, denn, seht, alle meine Feinde sind crepirt; also nun lasen wir einstmals in der Schule einen Text aus dem heiligen Augustinus im Lateinischen, von dem Kinde [10]), welches mit einer Schale das Meer in ein Grübchen schöpfen wollte, und von dem sie sagen, daß es Gott selber gewesen sey; also nun sage ich zu dem Bengel Baldini: „Glaubst du an diese Possen? Potz Wetter, dies hört der Pater Pica, der bei Gott ein stupender Theologe war, er hatte Haare in der Nase und sagte zu mir: Komm her Vincenzo! Was thust du? Du willst mit dem heiligen Augustinus intrigiren? Schweinhund, großer Esel! schlechter Esel!" und, bei Christo, damit gab er mir gräßliche Maulschellen und sagte zu meiner Mutter: „Der kann nicht weiter studiren, der wird ein Hallunke." Es ist wahr, ich glaube nicht daran. Seht einmal diesen Moses. Was Teufel war er? Ein braver General war er, ein großer Physicus und hat da diese verwünschten Jüden, heillose Bestien, mit Erdbeben übers Meer geführt. Mein lieber Freund, ich bin gerecht und liebe meinen Nächsten als meinen Bruder, aber ich schere mich den Teufel um die Pfaffen. Ich lege mich alle Abende mit einem kleinen Gebetlein nieder, das ich selber gemacht habe: „Großer Gott! tausend Dank Euch, daß Ihr mich zum Christen gemacht habt, daß Ihr mich an diesem heiligen Tage erhalten habt, erhaltet mich auch

---

10) Als der h. Augustinus, am Meerufer spazierend, das Wesen Gottes ergründen wollte, machte ihn der Anblick dieses Kindes auf die Thorheit seines Unternehmens aufmerksam.

eravamo alumni nella scuola, come figli de' primi cittadini, e c'era un ragazzaccio del Architetto Baldini, un gran mio nemico, ma poi crepò, veda, tutti i miei nemici sono crepati; sicchè leggemmo nella scuola un testo di Sant' Agostino in latino, di questo puttello, che voleva mettere il mare conuna scodella in un bugo, che dicono chesia stato Dio stesso; dunque io dico a quel gabbolone Baldini: „tu credi in queste ciarle? „Cospetto lo sente il Padre Pica, che per Dio! era un teologo stupendo, aveva i peli nel naso, e mi dice: „Vieni qua Vincenzo? cosa fai? tu ti vuoi intrigare con sant' Agostino? Porcaglione, asinaccio, asinone! e per Cristo mi diede schiaffoni terribili; e dice alla mia madre, costui non puo studiare avanti, già viene un birbante. E vero io non ci credo. Veda quel Moise! Chi Diavolo era? Era un bravo generale, un gran fisico, ed ha condotti 'sti Ebreacci, baron fottuti, sopra il mare con tremoto. Caro Lei io sono giusto, ed amo il mio prossimo, come mio fratello, ma mi fotto de' preti. Io mi corico ogni sera con una piccola preghiera, che ho fatta io: „Gran Dio mille grazie a Voi, che m'avete fatto cristiano, che m'avete conservato in questo santo giorno, conservate mi anche in questa santa notte —

in dieser heiligen Nacht — denn, zum Satan, es könnte so eine Kugel, ein Comet kommen, und ich wäre mit sammt meiner Chocolate im Dreck — erhaltet mich in Eurem heiligsten Glauben, auf daß ich Euch niemals beleidige und meinen Nächsten immer als meinen Bruder liebe." Seht, mein Bester, ich bin menschenfreundlich; ich sage immer: wer schlecht lebt, schlecht stirbt, und deshalb bin ich immer wacker gewesen, habe nie den Libertin gemacht, ich hatte fünf bis sechs Geliebte und damit Punktum, ich ging hin und trank ein Gläschen Wein in dem ersten Kaffe der Nobili zu Rom; jedoch, bei Gott! vernehmt, was mir einstens begegnet ist. Ich gehe mit meinem Bruder etwas Sorbett zu genießen; ich war, als Sänger aus der Capelle des heiligen Vaters, im Violettkleide, zwar nicht gerade im Pomp, aber doch immer kavaliermäßig angezogen; so auch mein Bruder, der, bei Gott! ein Mensch von Enthusiasmus war. Also nun — Ihr kennt ja das neapolitanische Kaffe am Corso, wenn man nach Sankt Jacob der Unheilbaren gehen will, da kommen gewisse Spitzbuben von Schustern herein, die nun schon einmal in der ganzen Welt Schurken sind, und erheben ein ganz eigentlich unverschämtes Getümmel und am Ende schmeißen sie den Tisch mit dem Kaffe um. Heiliger Gott! mein Bruder — denn seht, er hatte einen Leibrock von Cammelott aus Brüssel, ganz neu, an und ein Paar Hosen von Groditur, und alles ward mit Kaffe begossen — er also, seht! richtet eine Revoluzion unter den Schustern an, gibt ihnen fürchterliche Maulschellen, bei Christo, ich dachte, er brächte sie alle um, aber, zum Teufel! was glaubt Ihr? Er war ganz eigentlich wie ein Prälätchen angezogen, und der Apostel Sankt Peter selber, der die Himmelschlüssel hält, würde

perche, diavolo, potrebbe venire un globbo, una cometa, ed io sarei bugiancato con tutta mia cioccolata — conservatemi nella vostra fede santissima; che io non v'offenda mai e che io amo sempre il mio prossimo come un mio fratello". Veda, caro Lei, io sono umano, dico sempre, chi mal vive, mal muore e per questo io sono stato sempre bravo, non ho mai fatto il libertino, aveva cinque o sei amorose e basta, andava a bevere un bicchierino di vino, a Roma, sempre nei primi caffe de' nobili; ma per Dio! una volta, senta che cosa è successa a me. Io vado col mio fratello per prendere il sorbetto; era vestito da paonazzo (essendo della capella del santo Padre) non già in pompa, ma sempre da cavaliere, ed anche il mio fratello, che per Dio! era un uomo d'entusiasmo; sicchè Lei sa il caffe Napoletano al corso per andare a San Giacomo degli Incurabili — Dunque entrano certi ladri di calzolari, che già per tutto il mondo sono birbanti, fanno un susurro proprio insolente ed al fine rimbaltano il tavolino col caffe. Per Dio santissimo il mio fratello — capisce, aveva un abito di Cammelotto di Brussella tutto nuovo ed un par di braghe di groditura e tutto fu bagnato dal caffe — ecco costui fa una rivoluzione, da schiaffoni terribili ai calzolari, per Cristo! io credeva che gli ammazasse tutti quanti, ma, cazzo, cosa crede? era vestito proprio da prelatino e San Pietro Apostolo stesso, chi tiene le chiavi del Paradiso,

unter solchen Umständen diesen besoffenen Spitzbuben ganz höllische Maulschellen verabreicht haben. Aber die Herren sind im Begriff, hinweg zu gehen; vermuthlich werden Sie sich auf den Posilippo begeben, der hernachmals etwas Schönes ist, oder in die Kathedrale des heiligen Januarius um die Funktionen zu sehen; Gott segne Euch, meine liebe Seele, und diesen Abend, wofern Ihr einen innern Herzensfreund habt, kommt nur, wir wollen ein Paar Schnittchen Salame speisen, die ich präparirt habe, sammt einer stupenden Pastete von Maccaronen; dazu trinken wir ein Glas Eufemiawein; unterdeß geleite Euch die Mutter Gottes und der heilige Antonius von Padua erlöse Euch vom Uebel. Eh Viva!

avrebbe dato in queste circostanze schiaffonacci bugiaroni a questi ladri ubbriacconi. Ma loro Signori stanno in procinto d'andarssne; andranno forse al Posilippo, che poi è qualche cosa di bello, o nella catedrale di San Gennaro, per vedere le funzioni; Dio vi benedica, cara mia anima, e questa sera, se avete un amico intrinseco, vengano pure, che mangeremo due fettarelle di salame, che ho preparato io, con un pasticcio stupendo di maccaroni e beveremo un bicchiere di vino della santa Eufemia; in tanto Madonna v'accompagni e Sant Antonio di Padua vi scampi dal male. Eh viva!

Wir kommen nun wiederum auf Turin, oder eigentlich nur auf eine kleine Plackerey, die wir von dem Turineser Buon Governo erfuhren, zurück. Als wir zum Thore der Stadt einzogen, boten wir den Polizeyaufsehern von selbst unsere Pässe dar, sie versicherten uns aber, wir könnten in Gottes Namen ohne Weiteres fahren, wohin wir Lust hätten. Allein gegen Mitternacht, als wir, von der Reise ermüdet, im tiefsten Schlaf in der guten Pension Suisse versenkt lagen, weckte uns mit einem Male ein schreckliches Pochen; da wir jedoch ziemlich träge und durch zwei Thüren beschirmt waren, so kehrten wir uns nicht viel an den tollen Lärm, obgleich wir sogar gezückte Harpunen klirren hörten. Nach einer halben Stunde erschien der Kellner, der, um zu uns zu gelangen, mehrere Fremde in der Nachtruhe hatte stören müssen, und berichtete uns, es sey eine Wache vom Buon Governo vor der Thüre, die mit blanken Degen unsere Pässe verlange und, dafern er sie nicht brächte, versprochen hätten, ihn ganz gründlich durchzuprügeln. Mitleid mit dem armen Jungen bewog uns, diesen nichtswürdigen Häschern zu willfahren; jedoch ermangelten wir nicht, Tages darauf auf dem Amte des Buon Governo derbe Beschwerden zu führen und diesen Leuten so viel Unangenehmes, als wir für schicklich und gerecht hielten, zu sagen; auch sahe der vernünftige Kapitan ihr Unrecht ein. So lassen die Behörden Sr. Sardischen Majestät den unglücklichen Fremden nicht einen Augenblick ungehudelt.

In Turin trennten wir uns von den beiden teutschen Architekten, unsern lieben Begleitern von Rom aus, da sie sich auf dem geraden Wege nach Mailand begaben; wir

aber gedachten über den großen Sanct Bernhard in das Wallisetland zu steigen, einen Theil der Schweiz zu bereisen, und alsdann erst über den Griesgletscher herab, auf der Simplonstraße, in welche der Saumweg des hohen Gries bei Crevola einfällt, nach Mailand zu ziehen.

Vierzigstes Kapitel.

Reise durch die Schweiz nach Mailand.

Mit lechzender Seele zogen wir der frischen Schweizerluft entgegen, denn die Witterung war seit Genua erstickend schwül gewesen; auch wünschten wir gern das Land Victor Emanuels zu gesegnen. Bis Jvrea fuhr ein Sardischer Kriegskommissair mit uns, der, wie alle gebildete Leute dieser Gegend, drei Sprachen redete, nämlich italienisch, piemontesisch und französisch. Die Piemonteser geben durchaus nicht zu, daß sie Italiener seyen; ihr Dialekt ist auch beinahe unverständlicher als das Sicilianische. Unser Begleiter versicherte uns, es gäbe drei unwiderstehliche Dinge: französische Infanterie, teutsche d. h. österreichische Kavallerie und Piemontesische Artillerie.

Tages darauf erreichten wir den rauschenden Alpenstrom, die Dora, und das Land der Salassen; der Weg wurde schon völlig schweizerisch, die Gipfel ragten zackig und kahl empor, Schnee blickte von den Höhen und mit durstigen Zügen tranken wir die kühle Luft in unsere heiße Brust.

So langten wir am Fuße des großen Sankt Bernhard in dem kleinen Orte Verres an. Unser Kutscher hielt am Wirthshause still, um seine Pferde durch ein Frühstück zu stärken, und wir beide gingen in gleicher Absicht, einen Kaffeladen zu suchen, etwas weiter in die Stadt hinein. Wir trafen hier zwei Männer, die ohne Hut, Degen und Wehrgehenk in blauen Röcken zwar, aber in Pantoffeln und sonst nachlässig gekleidet, gleich faulen Arbeitern im Weinberge des Herrn dastanden. Wir baten sie höflichst, uns den Kaffeladen zu zeigen, statt dessen aber fingen sie alsbald an uns zu verfluchen und mit zweideutigen Redensarten zu bedienen, daß wir sie nicht sogleich für Carabiniere und Diener des Buon Governo anerkannt hätten, und verlangten endlich unsere Pässe. Wir antworteten hierauf: daß wir in unserm eigenen Vaterlande nicht alle Uniformen zu unterscheiden wüßten und noch weniger hierzu in den Staaten Sr. Sardischen Majestät verbunden zu seyn glaubten; wenn sie jedoch als die gewaltigen Leute, für welche sie sich ausgäben, irgend anerkannt seyn wollten, so möchten sie erst die Pantoffeln ausziehen, einen Hut aufsetzen und Degen und Wehrgehenk mit dem Wappen Sr. Majestät anlegen, unsere guten Pässe könnten sie jeden Augenblick ansehen, übrigens aber müßten wir versichern, daß wir von Schlesien bis Syracus und von da bis an den Fuß des großen Sanct Bernhard so unhöfliche Gesellen nicht gefunden hätten", worauf wir noch einiges Unangenehmes, gerechter Weise, hinzufügten. Dies nahmen die Karabiniere so übel, daß sie uns als Gefangene zu ihrem Brigadier führten, der zwar ihr und des ganzen Ortes unumschränktes Haupt, zugleich aber eine entschiedene Schlafmütze war und seine Untergebenen treiben und thun

ließ, was ihnen beliebte. Sein Urtheil fiel dahin aus, daß wir, als Beleidiger der Karabinerautorität, diesen entweder Abbitte thun, oder uns ins Gefängniß begeben sollten. Da wir nun auf keine Weise uns entschließen konnten, solche Lumpenhunde um Verzeihung zu bitten, es möchte auch kommen zu was es wollte, überdies aber hofften, daß sie uns ritterliche Haft gewähren würden und wir ihrer Gewalt, in diesem unseligen Neste, nun einmal nicht entgehen konnten, so erklärten wir, daß wir bereit seyen, ihnen ins Gefängniß zu folgen. Als jedoch dasselbe geöffnet wurde, fanden wir, daß es ein heilloser Kerker war, in welchem Stroh und Fußblöcke für die etwannigen Bewohner auf der Erde bereit lagen. Dieser Anblick, und weil man sich anschickte, uns an die Blöcke, wie Straßenräuber, zu schließen, brachte uns etwas außer Fassung; mit aller Wuth rissen wir uns los und drangen zum Gefängnisse hinaus. Dagegen packten uns die Karabiniers unverdrossen an und es erhob sich zwischen ihnen und uns ein kleiner Kampf, der, weil zwei waffenlose gegen sieben Bewaffnete stritten, mit unsrer gänzlichen Niederlage endigen mußte. Die Karabiniere stürzten uns auf das Stroh nieder, warfen sich auf uns, legten uns die Fesseln an und unter unzähligen Flüchen und Drohworten gingen sie davon. Obgleich es uns nun anfangs einigermaßen verdrießlich war, auf eine so unangenehme Weise behandelt zu werden, so konnten wir doch nicht umhin, über unser Schicksal am Ende herzlich zu lachen und uns Glück zu wünschen, daß uns doch einmal ein kleines Abenteuer begegnete. Wir lagen auf dem Rücken, die Füße jämmerlich in die Blöcke gesperrt, richteten die Augen gen Himmel und hätten nun Gelegenheit gehabt, uns auf klassi-

schem Boden, durch die Gewalt einiger klassischen Autoritäten, zu beruhigen. Indeß war unsere Haft nur von sehr kurzer Dauer. Die Kunde unserer Gefangennehmung war bis zu unsern beiden Reisegefährten, zwei Walliser Kaufleuten, gedrungen; auch waren die Karabiniere selbst hingegangen, sich nach unsern Verhältnissen zu erkundigen und hatten in Erfahrung gebracht, daß wir doch nicht geradezu für Stock und Block bestimmt seyen; da sie endlich überdieß unsere ellenlangen, von allen italienischen und kaiserlichen Behörden unterzeichneten Päſſe sahen, so kamen sie nach einer halben Stunde und entließen uns mit der größten Höflichkeit und vielem Bedauern, daß unsere wenige Bescheidenheit sie zu diesen extremen Schritten genöthiget hätte, dieses schweren Arrestes. Wir disputirten weiter nicht mit ihnen, sondern setzten ruhig unsere Reise nach Aosta weiter fort. Nach Turin zurück zu kehren würde nichts geholfen haben, da sich damals noch kein preußischer Geschäftsträger daselbst aufhielt; bis Genua aber zu gehen, litten unsere Verhältnisse nicht, auch konnte dort die Sache nicht ausgemacht werden. Kaum waren wir in Aosta angekommen, so begaben wir uns zu dem Gouverneur des Herzogthums, Grafen Loche, trugen ihm unser Abenteuer vor und überreichten ihm eine italienisch abgefaßte Klage, die er dem Buon Governo in Turin vorzulegen versprach. Zugleich übersandten wir eine teutsche Uebersetzung, unter der Aufschrift des englischen Consuls in Genua, an den preußischen Consul dieser Stadt, Herrn Philipps, mit der Bitte, sich seiner Landsleute anzunehmen und uns nach Augsburg, unter der Adresse unsers Banquiers, zu antworten. Wir haben aber nachher nicht die geringste Nachricht von dem Herrn Consul erhalten, glauben jedoch, daß

unser Brief an ihn durch den Carabinierlieutenant in Aosta, der von seinen Kameraden in Verres sehr bald von dem Vorfalle Nachricht erhalten hatte, von der Post abgenommen worden sey. Wir haben diese lustige Geschichte blos darum erzählt, um zu zeigen, in welche seltsame Umstände der Reisende in den Staaten Sr. Sardischen Majestät verwickelt werden kann. Wirklich hatten wir sechs bis sieben hundert teutsche Meilen fast ohne alle dergleichen Widerwärtigkeiten zurückgelegt; seitdem wir uns aber innerhalb der Sardischen Grenzen befanden, hatten wir uns von der Magra bis zum Gipfel des großen Sanct Bernhard hinauf dergestalt streiten, zanken und hadern müssen, daß es vermuthlich auf der Hochzeit des Pirithous und der Hippodamia nicht viel ärger hergegangen seyn mag.

Aosta, oder sonst Augusta Prätoria, ist nicht ohne Alterthümer: man tritt von der Piemontesischen Seite her durch einen antiken Triumphbogen und zwei antike Thore in die Stadt ein. Der Triumphbogen ist unter denen, welche nur einen Durchgang haben, der schönste, den wir in Italien sahen, außerordentlich leicht, kühn und fest, aber ohne alle Inschrift. Die darauf folgenden Thore haben jedes drei Durchgänge und sind in schmucklosem, starkem, römischem Styl erbaut. Vor der Stadt fließt der Bütier, jedoch nicht ganz in seinem antiken Bette, indem er ehemals funfzig Schritt weiter von der Stadt unter einer noch jetzt ganz wohl erhaltenen römischen Brücke hinwegfloß; seine Stelle hat ein sehr kleiner Mühlbach eingenommen.

Ein elliptisch geformtes Stück Mauer gibt man höchst unwahrscheinlicher Weise für ein Amphitheater aus, es

könnte eher einem Theater angehört haben, und zwar dem Corridor unter den Sitzen, da noch ein Theil der übergebogenen Wölbung sichtbar ist; dabei liegen unterirdische Gänge, die man jedoch um der Schlangen und anderer gefährlichen Bewohner willen zugemauert hat. Ganz nahe dabei sieht man eine sehr hohe, antike, in zwey Stockwerke eingetheilte Mauer. Das obere Stockwerk hat drei große, das untere sechs kleine Fenster, und hätte hier ein Theater gestanden, so müßte diese Mauer die äußere Wand der Scene gewesen seyn, was auch aus dem Verhältnisse der Lage zu jenem elliptischen Stück Mauer, das in die Gegend der Sitzreihen fiele, deutlich hervorgeht. An ein Amphitheater aber ist auf diesem Platze nicht zu denken.

Noch heute sind in der Nähe der Stadt die Bäder und Metallbergwerke von Saint Didier zu sehen, die von den Alten schon gekannt waren. Letztere sollen ehedem sehr ergiebig an Gold und Silber gewesen seyn; jetzt aber fördert man blos Kupfer und sehr wenig Silber zu Tage.

Da diese alte Stadt der Salassen sich sehr oft empörte, so sandte August den Terentius Varro Murena zu ihrer Vertilgung ab und da sich die Einwohner mit ihren Habseligkeiten in Keller und Souterrains flüchteten, so soll der Römer den Bütier hineingeleitet und sämmtliche Einwohner in ihren Schlupfwinkeln ersäuft haben. Hierauf wurde die Stadt zerstört und durch drei tausend Soldaten der Prätorianischen Cohorten die neue Stadt Augusta Prätoria, das heutige Aosta, gegründet.

Wir zogen hierauf durch das Val d'Aosta, eben das Vaterland der alten Salassier, den großen Sanct Bern-

hard über die felsige Saumstraße hinan. Die Einwohner des Thales kleiden sich alle zimmtbraun und leider gibt es unter ihnen eine Menge scheußlicher Cretins. Mit großer Freude betraten wir endlich unfern dem bekannten Kloster die Schweizergränze und die guten Augustiner nahmen uns mit aller nur ersinnlichen Freundlichkeit auf; besonders da sich der eine von uns sehr unwohl befand, pflegten sie ihn mit rührender Sorgfalt. Wirklich ist die Güte dieser Menschen fast beyspiellos; wir herbergten diese Nacht selb vier hundert Pilgrimme im Kloster uud dennoch bezeigten sie jedermann die gutmüthigste, unverdrossenste Freundlichkeit. Von einigen erhalten sie gwöhnlich kleine Oblationen, allein der eigentliche Fond ihrer Wohlthätigkeit sind ihre großen Besitzungen, fast der halbe Sankt Bernhard gehört dem Kloster. Sie zeigten uns ein Paar anmuthige Fleckchen, die sie, so gut es die Höhe von acht bis neun tausend Fuß erlaubte, zierlich mit Blumen bepflanzt hatten; und die Reste des alten Tempels des Jupiter Pöninus, die freilich in nichts, als einigem Ziegelwerk bestehen. Die Brüder haben hier eine Menge Medaillen und Münzen gefunden, die, bis etwa auf zwölf Stück von ganz unbekanntem Schriftgepräge, alle römisch sind. Außer diesen Münzen finden sich hier sehr viele Votivtäfelchen, auf denen gewöhnlich dem Jupiter Pöninus pro itu et reditu mit den Worten V. S. L. M. d. h. „votum solvit libenter meritum" gedankt wird, die Straße muß also doch immer ihre Fährlichkeiten gehabt haben. Merkwürdig aber ist, daß sich nur eine einzige Inschrift findet, in der nicht „Poenin" sondern „Penin" geschrieben steht, nämlich: „L. Lucillius Deo Penino optimo max. donum dedit". Allein diese Inschrift ist seit langer Zeit nur durch Abschreiben

vorhanden, mag daher vielleicht verfälscht seyn; auch stimmt sie ja nicht einmal mit der Livianischen Orthographie „Pennin“ überein. Die ältesten Inschriften haben alle blos „Poenino“, die spätern „Deo Poenino“ und die letzten endlich sprechen von einem Jupiter Poeninus; und auf diese Orthographie gründen manche noch heut, wie schon die Römer selbst, nach Livius, ihre Vermuthung, daß die Punier oder „Poeni“ unter Hannibal über diesen Berg, der sonst Mont Jour hieß, nach Italien gegangen seyen. Es ist aber die Frage, ob sich etwas sicheres aus den Inschriften der unbekannten Medaillen beweisen ließe, selbst wenn es Punische oder Spanische wären, da sie ja nicht gerade durch Hannibal und seine Leute hierher gebracht zu seyn brauchten. Schon die Alten hielten es überhaupt für ein halb mythisches Wunder, daß Hannibal irgendwo über die Alpen gedrungen sey, an diesem Orte aber, meinten viele, wäre es ganz unmöglich gewesen. Es ist indessen nicht einzusehen, warum der Uebergang über einen, von den Galliern ohne Zweifel längst gebrauchten Paß, damals unmöglich, ja nur schwerer als heute gewesen seyn sollte, was die Beschaffenheit des Passes selbst anbelangt; denn da durch Hülfe der Kunst auch heut nur eine sehr elende Saumstraße im Stande erhalten wird, dergleichen jedes Heer durch seine Pioniers bearbeiten lassen kann; die Natur dagegen aber durch Sturm, Regen, Schnee und Lauwinen die Seiten des Berges abzuspühlen und den Weg immer mehr und mehr zu zerreißen bedacht ist: so sollte man eher glauben, der Paß müsse sich von Jahr zu Jahr verschlimmern und könne vielleicht durch einen Bergsturz einmal ganz und gar vernichtet werden, wie der Weg auf den Mont Perdû, wenn nicht menschliche Kraft sich dagegen

stammte. Es ist übrigens kein Zweifel, daß Livius, nach seiner Gewohnheit, die ganze Sache etwas romantisch dargestellt hat, z. B. wenn er behauptet, Hannibal habe seinen Soldaten von der Höhe des Passes Italien und die Padanischen Fluren gezeigt. Wie konnte er seine Armee, die auf der engen Straße in eine so dünne Zeile ausgedehnt seyn mußte, daß die ersten schon lange herab gestiegen waren, wenn der Nachtrab erst hergan klimmte (Napoleons Zug dauerte drei Wochen), versammeln? und wo fand sich ein Ort, in diesen coupirten Gegenden, von wo aus sie die schönen Triften und Ebenen, die hier nirgends zu finden sind, hätten sehen können? besonders da Livius meldet, daß nach diesem Schauspiel noch schroffe Höhen und gefährliche Klüfte zu überwinden waren *). Hannibal würde anderswo vielleicht nicht weniger Schwierigkeiten gehabt haben, und um der Beschaffenheit des Terrains willen konnte er immer hier über den summus Poeninus gestiegen seyn, wenn man auch auf die Inschrift: „Transitus Hannibalis“, die man bekanntlich im zehnten Jahrhundert bei Donaz im Val d'Aosta auf einem Felsen gefunden haben will, nichts gibt, denn die spätern Römer wußten in der That eben so wenig, wie wir, wo Hannibal eigentlich übergegangen sey.

Die Medaillen, welche man hier findet, gehen nur bis auf Theodosius den Großen herab; wahrscheinlich wurden also um diese Zeit Paß und Tempel von den Römern aufgegeben und letzterer von den Barbaren vernichtet, wenigstens fanden die Longobarden, als sie den Mont Joux überstiegen, nichts mehr.

*) Welche Schwierigkeiten auch dann nicht ganz gehoben werden, wenn man annimmt, Hannibal sey über den Viso oder Cenise gegangen.

Den neuern Namen verdankt der Berg keineswegs dem Oheim Karls des Großen, Bernhard, welcher mit einem Heere über diesen Berg zog, sondern dem Bernhard von Menthon, Archidiaconus von Aosta, dem Erneuerer, oder vielmehr eigentlichen Stifter, des heutigen Klosters zur Pflege der Pilgrimme. Er legte auf beiden Monts Jour, d. h. also dem nachherigen großen und kleinen Sankt Bernhard (dem summus Poeninus und der Alpis Graja), Institute für Reisende an und weihete sie dem h. Nicolaus, um die Mitte des eilften Jahrhunderts; als Bernhard von Menthon aber, im Anfange des zwölften, heilig gesprochen wurde, ging sein Name auf die beiden Anstalten, deren Gründer er war, so wie später auch auf die Berge selbst über, die sie trugen, und der Name des h. Nicolaus verscholl gänzlich. Daß aber der Marsch Bernhards, Karls des Großen Oheims, dem großen Berge den Namen nicht gab, ist besonders daraus klar, daß der kleine, den jener Fürst nie betrat, denselben Namen führt.

Dier erste Stiftung eines Klosters auf dem großen Mont Jour, fällt bekanntlich in die Zeit Karls des Großen, indem es schon in der Entsagungsakte des Lothar, zu Gunsten seines Bruders Ludewig, erwähnt wird.

Die herzensfreundlichen Brüder zeigten uns ihre kleine Kirche und Desaix's Denkmal, ein gut gearbeitetes Bassorilievo, mit den Worten: „Sehet hier alles, was wir in dieser hohen Einöde besitzen“. Sie waren damals sehr in Sorgen, was bei der allgemeinen Umgestaltung der Dinge aus ihnen werden würde und ob besonders ihre Brüder, auf dem Simplon nicht vielleicht ihre Besitzungen

verlieren würden. Gewiß wird aber keine höhere Gewalt solch einen grausamen Tempelraub begehen und eine Anstalt beeinträchtigen, auf deren Verletzung Friedrich Barbarossa in den wildesten Zeiten, da das ganze Val d'Aosta verbrannt wurde, Hochverrathsstrafe setzte. Wir aßen sehr fröhlich zu Abend mit den Brüdern und einem ehrlichen Schaf von Schweizer-Jesuiten, der unsern König besonders deshalb sehr lobte, weil er sich Jesuiten zum Unterricht für seine katholischen Unterthanen hätte kommen lassen. Wie traulich klang das Französische im Munde dieser guten Leute. Bei Schneegestöber läuten sie, zum Signal für arme Wanderer, beständig mit der Klosterglocke, gehen mit Dienern und Hunden aus, um Verirrte zu suchen, niemals aber, behaupteten sie, habe es Hunde gegeben, die dies Geschäft der Barmherzigkeit allein zu verrichten im Stande gewesen wären, mit Ausnahme eines einzigen, den ein Klosterbruder mit vieler Mühe dahin gebracht hatte: es scheinen also die Erzählungen von den Sankt Bernhards-Hunden Apocryphen zu seyn.

Wir stiegen nun durch die herrlichen Thäler von Orsiere nach Martinach im Wallis hinab, und blieben hier, Krankheits halber, eine Woche liegen; zogen darauf über Sitten nach dem Leuckerbade, allwo wir ein wahrhaft wunderschönes Mädchen aus der Franche-Comte' antrafen, die, wenn sie im Bassin herumschwamm, in der That Rafaels Galatea glich; gewiß die Schönheit dieser jungen Französin war sehr gewaltig! Wir fanden hier auch drei recht artige Engländerinnen, die, auf die entschlossenste Weise, bei höchst wüstem Wetter, die Gemni hinaufritten. Tages darauf zogen auch wir diesen seltsamen Paß hinan,

der bisweilen einem Intaglio gleicht und das außerordentlichste der Art ist, was man sehen kann. Durch höllenmäßigen Dampf und undurchdringlichen Nebel stiegen wir in das duftige und anmuthige Frutigen-Thal hernieder und zogen zur Seite des Gerihorns, der Blümlisalp und des hohen Riesen nach dem Thunersee, der uns zu dem Lauterbrunnenthale trug. Unter dem Krachen der Lauwinen stiegen wir die steile Wengerenalp hinan. Fast nirgends liegen so wie hier die nackten Felsengerippe der ungeheuern Granitberge zu Tage. Des Abends herbergten wir fröhlich in Meyringen und zogen dann die Saumstraße auf die Grimsel hinan. Auf diesem Wege ist vielleicht der schrecklichste Wasserfall in der ganzen Schweiz anzutreffen, nämlich der Aarfall, mit welchem sich der Sturz des Gelmerbachs vereiniget. Dann sprangen wir eiligst die senkrechte Maienwand zum Rhonegletscher ins Wallis hernieder, und wurden hier in Obergesteln ärger geprellt und schlechter bewirthet, als irgendwo in Italien. Tages darauf stiegen wir auf dem engen, wilden Saumpfade nach dem hohen Griesgletscher empor, auf dessen kristallnem Rücken wir ein vergnügtes Mal geräucherten Murmelthieres einnahmen; indeß muß man gestehen, daß der specifische Geruch dieses so außerordentlich gesunden Fleisches, das kranke Magen und Wunden heilt, den Genuß desselben sehr verleidet. Von dieser luftigen Höhe herab sahen wir voll Erstaunen die furchtbaren Zacken in der nördlichen Wallisérthalwand; die beiden Aarhörner, das Finster- und Lauter-Aarhorn, den Gallenstock und mehrere ähnliche Pyramiden gen Himmel steigen. Sehr steil geht der Weg in das außerordentlich öde Thal Antigorio, das die prächtige Tosa durchströmet, hinab. Wir frugen in den ersten ein-

samen Hütten, wer hier gebiete, und am liebsten wären wir vor Verdruß sogleich umgekehrt, als man uns antwortete: „Se. Sardische Majestät". Der Wasserfall der Tosa im Val Formazza, oder der Pommat der teutschen Gemeinden, einem Theil des Val d'Antigorio, ist der erhabenste vielleicht der ganzen Schweiz; im Angesicht eines freien und schönen Thales springt der breite, seladongrüne und milchweiße Strom, offen und ohne alle Wildheit, mit königlicher Pracht über die fürchterliche Wand des Berges hernieder, und da er an einigen Stellen, in der Mitte des Falles, auf Felsspitzen aufschlägt, so prellt das Wasser an diesen in mächtigen Bogensätzen, gleich den stärksten Fontänen, von der übrigen fallenden Masse ab und bildet die reizendesten Spiele, die man sehen kann. Die Hoheit dieses majestätischen Falles, besonders wenn er unter dem farbigen Glanze des Regenbogens herabstürzt, ist sehr von der rasenden Wildheit des furchtbaren Aarfalles auf der Grimsel verschieden. Uebrigens konnten wir in diesem armen Thale kaum so viel zu essen bekommen, als in den schlechtesten Gegenden Siciliens; doch unbeschreiblich ist das Vergnügen, die thauigen Thäler der Alpen, von denen die grünen Bergwasser durch blumenreiche Auen lustig herabrollen, zu durchwandern. Wir genossen diese Wonne doppelt in der Gesellschaft eines gar liebenswürdigen jungen Arztes aus Sankt Petersburg, und wir können versichern, daß der Eindruck, den die Schweiz auf uns machte, da wir aus Sicilien und Neapel kamen, nicht weniger groß und gewaltig war, als da wir dieses Land vor einigen Jahren einmal eigenthümlich bereiseten. Dann trafen wir bei Crevola in die Simplonstraße und bewunderten die ächt italienische Natur der Gegenden am Lago Maggiore

hin, über Isola Bella, bis Sesto Calende, welcher Ort zu unserer Freude mailändisch und folglich in Kaiserlichen Händen war. Von hier führt eine sehr schöne Straße durch die, nicht weniger langweilige, als höchst üppige, Ebene der Lombardey nach Mailand.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Mailand.

Zu unserer größten Zufriedenheit fanden wir in der wundervollen Stadt Mailand Italien ganz und gar wieder, das wir seit Genua leider entbehrt hatten. Hier lebt man wiederum öffentlich; die Händler und Mäckler lassen ihre Stimmen laut hören, die Sorbettieren blitzen, der Pulcinell spielt vor der versammelten Menge, und unter andern hörten wir am Dome einen Kerl jeden Tag, vom Morgen bis zum Abend, fast ununterbrochen über seine Glanzwichse oder Lucido di Scarpe, wie er es nannte, und seine Kunst, Flecke aus Kleidern und Hüten zu machen, mit einer hinreißenden und nie versiegenden Beredsamkeit so lebhaft vortragen, daß Cicero und Demosthenes selber, wenigstens über diesen Gegenstand, nicht so vieles beizubringen im Stande gewesen wären. Dabei dramatisirte er seine Rede oftmals, wandte sich an die Zuschauer, die ihn nie verließen, und spielte ihnen unaufhörlich etwas vor, indem er bald einen Schuh ganz beschmutzte und ihn in zwei Secunden wiederum glänzender als die Sonnenscheibe zu machen versprach, so daß er, unbeschadet der Strahlenglorie des

Schuhes, wirklich Wasser darüber goß; bald einen befleckten Rock und Hut, den er in Bereitschaft hielt, im Augenblick reinigte: so daß aller Augen und Ohren gleich viel Ursache aufzumerken hatten. In reinem, wohltönenden Italienisch forderte er seine Zuhörer auf: „Ihr Herren, wenn Ihr, ich setze den Fall, in eine edle Conversazione oder Academia gehen wolltet und Euer Rock wäre voll Flecken und Euer Hut voll Makel, so geht ja nicht zu den nichtswürdigen Schneidern und Hutmachern, die, mit Ausnahme der Mailändischen, alle Schelme sind; sondern kommt zu mir, ich will Euch, wie es einem Christen ziemt, bedienen". Wie eigenthümlich und lebhaft zeigt sich nicht ein italienischer Markt! Die unsrigen sind dagegen still, wie Pythagoreische Schulen, oder lassen höchstens ein ungeordnetes Getümmel erschallen, während die Italiener uns schnell vortreffliche Comödien aufführen, wie sie unsere (und auch ihre) Aristophane nicht liefern.

Mailands heiligster Schatz ist das unsterbliche Gemälde des Lionardo da Vinci, das große Abendmahl, welches uns bekanntlich durch den vortrefflichen Meißel des noch sehr jungen Künstlers, Herrn Pavon in Rom, bei der großen Seltenheit und Kostbarkeit des Morghenschen Stiches, gleichsam aufs neue geschenkt ist. Das Gemälde ist durchaus nicht so ganz verloschen, als man gewöhnlich glaubt, besonders mächtig tritt dieses lebendige Drama hervor, wenn man sich etwas entfernt von demselben hält, ja es würde nicht einmal beschädigt seyn, wenn man nicht in ganz neuern Zeiten auf eine unglaublich bestialische Weise mit diesem göttlichen Meisterstück umgegangen wäre. Der sträfliche Leichtsinn der Dominikaner, in deren Speisesaal

das Bild über dem Eingang gemalt ist, und für deren pfäffische Eitelkeit die einfache Thür zu klein war, hat dem Bilde noch am wenigsten geschadet und ihm blos einige untere Extremitäten geraubt, die sich allenfalls entbehren ließen; allein nachher sperrten die Franzosen einmal einen Haufen österreichischer Kriegsgefangene in diesen Saal, welche, voll der äußersten Brutalität, mit Steinen nach den einzelnen Köpfen warfen und besonders den unnachahmlichen Kopf des Erlösers, den noch kein Pinsel und kein Grabstichel würdig abgebildet hat, aufs schmählichste verletzten. Zu einer andern Zeit ließ man, mit der unverzeihlichsten Nachlässigkeit, eine Menge Wassers, das bei einer Ueberschwemmung den Saal drei bis vier Fuß hoch angefüllt hatte, hier verdunsten, so daß die Kalkwände sich ganz mit einer Art von Tuff überzogen, die Farben des Bildes verwitterten, mehrere Figuren außerordentlich litten und der heilige Bartholomäus, der stehende Apostel, welcher sich am linken Ende der Tafel mit beiden Händen auflehnt, fast ganz verschwand. Der ehemalige Vicekönig hat diese barbarische Behandlung, so viel als möglich, dadurch wieder gut zu machen gesucht, daß er den feuchten Boden des Saals ganz herausschaffen, trocknen hineinbringen und den nun, nach Aufhebung des Klosters, öden Saal reinigen und verschließen ließ, so daß man wenigstens hoffen kann, das Gemälde werde nicht noch mehr verschwinden; auch ist es, auf seinen Befehl, in Originalgröße in Mosaik gesetzt worden, indeß war es bei unserer Anwesenheit noch lange nicht ganz vollendet, da, wegen der politischen Veränderungen, die Arbeit vors erste in Stocken gerathen war, und schien auch die Feinheit der römischen Gemälde dieser Art bei weitem nicht erreichen zu wollen.

Den strengen Urtheilen, welche schon in früherer und auch in unserer Zeit, über den mailändischen Dom gefällt worden sind, können wir, unserm Gefühle nach, nicht ganz beistimmen; obgleich auch uns, mehr noch als die zahllose Menge kleinlicher Verzierungen, die völlig widersprechende, ungothische, viel zu stumpfe, winkliche Vorderseite und die sichelförmigen Fensterbogen tadelnswerth schienen. Dennoch aber gewährte der Anblick dieses prachtvollen Gebäudes von weißem Marmor, besonders im unsicheren Lichte des Mondes gesehen, einen unendlich gewaltigen Eindruck. Zahllos erheben sich die Spitzen und Thürme wie weiße Lichtstralen oder Lilien gegen den dunkelblauen Himmel empor, und man muß es wohl bedauern, daß uns ein Standpunkt fehlt, von dem aus man die Herrlichkeit des ganzen Marmorhauses mit einem Blick überschauen könnte. Immer ist es noch eins der wenigen neu=italienischen Gebäude, welches, Trotz aller etwannigen Fehler, wenigstens Charakter und System zeigt und eine eigenthümliche Physiognomie hat, was bei so vielen hundert Kirchen im modernen Schreinerstyl keineswegs der Fall ist.

Dem Theater Della Scala mit zwei hundert und vierzig geräumigen Logen, wahrlich eine hohe Zierde der Stadt Mailand, gibt man unmittelbar den Rang nach dem, späterhin von den Flammen verzehrten, Theater von San Carlo in Neapel, von dem es zwar etwas an Größe, keinesweges aber an Einfachheit und Großartigkeit übertroffen wird. Wirklich ist Italien in Hinsicht der Pracht und des Aufwandes, mit dem es, selbst in den Städten von mittlerer Größe, alle öffentliche Gebäude aufführt, so wie in Rücksicht der Unbequemlichkeit seiner Privatgebäude seinem

antiken Charakter treu geblieben. Besonders beim Eintritt in die italienischen Theater fühlt man sich von dem hohen Schwunge dieser mächtigen Gebäude, von dem Blitzen und Flimmern der Dekorazionen, von dem Zauber des italienischen Gesanges, von der stummen Beredsamkeit der glänzenden Ballette und von der gewaltigen Schönheit eines oft sechsfachen Kranzes reizender Frauen in den geselligen Logen ganz und gar hingerissen; am Ende geht man aber doch mit leerem Herzen davon, da weder die Worte des Dichters, noch die Töne der Musik unser Herz mit Kraft ergreifen, und die äußere Magie, die unsere Sinne einen Augenblick dichterisch umdämmert, löset sich gar bald in prosaische Alltäglichkeit auf.

Napoleon hat den Mailändern, worauf sie sich nicht wenig einbilden, ein seltsames Schaugebäude, nach antiker Art, von Rasen aufführen lassen, eine wahre Zwittergeburt von Amphitheater und Circus, denn von jenem hat es die elliptische Form, von diesem eine, freilich unförmig breite, Spina erborgt; an den beiden Enden und in der Mitte sind steinerne Gebäude errichtet, die Sitzreihen sind von Rasen und sehr breit, so daß sie eher sich zu lagern, als sich niederzusetzen bestimmt zu seyn scheinen. Das ganze Gebäude ist für zehn tausend Zuschauer nicht zu klein, und es wurden hier, wie in der olympischen Rennbahn, Wettrennen angestellt, mit zweyrädrigen Wagen, die auch ganz antike Form hatten; man zeigte uns deren einige in Remisen abgetackelt, sie sahen aber ganz aus wie Theaterkarren von gemalter Pappe; überhaupt müssen wir gestehen, daß diese mißlungene Nachäffung des Alterthums uns ein Wenig leichtfertig und franzosenhaft vorkam. Das Ganze ist nun insoweit eine junge Antike, in wiefern es öde und ver-

lassen dastehet und seit der letzten Umwälzung der Dinge nicht mehr gebraucht wird. Die Oesterreicher hüten sich wohl zehn tausend schwierige Mailänder zu versammeln.

In ganz Italien herrscht, nicht minder als im übrigen Europa, nachdem der beyspiellose Kampf glücklich vollendet ist, eine große Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage der Dinge, und man hört allgemein das Geschrei, die glückliche Franzosenzeit möge wiederkehren; wenn man aber deshalb glauben wollte, daß die Italiener eine besondere Vorliebe und Hinneigung zu den Franzosen hätten, so könnte man sich vielleicht sehr irren. Denn außerdem, daß zwischen den Charakteren beider Völker eine sehr große Kluft befestiget ist, so haben doch auch die Italiener, beinahe mehr als irgend ein anderes europäisches Volk, gerechte Ursache, den transalpinischen Galliern von Herzen abgeneigt zu seyn, davon wir auch häufige Beweise erhalten haben. Nicht nur hatten die Franzosen das Land seiner herrlichen Zierden entblößt, mit denen es der Meißel des Alterthums und die kunstreiche Hand seiner Maler geschmückt hatte, — welcher Verlust allenfalls noch am ersten zu ertragen gewesen wäre, da doch z. B. der römische Boden an Statuen gleichsam nicht weniger ergiebig ist als der unsrige an Kartoffeln: sehr oft kann man das seltsame Schauspiel genießen, eine Bildsäule aus ihrem achtzehnhundertjährigen Grabe erstehen zu sehen, — sondern auch die edelsten Familien Italiens sind wahrlich mit schnöder Grausamkeit ihres alten Glanzes beraubt, ihre hohen Paläste stehen verödet, ihre prächtigen Villen sind oftmals, ohne Thür und Fenster, den Beleidigungen des Wetters Preis gegeben, oder die Beute gemeiner Emporkömmlinge, oder man hat Kaffeehäuser, Packhöfe, Spitäler, Muni-

tionssäle und dergleichen daraus gemacht. Wahrlich man kann es nicht ohne Bedauern sehen, wie alle diese schönen Sterne vom Himmel gefallen sind, und es scheint dies ein unermeßliches Unglück für die Kunst überhaupt, besonders aber für Italien zu seyn. Denn, während sich die Phantasie tramontanischer Magnaten nicht viel höher hinaus wagt, als mit einigen Koppeln Windhunden zu jagen, den Braten von zierlich gemaltem Porcellan herabzuessen und riesenstarken Wein zu trinken: hielten es von jeher italienische Große ihrer Würde angemessen, ein Heer von köstlichen Bildsäulen, gleichsam als Wächter ihres alten Ruhms, um sich her zu stellen und über ihren Marmorwänden die begeisterte Hand der Maler walten zu lassen; gewiß nichts gemeines oder alltägliches umgab diese edlen Häupter der Nazion; keiner glaubte ohne eine „galleria“ und „custodi“ sich behaupten zu können; sie schlugen sprühende Funken aus dem Künstlergenie ihrer Nazion; sie hielten das Talent nicht in stolzer Ferne, sondern lebten selbst freisinnig mit diesen hochbegabten Söhnen der Kunst und trugen nicht wenig zu der unglaublich mannigfaltigen Entwicklung des Genies in Italien bei. Diese Hinneigung des hohen italienischen Adels, durch den Zauber der Kunst und gediegene Pracht Glanz und Schimmer um sich zu verbreiten, hat sich selbst auf seine, oft unwürdigen, heutigen Nachfolger gar sehr vererbt: wir kannten einen der reichsten Privatleute in ganz Italien, der früher nicht viel besser als ein Facchin gewesen, jetzt aber, mit der alten Gesinnung, sich zum Herzog emporgeschwungen hatte und nichts destoweniger so sehr in den alten Sinn seiner Standesverwandten, vielleicht aus bloßer Eitelkeit, eingegangen war, daß ihn selbst funfzig tausend Piaster für ein einziges schönes

Bildwerk hinzugeben nicht gereuete; und so wie man bei unsern hochgebietenden Herren nie vergebens nach dem Marstalle oder Weinkeller fragt, mit eben so sicherm Erfolge kann man bei einem italienischen Principe oder Duca dreist nach der Gallerie fragen; obgleich freilich der eherne Druck der letzten Jahrzehente diesen hohen Sinn hin und wieder gewaltig abgestumpft hat.

Nicht weniger übel ist es, wie man aus ihrer Verödung sehen kann, den italienischen Republiken und Städten ergangen, denen recht eigentlich die Krone vom Haupte geschlagen wurde, und das Volk selbst würde sich schwerlich auf die Dauer ein französisches Conscriptionssystem haben gefallen lassen; besonders aber ist die große Abneigung der entschlossenen Calabrier und Abruzzesen gegen die Jacobiner, wie sie sie nennen, allgemein bekannt.

Dagegen aber muß man billig gestehen, daß, wenn die Italiener nicht gerade über die neue Gestalt der Dinge frohlocken, sie hierzu auch bei weitem weniger Ursache haben, als manches andere Volk. Zuvörderst scheinen dem unglücklichen Lande fast alle Erwerbsquellen, vielleicht zum Theil durch eigene Schuld, zu versiegen: überall klagten die Kaufleute in Genua, Florenz, Mailand, Venedig und andern Orten, daß seit den letzten Friedensschlüssen ein beispielloser Stillstand der Geschäfte eingetreten sey; in Palermo, Marsalla, Trapani, besonders aber in Messina sieht man nur englische Läden; fast jeden Tropfen Wein, den der Sicilianer trinkt, mischt ihm ein englischer Kaufmann in Marsalla; auch besonders Genua und Livorno wimmeln von englischen Handelsverwandten und Venedig drohet durch Triest beinahe zu Grunde zu gehen. Nur selten durchziehet ita-

lienische Flagge ihr Meer, allein brittische Wimpel sieht man, besonders um der Barbaresken willen, wehen, und wenn gleich die Schiffe nicht selten Italiener sind, so werden sie doch, wenn sie unter brittischer Flagge landen, in ihren eigenen Häfen als Fremde angesehen und dem Flaggenrecht brittischer Consuln unterworfen.

Man kann auch eben nicht sagen, daß die italienischen Regierungen sich besonders bemüheten, die Hindernisse des Nationalwohlstandes abzustellen, oder wohl gar selbstthätig ihn zu befördern; weshalb denn die Italiener fast durchgängig etwas schwierig sind. Jedermann weiß, daß die Sardische Regierung noch wenig Balsam in die Wunden geträufelt hat, welche die Franzosen den Piemontesern und Savoyarden geschlagen hatten; der Papst hat durch gedrohete Einziehungen seine Gutsbesitzer ziemlich misvergnügt gemacht; Ferdinand von Neapel hat zwar allen alten Luxus von seinem Hofe verbannt, ißt und trinkt selber nicht besser als ein gemeiner Edelmann, seine Hauptbeschäftigung ist am Ende doch auch nur täglich hinzugehen und dem heiligen Januarius die Füße zu küssen; Prinz Leopold soll sich dagegen des chaotischen Zustandes seines Vaterlandes mit Ernst annehmen und auf ihm die Liebe der Neapolitaner ruhen, wenigstens sahen wir es einige Male selbst, wie man ihn mit Freudengeschrei und Frohlocken im Theater empfing. Am allerunglücklichsten fühlen sich jedoch die Sicilianer, denn sie müssen leider sehen, wie durch die letzten, für das übrige Europa so glücklichen Ereignisse ihre Hoffnungen fast unrettbar zertrümmert worden sind. Denn da sie ihren elenden Zustand auf das lebhafteste fühlend, mit aller Anstrengung bemüht waren, durch eine bessere Verfassung das furchtbare Feudalwesen, unter dem die Insel schmachtet,

zu zerstören, wozu ihnen auch der größte Theil der patriotisch gesinnten Barone selbst die Hand bot, erfahren sie nun, wie die Grundlage, auf die sie ihr besseres Daseyn bauen wollten, rein in Nichts zerfließt.

Vielleicht darf hier eine eigenthümliche Richtung nicht außer Acht gelassen werden, welche der Vaterlandssinn vieler und gerade der bessern Italiener in unsern Tagen genommen hat. Obgleich im Allgemeinen betrachtet, der Patriotismus dieses zerspaltenen Volkes, wo er sich irgend zeigte, eine sehr substanzielle, lebenskräftege Grundfeste hatte und sich, wie bei allen Völkern, die sich zu republikanischen Formen hinneigen, vielmehr durch individuelles Hervortreten des persönlichen Interesses, als durch Verschmelzen aller Einzelnen in eine Einheit und ideellen Schwung, wie bei uns, äußerte: so hat sich dennoch in vielen Gemüthern edler Italiener, die sowohl die alte Herrlichkeit ihres Vaterlandes, als auch die jetzige Entwürdigung desselben gleich lebhaft fühlen, der entschiedene Glaube festgesetzt, daß nur in der Zurückführung des italienischen Volkes zu einer Form und Einheit das Glück desselben zu suchen sey: sie verlangen, daß es fortan keine Lombarden, Toscaner, Piemonteser, Römer, Calabrier u. s. w., sondern nur Italiener geben solle. Es kommt hier nicht darauf an, zu untersuchen, ob durch eine solche Verquickung dem Volke nicht, so wie unserm Teutschlande, das heilloseste Unglück widerführe; aber wohl ist es gewiß, daß diese patriotischen Italiener sich nach einem Heiland, der jene Verschmelzung bewirken könnte, von Herzen sehnen, weil ihre Eitelkeit eine Massenwirkung nach außen der Bedeutsamkeit eines innern Lebens vorziehen möchte, und die meisten hofften, er solle in der Person Mürats

von Neapel, als dem einzigen bedeutenden, nazionalen Staate der Halbinsel, ausgehn, daher denn der Untergang dieses Königs, der ohne Zweifel sehr gern die Rolle eines Vertheidigers aller Italiener übernommen haben würde, einen brennenden Stachel im Herzen vieler Tausende zurückgelassen hat. Auf diese Volkseinheit war auch ohne Zweifel das eifrige Bestreben der italienischen Freimaurer oder Carbonari im Geheim gerichtet, daher sie alle Anhänger des Mürat und von ihm eben so geschützt waren, als sie, nach seinem Falle, von den jetzigen Souverainen Italiens verfolgt und geächtet werden.

Solchergestalt erliegt Italien noch immer innerm und äußerm Druck und vielfachen Spaltungen der Meinungen, ohne daß irgendwo in diesem schwankenden Meere sich eine Veste anzusetzen schiene; wollte man daher über den Werth oder Unwerth der Nazion selbst ein Urtheil fällen, so sollte man wohl erwägen, daß ihr durchaus alle Formen mangeln, welche doch, wie ein ergänzender Schnürleib, den schiefen, abgezehrten und verschobenen Körper manches andern Volkes allein zusammenhalten und mit Relief versehen; diese schöne Halbinsel zeigt sich uns dagegen im völligsten Negligé und man muß gestehen, daß sie in demselben noch immer reizend und verführerisch genug aussiehet.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Rückkehr über die Alpen.

Ungern wandten wir auch dieser letzten herrlichen Stadt Italiens den Rücken zu und begaben uns auf den Weg

nach Como, um über den glänzenden Wall der Alpen in unser Vaterland hinabzusteigen. Den Weg verkürzte uns nicht wenig ein junger Mailänder, dessen natürliche Lebendigkeit durch die frohe Aussicht, der er entgegeneilte, beinahe zur affenmäßigen Grimasse gesteigert wurde: er ging nämlich hin, um die Tochter des Landammanns im Canton Tessino zu heirathen, eine Dame, die, seiner Schilderung zu Folge, an Verdiensten, Schönheit und Vollkommenheit die Königin Cornara von Cypern noch übertreffen mußte. Wahrlich die Italiener sind unter allen Europäern dasjenige Volk, in dem die widersprechendesten Extreme und Gegensätze zusammenfließen: oft gebärden sie sich bei den einfachsten Erzählungen so seltsam, daß sie unsereins für toll halten sollte, begleiten den gleichgültigsten Ausdruck mit einer Menge Bewegungen und Zeichen, die dieser Nation ganz eigenthümlich sind; wenn sie z. B. an den Fingern zählen, ergreifen sie die Fingerspitzen einzeln mit der andern Hand und schütteln sie ganz gewaltig; wollen sie sagen: „ich verstehe schon" so legen sie den Zeigegefinger auf das untere Augenlied; soll es heißen: „Hüthe dich!" so decken sie mit demselben Finger das obere; bei den Worten: „ich scheere mich nichts darum" greifen sie mit dem rechten Arm nach dem Boden und beschreiben einen Halbkreis, als ob sie etwas aufrafften; deuten sie völlige Vernichtung an, so schlagen sie sich mit der flachen Hand auf den Hinterkopf, und dergleichen mehr, so daß sie im Besitz einer völligen Begriffssprache durch lebendige Zeichen sind, die dem Ausländer unverständlich bleiben. Bald sind sie dagegen, und zwar gerade in dem sonst so aufgeregten südlichen Italien, so außerordentlich träge, wenigstens maulfaul, daß sie lieber, ehe sie

den Mund aufthun, ein Wörtchen zu sprechen, alle ihre Zeichen durchmachen. Einer unsrer Freunde wollte sich in einer sicilianischen Stadt eine Schere kaufen, trat deshalb zu einer Bude und fragte die Besitzerin: „Signora, habt Ihr Scheren? Ohne einen Laut zu antworten, hob sie ganz phlegmatisch den Zeigefinger der rechten Hand und bewegte ihn ein wenig hin und her, was der erste Verneinungsgrad der Italiener ist. Gegen die wiederholte Frage, weil das Zeichen nicht verstanden wurde, gebrauchte sie den zweiten, sie schnalzte nämlich mit der Zunge, wie wir es thun, um zu tadeln; die stärker erneuerte Frage ward abermals stumm durch den stärkern Grad der Verneinung beantwortet, der Kopf ward langsam in die Höhe und hintenüber gebogen *); als hierauf der Käufer, immer noch nicht wissend, woran er sey, zum vierten Mal, etwas verdrießlich, verständliche Antwort verlangte, riß auch der stummen Sicilianerin die Geduld entzwei, sie strich wiederholentlich das Kinn, welches der vierte und letzte Grad durch Zeichen zu verneinen ist, und rief ärgerlich: „Ich habe es euch nun schon dreimal gesagt, daß ich keine Scheren habe". Allerdings er=

*) Die Italiener verneinen durch dies, dem bejahenden Kopfnicken gerade entgegengesetzte, Zeichen, folgerechter als wir; ohne Zweifel mögen sich auch die alten Griechen dieser Pantomime bedienet haben; zwei Neugriechen wenigstens, aus Smyrna und Thessalonich, mit denen wir von Wien nach Triest reiseten, verneinten immer auf diese Weise; und auch die Worte ἀνανευειν und κατανευειν sprechen dafür, man sollte deshalb ἀνανευειν nicht immer mit „Kopfschütteln" übersetzen, welche Bewegung es gewiß nicht ausdrückt, wenn auch schon der Sinn derselbe ist, den wir damit verbinden. Dasselbe ist bei „renuere" der Fall, das ohne Zweifel die heutige Verneinungspantomime und keinesweges ein Kopfschütteln andeutet.

setzt ein solches Zeichen oft lange Perioden. Ein Bekannter von uns sahe einesmals, als sich neapolitanische Truppen in Rom aufhielten, einen Unteroffizier seinem Chef folgende Meldung in Dienstsachen abstatten: er stellte sich ganz gerade vor denselben hin, reckte drei Finger in die Höhe, streckte den linken Arm horizontal aus, und schlug mit dem rechten in die Gegend des Ellenbogens, rüttelte darauf mit der Rechten an Backen und Taschen, machte zuletzt eine wellenförmige Bewegung mit beiden Armen und ging davon. Der Offizier begriff den Augenblick, daß drei Mann davongelaufen seyen, weil sie weder was zu essen noch Geld gehabt hätten und daß Kavallerie ihnen nachgaloppire. So sind die Italiener oft nicht viel beredter, als Trappisten; unser Mailänder dagegen sprach nicht allein mit der Zunge, sondern auch mit allen Fingern, Händen, Kopf und was sonst an seinem Leichnam beweglich war.

Bald lag die einförmige Ebene der Lombardei hinter uns, und wir erreichten gegen Mittag die schöne Stadt Como, die, umgeben von Orangegärten, deren Früchte oft so schön wie in Corfu, Malta und Sicilien gedeihen, und großtraubigen Weinlauben am grünen Spiegel des Sees, und duftreichen Gebirgen, alle Reize Italiens uns noch einmal sehen ließ. Es verdient die Fruchtbarkeit dieser Stadt an ausgezeichneten Männern in alten und neuern Zeiten wohl bemerkt zu werden: der jüngere Plinius und vermuthlich auch der ältere waren aus Como; die Stadt hat dem heiligen Stuhle in Clemens XIII. und Innozenz XI. ein Paar tüchtige Päpste, der Naturlehre einen Volta, der Bildhauerey einen Canova, dem Amianth eine Spinnerin, Signora Lena Perpendi, und der italienischen Kanzel ihren beredtesten, jetzt lebenden, Redner gegeben. Leider ist uns

sein Name entfallen, obgleich wir ihn ein Paar Mal in Rom auf Santa Maria in Ara Celi predigen hörten. Wirklich schien er eine sehr geläufige Zunge zu besitzen; die Römer strömten in seine Predigten und ganz Italien war von ihm, wenigstens damals, so begeistert, daß er schon auf mehrere Jahre für gewisse Städte in Beschlag genommen war, als er mit aller Sicherheit zu leben hoffen konnte, denn er reisete, wie ein Schauspieler, umher, debütirte überall und ging gleichsam mit Gottes Wort hausiren.

Da wir gern Lugano, dessen Lage manchen Südseeinseln gleichen soll, gesehen und den alten Rheinstrom an seiner Quelle begrüßt hätten, so zogen wir nicht den gewöhnlichen Weg am See entlang nach dem Splügenpaß, sondern durch das wundervolle Thal von Mendrisio nach Capo di Lago am Luganersee, allwo wir gegen Abend anlangten. Einige muntere Schiffer, die wir schon in Como gedungen hatten, schoben eiligst eine Barke in den See und, während die Spitzen der noch mit italienischen Prachtgewändern bekleideten Berge im Stral der Abendsonne erglänzten, schifften wir in diesem friedlichen Nachen über die hellen Gewässer nach Lugano hinüber. In der That vereinigt dies kleine Wasserbecken in seinem, wie mit flüssigem Prasem erfüllten, Schoße die lieblichsten Reize: rings umgeben es anmuthige Berge, ohne alle Wildheit, vom üppigsten Baumwuchs bekleidet; einige stellen, mit schroffer Kühnheit sich vordrängend, ihren grünen Fuß mitten in die Fluthen hinein und sehen den unter ihnen weggleitenden Schiffer drohend an, und da sich der See zu beiden Seiten um sie her ergießt, gleichen sie

wirklich hohen Inseln. Freundliche Dörfer blinken überall am Saum der Alpen über den See herüber. Unterdeß war es völlig Nacht geworden, ehe wir Lugano erreichten, dessen Lichter wir schon eine Stunde weit über den Spiegel des Wassers leuchten sahen; die Dunkelheit erhöhete nicht wenig das romantische Ansehen von See, Berg und Thal und unsere lustige Schiffsgesellschaft sang italienische Lieder, so daß wir unsere Wasserfahrten mit dieser kleinen Reise sehr fröhlich beschlossen.

In den nächsten Tagen wanderten wir rüstig vorwärts, über den kastanienbekleideten Monte Cenere und das heitere Bellinzona nach dem Misoxerthal oder Valle Misoncina, in welchem die italienische Natur schon sehr zu schwanken anfängt: hohe Felszinnen ragen ringsum in die Lüfte und von ihnen stürzen wilde Giesbäche in schäumender Eile hernieder; statt der italienischen Sprache hört man schon häufig teutsche, wiewohl halb unverständliche, Laute ertönen. Aber ach! mit welcher Wonne des Herzens wandelten wir unter diesen kühnen Granitkrystallen, durch diese frischen Thäler, deren rauschende Bäche unsere Seele mit Sehnsucht erfüllten, hin am Saume sonniger Berge, aus deren Adern heller Stahl hervorspringt, von deren Höhen flüssiger Smaragd durch sammtene Matten lustig herabströmet, um deren Fuß anmuthige Wogen, schöner wie Beryll gefärbt, aufs lieblichste spielen! Welche Pracht, wenn der brennende Stral der Abendsonne weit hin die schneeigen Häupter der Alpen in einen rothen Guß glühenden Eisens zerschmilzt! Fast nicht minder als in dem Wiegenlande der Ceres wird unser Gemüth durch die Gewalt mächtiger Eindrücke erschüttert in des Schweizerlandes grünen Auen,

„Dort wo von demantnem Rücken,
Auf der Alpen Hochgebirg,
Krachend in der Thäler Lücken
Stürzt ein weiter Schneebezirk;
Wo ein Purpurmeer von Rosen
Flammt auf Betten von Jasmin,
Wo smaragdne Wogen kosen
Lieblich mit der Matten Grün".

Endlich, den zweiten Oktober, standen wir auf der Spitze des Sankt Bernhardin, der letzten Grenze Italiens. Zu unsern Füßen sahen wir im tiefen Valrhein den prächtigsten Strom Teutschlands aus seiner Wiege unter den Gletschern des Muschelhorns, einem unberührten Walde uralter Föhren, hell und klar, wie der reinste Chrysopras, mit frohem Erstaunen einherströmen. Wahrlich, kaum geboren, öffnet der Rhein seine lichten Augen sogleich glänzender als Edelstein und kein Alpenstrom prangt mit der durchsichtigen Grüne, mit welcher er das ganze Rheinwaldthal bis Reichenau hin erhellt; von da an trübt sich die Lauterkeit seiner Gewässer ein Wenig.

Doch wir sind am Ziel unserer glückseligen Fahrt durch Italien, nunmehr stellt sich die hohe Mauer der Alpen zwischen uns und die köstliche Halbinsel und wir müssen ihr ein trauriges Lebewohl sagen.

Beilage.

Kurze Nachricht
über die
Verfassung der Insel Sicilien
seit dem Jahre
achtzehnhundert und zwölf,
nach
Costituzione del Regno di Sicilia stabilita dal Parlamento dell' 1812. settima edizione Palermitana in due Vol. 1813.

Audistis quae solitudo esset in agris, quae vastitas, quae fuga aratorum, quam deserta, quam inculta, quam relicta omnia.

Cicero in Verrem.

Ueber den Werth der Sicilianer waren schon die Alten mit sich selbst im Widerspruche; denn obgleich das bekannte römische Sprichwort: „Omnes insulani mali, Siculi autem pessimi" das unglückliche Volk, „dessen Haab' und Gut, nach Cicero, nicht ein Product der Insel, sondern ein Eigenthum der römischen Speicher zu seyn schien", unendlich niedrig stellt: so müssen doch wenigstens die Corsen, welche die Römer nicht einmal zu Sclaven gebrauchen wollten, in ihren Augen noch verworfener gewesen seyn. Ganz anders dagegen lautet das Urtheil des Cicero, wie im Einzelnen, so auch im Allgemeinen, über das Volk der Sicilianer: „Jam vero hominum ipsorum ea patientia, virtus frugalitasque est, ut proxime ad nostram disciplinam, illam veterem, non ad hanc, quae nunc increbruit, videantur accedere. Nihil ceterorum simile Graecorum, nulla desidia, nulla luxuria: contra summus labor in publicis privatisque rebus, summa parsimonia, summa diligentia".

In unsern Zeiten hat man häufig nicht weniger widersprechend, verkehrt und ungerecht, über diese Insulaner geurtheilt, so lange bis durch Herrn Bartels besonders der kräftige Charakter dieses einfachen und tüchtigen Volkes,

so wie die ungeheuern Widerwärtigkeiten, mit denen es noch bis auf diese Stunde zu kämpfen hat, in ein helles Licht gestellt wurden. Auch aus dem, was wir hin und wieder über den Nazionalcharakter der Sicilianer bemerkt haben, wird hervorgehen, daß sie, recht eigentlich zum italienischen Stamme gehörend, im Ganzen genommen alle Vorzüge und Schwächen dieses Volkes theilen, auf jeden Fall aber eine größere Einfachheit und Kindlichkeit vor der ganzen übrigen Nazion voraus haben. Wir zum wenigsten trafen eben auf dieser Insel gar viele liebreiche, edle und freisinnige Männer und konnten uns mit dem Volke aufs beste vertragen, ohne beinahe jemals mit demselben in irgend eine unangenehme Berührung zu kommen.

Diesen Augenblick aber verdienen die Sicilianer Aller Aufmerksamkeit desto mehr, da sie, in die beiden Parteyen der Constitutionalisten und Anticonstitutionalisten zerfallen, im größten innern Zwiespalt liegen und alle ihre Kräfte anstrengen, eine bessere Verfassung zu gewinnen. Ein unermeßliches Unglück für das Volk war die Entfernung des William Bentink, der einerseits, durch den Schutz, welchen er den, auf königlichen Befehl, nach Lipari verbannten Häuptern der Misvergnügten angedeihen ließ, die Hoheitsrechte Ferdinands aufs ärgste beleidigte, andererseits aber dem Volke auf alle Weise den Mund öffnete und höchst menschenfreundlichst Vorschub leistete, so daß jeder Rückschritt ohne die größte Verwirrung unmöglich gemacht würde. Doch verließ er hernach, da er der völlige Retter des Volks werden konnte, die Insel und die Engländer, an die sich die Sicilianer bittend gewandt hatten, wollten sich nicht ferner in die Angelegenheiten der leztern mischen.

Dazu kommt, daß für das Jahr achtzehnhundert und dreizehn ein Parlament aus beinahe lauter Nicht-Constitutionalisten gewählt wurde; der König selbst aber, in den letzten Zeiten, durch die Eroberung von Neapel, einen solchen Zuwachs von Macht bekommen hat, daß die Hartnäckigkeit und Entschlossenheit der Sicilianer wirklich sehr groß seyn muß, wenn die Verfassung sich nicht auflösen soll. Auf alle Weise ist daher der Zustand der Insel in diesem Augenblicke der verworrenste, den man sich vorstellen kann.

Die Nicht-Constitutionalisten werfen, nicht mit Unrecht, ihren Gegnern vor, daß sie blinde Affen der Britten seyen und beinahe gar keine Rücksicht auf die so sehr verschiedenen Verhältnisse Siciliens genommen hätten, so wenig als auf die zahllosen Schwierigkeiten, die sich einer neuen Ordnung der Dinge entgegenstellen. Noch deutlicher aber fühlt fast jeder Sicilianer die Nothwendigkeit, die, jegliche Kraft lähmende, Strenge des Feudalwesens zu mildern; und wie hart es die unglückliche Insel in Fesseln geschlagen hatte, wird man am besten aus den neuen Anordnungen der Verfassung ersehen können. Wenn es indeß auch zu erwarten war, daß die politische Wiedergeburt Siciliens nicht ohne schmerzliche Wehen erfolgen würde, so müßte es doch ein jeder, dem das Schicksal einer tüchtigen Nazion nicht gleichgültig ist, wahrhaftig bedauern, wenn die Frucht so vieler Leiden und Anstrengungen nichts als eine todtgeborne Verfassung seyn sollte.

Obgleich wir deshalb mit Recht den Vorwurf fürchten müssen, es verlohne sich nicht der Mühe, von einer Verfassung Notiz zu nehmen, die noch so wenig Eigenthum des Volkes geworden sey, fast gar keine Eigenthümlichkeit

und überhaupt nur ein sehr schwankendes Daseyn habe; so glauben wir dennoch, daß manchen gegenwärtige Nachrichten, um der Vergleichung mit der englischen Vrfassung willen, nicht unwillkommen seyn werden; besonders da von den fernen Sicilianern noch immer selten genug einige Kunde zu uns gelanget, und dennoch dieses Volk gerade gegenwärtig eines der aufgeregtesten wohl in ganz Europa ist. Um jedoch die unermeßliche Kluft, welche zwischen der alten und neuen Ordnung der Dinge in Sicilien befestiget werden soll, gehörig beurtheilen zu können, setzen wir voraus, daß unsere Leser mit den Hauptzügen der alten sicilianischen Verfassung, oder eigentlich Verfassungslosigkeit, aus Bartels vortreflicher Reisebeschreibung bekannt geworden seyen.

Grundlage der sicilianischen Verfassung vom Jahre achtzehnhundert und zwölf.

Als die Basis der sicilianischen Verfassung, wie sie durch ein außerordentliches Parlament im Jahre 1812 bestimmt wurde, ist die sorgfältige Trennung der Gewalten in die gesetzgebende, ausübende und richterliche anzusehen — und zwar haftet die gesetzgebende Gewalt ausschließlich am Parlament, die ausübende am König und seinen Gehülfen, die richterliche ausschließlich und unabhängig von den beiden andern an Richtern und Magistraten. Das Parlament allein hat das Recht, Steuern aufzulegen, die öffentlichen Beamten sind dem Parlamente Verantwortung schuldig und können von den

beiden Kammern gerichtet werden. Kein Sicilianer kann verhaftet und bestraft werden, als nur auf dem Wege des gewöhnlichen Rechtes, und, den bestehenden Gesetzen gemäß, durch die richterliche Gewalt. Alle Parlaments-Schlüsse müssen zuvor die Sanction des Königs erhalten; dessen Person übrigens zwar heilig und unverletzlich ist, dessen Minister aber dagegen vom Parlamente zur Rechenschaft gezogen, verurtheilt und bestraft werden können. Das neue Parlament soll aus zwei Kammern bestehen, eine der Paire, die andere der Gemeinen. Die Parlamentsmitglieder aber, welche in der Kammer der Paire sitzen, haben nur, Kopf für Kopf, jeder eine Stimme, nicht, wie sonst, einer mehrere, nach der Menge seiner Besitzungen. Der König allein hat zwar das Recht, ein Parlament zusammen zu rufen, zu prorogiren und aufzuheben, ist aber genöthiget, jedes Jahr eines zu versammeln. Die Feudalverfassung hört gänzlich auf, so wie die Baronialgerichtsbarkeiten, und deshalb auch alle Vortheile, Pflichten und Lasten, die dieser Verfassung anhaften; nur ist es den vornehmen Familien vergönnet, um des Anstandes willen, ihre Feudaltitel beizubehalten. Jeder Steuervorschlag soll allein von der Kammer der Gemeinen ausgehen und kann von der Kammer der Paire nur angenommen oder verworfen, aber nicht geändert werden. Alle übrigen Vorschläge können, nach Belieben, von einer der beiden Kammern gemacht werden, die andere hat dann allemal das Verwerfungsrecht.

I. Das Parlament oder die gesetzgebende Gewalt.

A. Bildung des Parlaments.

Alle sicilianische Parlamente bestehen von nun an aus zwei Kammern, eine der Paire und eine der Gemeinen.

a) Die Kammer der Paire

besteht aus den geistlichen und weltlichen Pairs und ihren Nachfolgern, die bisher das Recht im Parlament zu sitzen hatten; doch haben sie jeder nur eine Stimme. Es wird deshalb eine geistliche und weltliche Pairschaft errichtet, und zwar kann die Würde der weltlichen Paire auf keine andere Weise, als nur durch Erbfolge, an irgend jemand andern übertragen werden, und ist also für unveräußerlich zu achten. Zur geistlichen Pairschaft gehören folgende Mitglieder:

1. Verzeichniß der geistlichen Paire.

1 Arcivescovo di Palermo.
2 Arcivescovo di Messina.
3 Arcivescovo di Morreale.
4 Vescovo di Catania.
5 Vescovo di Siracusa.
6 Vescovo di Girgenti.
7 Vescovo di Patti.
8 Vescovo di Cefalù.
9 Vescovo di Mazzara.
10 Vescovo di Lipari.
11 Archimandrita di Messina.
12 Gran Priore di S. Giovanni di Messina.
13 Abate di S. Lucia.
14 Commendatore della Maggione di Palermo.
15 Abate di S. Maria d'Altofonte detta del Parco.
16 Abate di S. Spirito.
17 Abate di S. Maria di Maniaci.
18 Abate di S. Angelo di Brolo.

19 Abate di S. Pietro e Paolo d'Itala.
20 Abate di S. Giovanni gli Eremiti.
21 Abate di S. Maria la Novara.
22 Abate di S. Maria la Grotta.
23 Abate di S. Maria di Roccamadore.
24 Abate di S. Pietro e Paolo della Forza d'Agrò.
25 Abate di S. Maria di Gala.
26 Abate di S. Maria di Mandanici.
27 Abate di S. Pantaleone.
28 Abate di S. Maria de Milis.
29 Abate di Michele di Troina.
30 Abate di S. Gregorio lo Gibiso.
31 Abate di S. Maria di Roccadia.
32 Abate di San Filippo de Grandis.
33 Abate di S. Filippo di Fragalà.
34 Abate di S. Maria di Bordonaro.
35 Abate di S. Nicolò la Fico.
36 Priore di S. Andrea di Piazza.
37 Priore di Santa Croce di Messina.
38 Abate di S. Spirito di Caltanissetta.
39 Abate di S. Nicandro.
40 Abate di S. Caterina di Linguaglossa.
41 Abate di S. Lucia di Noto.
42 Abate di S. Maria di Terrana.
43 Priore de' Beneficj di S. Matteo la Gloria di Messina.
44 Abate di S. Maria delle Giumbarre.
45 Abate di S. Maria la Novaluce.
46 Abate di S. Maria del Piano di Capizzi.
47 Abate di S. Giacomo d' Altopasso di Naro.
48 Abate di S. Martino de Scalis.
49 Abate di S. Placido di Messina.

50 Abate di San Nicolo d' Arena.
51 Precettore di S. Calogero.
52 Priore di S. Maria la Nova di Morreale.
53 Abate di Gangi lo Vecchio,
54 Abate di S. Maria di Pedaly.
55 Abate della SS. Trinità di Castiglione.
56 Abate di S. Anna la Portella.
57 Abate di S. Maria dell' Arco.
58 Abate di S. Anastasia.
59 Abate della SS. Trinità di Delia.
60 Abate di S. Maria del Fundrò.
61 Abate di S. Filippo di S. Lucia.

2) Verzeichniß der weltlichen Paire.

Zur weltlichen Pairschaft, die jedoch blos an den Familienvätern haftet, gehören:

1 Principe di Butera.
2 Principe di Castelvetrano.
3 Principe di Paterno.
4 Principe di Castelbuono.
5 Principe di Trabia.
6 Principe di Castiglione.
7 Principe di Villafranca.
8 Principe di Paceco.
9 Principe di Roccafiorita.
10 Principe di Scaletta.
11 Principe di Maletto.
12 Principe di Pantellaria.
13 Principe di Palazzolo.
14 Principe di Leonforte.
15 Principe di Carini.
16 Principe di Castelnuovo.
17 Principe di Campofranco.
18 Principe di Aragona.
19 Principe di Scordia.
20 Principe di Valguarnera.
21 Principe di Resuttano.
22 Principe di Partanna.
23 Principe di Malvagna.
24 Principe di Galvaruso.

25 Principe di Monforte.
26 Principe di Palagonia.
27 Principe di Cassaro.
28 Principe di Biscari.
29 Principe di Mezzojuso.
30 Principe di Montevago.
31 Principe di Mirto.
32 Principe di Galati.
33 Principe di Raffadali.
34 Principe di Militello V. D.
35 Principe di Cerami.
36 Principe di Campofiorito.
37 Principe di Aciss. Antonio e Filippo.
38 Principe di Sciara.
39 Principe di S. Antonino.
40 Principe di Comitini.
41 Principe di Furnari.
42 Principe di Rosolini.
43 Principe di Spadafora.
44 Principe di Rammacca.
45 Principe di S. Teodoro.
46 Principe di Belmonte.
47 Principe di Ficarazzi.
48 Principe della Mola.
49 Principe di Camporeale.
50 Principe di Castelforte.
51 Duca di Bivona.
52 Duca di Castro Filippo.
53 Duca di Palma.
54 Duca di Raitano.
55 Duca di Montagna Reale.
56 Duca di Pilaino.
57 Duca di Serradifalco.
58 Duca di Sperlinga.
59 Duca di Gualtieri.
60 Duca di Misterbianco.
61 Duca di Cesarò.
62 Duca di Carcaci.
63 Duca di Castellucio.
64 Duca di Acquaviva.
65 Duca di Giacomo Villarosa.
66 Duca di Sorrentino.
67 Duca di Vatticani.
68 Duca di Bronte.
69 Marchese di Marineo.
70 Marchese di Giarrata.
71 Marchese di Sambucca.
72 Marchese di Montemaggiore.
73 Marchese di Santa Croce.
74 Marchese di Sortino.
75 Marchese della Motta.
76 Marchese di Tortorici Li Graniti.

77 Marchese di Roccalomera.
78 Marchese di S. Cataldo.
79 Marchese di S. Ogliastro.
80 Marchese di Lucca.
81 Marchese di Capizzi.
82 Marchese di Mongiuffi Melia.
83 Marchese di Camporotondo.
84 Marchese di Alimena.
85 Marchese di Murata la Cerda.
86 Marchese delli Bagni.
87 Marchese di S. Ferdinando.
88 Marchese di Marianopoli, seu Manchi Raddusa.
89 Conte di Modica.
90 Conte di Naso.
91 Barone della Ficarra.
92 Barone di Castania.
93 Barone di S. Stefano di Mistretta.
94 Barone di Tripi.
95 Barone di Longi.
96 Barone di Pettineo.
97 Barone di Prizzi.
98 Barone delli Martini.
99 Barone di Rocca.
100 Barone di Godrano.
101 Barone di Casalnuovo.
102 Barone di Vita.
103 Barone di Tusa.
104 Barone di S. Carlo.
105 Barone di Vallelunga.
106 Barone di Caggi.
107 Barone di Baucina.
108 Barone della Ferla.
109 Barone di Gallidoro.
110 Barone di Riesi, seu Altariva.
111 Barone di Villadoro.
112 Barone di Campobello.
113 Barone di Malinventre, seu Catena nuova.
114 Barone di Villasmundo.
115 Barone di Castelnormando.
116 Barone di Giardinello.
117 Barone di Pachino.
118 Barone di S. Pietro Clarenza.
119 Barone di Alminusa.
120 Barone di Villalba.
121 Barone di S. Cono.
122 Barone di Villaura.
123 Barone di S. Stefano di Briga.
124 Barone di Belvedere.

So hat folglich die Kammer der Paire in allem 185 Stimmen; allein es steht dem Könige frei, so viel neue weltliche Paire zu machen, als er will, dafern sie nur jene Titel und ein reines Einkommen von jährlichen 6000 Unzen (etwa eben so viel Ducaten) besitzen. Werden in Sicilien neue Bisthümer errichtet, so treten ihre Besitzer gleichfalls in die Pairschaft ein. Hieraus erwächst der große Uebelstand, daß, weil die Kammer der Gemeinen in allem nur 154 Stimmen hat, und diese auch auf keine Weise vermehrt werden können, es müßten denn einzelne Städte, in Hinsicht ihrer Einwohnerzahl, sich sehr heben, die Kammer der Paire, deren doch viele gegen die Verfassung sind, ein großes Uebergewicht über die der Gemeinen gewinnt und letztere daher leicht bearbeitet werden kann.

b) Die Kammer der Gemeinen.

Sie besteht: Erstens aus den Repräsentanten der Distrikte, d. h. des Landes und der Ortschaften, sie mögen nun vorher dominial oder baronial gewesen seyn; nämlich die ganze Insel ist in drei und zwanzig Distrikte getheilt, deren jeder zwei Repräsentanten sendet, die Insel Lipari jedoch nur einen; Zweitens aus den Repräsentanten der Städte: nämlich diejenigen Städte und Ortschaften, welche wenigstens achtzehntausend Einwohner haben, senden zwei; Palermo sechs, Messina und Catanien drei, alle übrigen Städte und Ortschaften, zwischen 6000 — 18000 Einwohner, senden einen Repräsentanten. Die Städte, welche unter 6000 Einwohner haben, sind mit in den Distrikten begriffen; noch ist aber den Städten, welche bisher das Stimmenrecht hatten,

solches auch jetzt nicht benommen, wenn ihre Bevölkerung auch nicht 6000 Seelen beträgt, dafern sie nur über 2000 Einwohner haben. Bei der Bestimmung der Einwohnerzahl ist die Schätzung von 1798 zum Grunde gelegt. Drittens besteht die Kammer der Gemeinen aus den Repräsentanten der Universitäten, nämlich die Universität von Palermo sendet zwei, wegen verlorenen Stimmenrechts in der Pairkammer, das an ihren Abteyen haftete, und die von Catanien einen Repräsentanten. Hieraus ergibt sich denn folgende Uebersicht der Repräsentanten in der Kammer der Gemeinen:

Städte u. Ortschaften.	Einwohnerzahl.	Stimmen.
Palermo	nach der Bestimmung des Parlaments.	6
Messina		3
Catania		3
Aci Reale	14994	1
Adernò	6625	1
Alcamo	13000	1
Aragona	6532	1
Augusta	9423	1
Avola	6782	1
Bisacquino	8080	1
Bronte	9253	1
Caccamo	6424	1
Calatafimi	10000	1
Caltagirone	19609	2
Caltanissetta	15627	1
Canicatti	16455	1
Carini	7000	1
		Latus 27

Städte u. Ortschaften.	Einwohnerzahl.	Stimmen.
	Transport	27
Calascibettta	da es sonst Stimmrecht hatte	1
Castelbuono	7080	1
Castellamare	6000	1
Castelvetrano	14782	1
Castrogiovanni	11143	1
Castronuovo	da es sonst Stimmrecht hatte	1
Castoreale, e Casali	11146	1
S. Cataldo	7879	1
Cattolica	7060	1
Cefalù	8937	1
Chiaramonte	6594	1
Chiusa	6002	1
Ciminna	6150	1
Comiso	10445	1
Corleone	12527	1
Favara	7598	1
S. Filippo d'Argirò	6118	1
Girgenti	14882	1
Grammichele	7687	1
Leonforte	9757	1
Licata	11250	1
Licodia	6995	1
Linguaglossa	da es sonst Stimmrecht hatte	1
Lipari	12483	1
S. Lucia	da es sonst Stimmrecht hatte	1
Lentini	aus gleichem Grunde	1
Marineo	6545	1
S. Margarita	7274	1
	Latus	55

Städte u. Ortschaften.	Einwohnerzahl.	Stimmen.
		Trasport 55
Marsala	20559	2
Mascali	15705	1
Mazzara	8335	1
Mazzarino	10686	1
Mensi	6156	1
Milazzo	6320	1
Militello V. N.	7205	1
Mineo	8026	1
Mistretta	8050	1
Modica	17574	1
Monte S. Giuliano	8172	1
Morreale	12776	1
Mussomeli	9276	1
Naro	10739	1
Nicosia	12064	1
Niscemi	6678	1
Noto	11065	1
Palazzolo	8520	1
Partanna	11000	1
Partinico	9772	1
Paternò	9808	1
Patti	da es sonst Stimmrecht hatte	1
Petralia Sottana	6551	1
Piazza	11904	1
Pietraperzia	8292	1
Pozzo di Goto	da es sonst Stimmrecht hatte	1
Polizzi	aus gleichem Grunde	1
Prizzi	7435	1
		Latus 84

Städte u. Ortschaften.	Einwohnerzahl.	Stimmen.
		Transport 84
Ragusa	16616	1
Rametta	da es sonst Stimmrecht hatte	1
Randazzo	aus gleichem Grunde	1
Racalmuto	7630	1
Salemi	12258	1
Sambuca	8728	1
Sciacca	11514	1
Scicli	9639	1
Siracusa	13851	1
Sortino	7155	1
Spaccaforno	8095	1
Sutera	da es sonst Stimmrecht hatte	1
Taormina	aus gleichem Grunde	1
Termini	14150	1
Terranova	9234	1
Tortorici	da es sonst Stimmrecht hatte	1
Traina	7001	1
Trapani	24350	2
Vittoria	9966	1
Vizzini	9181	1
Dazu die Repräsentanten der 23 Distrikte, für jeden Distrikt zwei		46
Die Universität von Palermo, als solche		1
Dieselbe, als Abteyenbesitzerin, für das verlorne Stimmrecht in der Kammer der Paire		1
Die Universität von Catanien		1
		Zahl der Stimmen überhaupt 154

Die drei und zwanzig Distrikte, in welche die Insel getheilt ist, sind folgende:

Messina. Castroreale. Patti. Mistretta. Cefalù. Termini. Palermo. Alcamo. Trapani. Mazzara. Sciacca. Bivona. Girgenti. Terranova. Modica. Noto. Siracusa. Catania. Nicosia. Caltagirone. Piazza. Caltanissetta. Corleone.

Wir können bey dieser Gelegenheit einen Schluß auf die ganze Bevölkerung der Insel machen, da nämlich der bei weitem größte Theil der Einwohner sich in den Städten aufhält. Die stimmfähigen Städte, Palermo, Messina und Catanien ausgenommen, betrug die Anzahl der Einwohner in den Städten, jener Liste gemäß, im Jahre 1798 etwa 800000. Palermo gibt man 200000, Messina und Catanien je 80000 Einwohner, welches die Summa von 1160000 in den Städten überhaupt ausmacht. Da jeder der drei und zwanzig Distrikte nur zwei Repräsentanten haben soll, so mag die Einwohnerzahl derselben im Durchschnitt sicher nicht über 24000 steigen, welches in allen 23 betrüge 532000. So ergäbe sich die Totalsumme für die Bevölkerung der Insel auf 1700000. Da nun aber in den Distrikten noch eine Menge Städte unter 6000 Einwohnern begriffen sind, so ist klar, wie viel von den 532000 Distriktbewohnern noch auf die Städte, wie außerordentlich wenig auf die Dörfer zu rechnen sey: auch haben wir angezeigt, daß wir, außer am Aetna, nur ein einziges Dorf, Rosalino bei Noto, getroffen haben.

Als Repräsentanten der Distrikte sind alle diejenigen in die Kammer der Gemeinen zulässig, welche ein lebenslängliches Einkommen von jährlichen achtzehn Unzen wenig-

stens in demselben Distrikte haben; für die Repräsentanten von Palermo werden jedoch funfzig Unzen jährliches, lebenslängliches Einkommen erfordert. Die Repräsentanten aller übrigen Städte bedürfen nur achtzehn Unzen solches Einkommens in derselben Stadt oder Ortschaft. Auch können alle diejenigen zu Repräsentanten erwählt werden, die in der Ortschaft ein Amt von jährlichen funfzig Unzen Einkünften besitzen, oder Zunft- und Gewerbemeister, mit jährlichen neun Unzen Einkünften, sind. Jeder geborne Sicilianer, der diesen Bedingungen ein Genüge leistet, ist zur Kammer der Gemeinen zulässig. Dagegen können in der Kammer der Gemeinen keinen Zutritt haben:

1) Alle Fremde, welcher Nation sie auch seyen. 2) Wer unter zwanzig Jahr ist. 3) Die in einer Criminaluntersuchung verwickelt sind. 4) Kein Mitglied der richterlichen Gewalt. 5) Alle Subalternbeamte und die, welche königliche Pensionen haben. 6) Alle die, welche in Sicilien überhaupt nicht wenigstens dreihundert Unzen jährliche Einkünfte haben, können keinen Distrikt, und die, welche nicht wenigstens hundert und funfzig Unzen Einkünfte haben, eine Stadt oder Universität repräsentiren; jedoch geht letzteres an, dafern der Repräsentant einen öffentlichen Lehrstuhl auf der Universität einnimmt. 7) Alle Staatsschuldner, was auch von den Pairen gilt, dafern sie sich in diesen Umständen befinden. 8) Wer ein Amt vom König annimmt, geht dadurch seiner Stelle in der Kammer der Gemeinen verlustig, es müßte denn ein Militairamt seyn.

B) Formen des Parlaments.

Die Repräsentazion der Kammer der Gemeinen kann höchstens vier Jahre dauern, dann löset sie sich von selbst

auf, und dann müssen die Wähler zusammenberufen werden. Der König eröfnet das Parlament durch eine Rede und schließt oder prorogirt es persönlich. In keiner Kammer findet eine Verschiedenheit des Ranges Statt. Die Stimmen werden dadurch gegeben, daß sich die bejahenden rechts und die verneinenden links stellen. Der König erwählt einen Präsidenten der Kammer der Paire; die Kammer der Gemeinen erwählt sich ihren Präsidenten selbst. Der Präsident spricht im Namen der Kammer, läßt deliberiren und votiren, proclamirt das Resultat der Stimmen, hält die gute Ordnung aufrecht, hat aber nur im Fall der Stimmengleichheit ein Votum. Kein Mitglied der richterlichen Gewalt kann, unter keinen Umständen, gegen irgend ein Mitglied der Kammern, wegen dessen, was es im Parlament gesagt oder gethan hat, gerichtlich verfahren, bei Verlust seines Amtes, zehnjähriger Verbannung auf eine Insel und tausend Unzen Geldstrafe, und der König kann solchen niemals Gnade gewähren, so wie sie sich nie mit Befehlen des Königs entschuldigen können; die Kammern sind durchaus ihre eigenen Richter. Personen, die nicht zum Parlament gehören, erhalten durch Billete Zutritt. Jedes Mitglied kann im Parlamente nach Belieben Vorschläge machen; ehe indessen über einen solchen Vorschlag gestimmt wird, muß über ihn in drei Sitzungen berathschlagt seyn; auch kann die Kammer sich in eine geheime Comité umbilden und Verbesserungen am Vorschlage anbringen. Wird ein Vorschlag von einer Kammer verworfen, so kann er nur in einer Sitzung des folgenden Jahres wieder aufgenommen werden. Steuer- und Abgabenvorschläge dürfen nur von der Kammer der Gemeinen ausgehen; so wie alle Vorschläge, die der Pairschaft nach-

theilig werden könnten, blos von der Kammer der Paire. In beiden Fällen kann die andere Kammer nichts ändern, sondern nur zustimmen oder verwerfen. Der König kann von schwebenden Vorschlägen keine Notiz nehmen, noch sich zu Parlamentsverhandlungen mischen, sondern diesen erst dann, wenn über sie gestimmt ist, sein Placet oder Veto ertheilen. Eben so wenig darf sich eine Kammer in die Vorschläge, die in der andern schweben, einmischen; doch können sich beide durch Ausschüsse über strittige Punkte in Verhältniß setzen. Damit die Kammer der Paire vollständig sey, müssen wenigstens dreißig, damit die der Gemeinen es sey, sechzig gegenwärtig seyn. Beide Kammern haben das Recht, jeden, der sie beleidiget, zu verhaften und muß der Schuldige, vor Abschließung des Parlaments, der richterlichen Gewalt übergeben werden.

C) Wahl der Gemeinen.

Der Capitan d'arme jedes Distrikts und der Capitano Giustiziere jeder Stadt oder repräsentationsfähigen Ortschaft fordern durch Anschläge alle diejenigen auf, welche dem Capitan der Commune und drei Mitgliedern des Consiglio civico *) das jährliche Einkommen von achtzehn Unzen erweisen können, sich zur Wahl ihrer Repräsentanten zu vereinigen. Diese drei Mitglieder, ein Ausschuß des Consiglio civico, heißen Squittinatoren. Auch die Curati und Arcipreti fordern mündlich die Wähler ihrer Parochien auf. Dieselben Personen machen von ihren Wählern eine Liste und übergeben sie dem Capitan und den drei Squittinatoren ihres Ortes, welche hierauf untersuchen, ob die

*) Ueber diese Aemter siehe weiter unten.

Wähler wirklich die zum Wahlrecht erforderlichen Eigenschaften besitzen, und stellen diesen hierüber ein Certificat aus. Nachdem hierauf der Capitan der Ortschaft den Befehl zur Wahl vom Protonotar des Reichs erhalten, läßt er durch einen öffentlichen Ausrufer die Wahl ankündigen und die Wähler müssen sich binnen drei Tagen wieder vor dem Capitan und den Squittinatoren einfinden und ihr Wahlrecht aufs neue anerkennen lassen: auch werden Listen der Candidaten oder Prätendenten zur Repräsentazion öffentlich angeschlagen. Im Augenblick der Wahl rechtfertigen die Wähler durch zwei Certificate ihr Wahlrecht vor dem Capitan und den Squittinatoren. Nachdem die Deputirten der Commune gewählt sind, begeben sich die Wähler nach dem Hauptort des Distrikts, um die Repräsentanten der Distrikte zu wählen; welche beide Wahlen unter der Aufsicht des Capitan d'arme und Capitano Giustiziere und der drei Squittinatoren geschehen; sie geben Acht auf die Stimmensammlung, welche der Maëstro-Notaro veranstaltet. Diese haben das Verzeichniß der Wähler vor sich, und ist nun das Zeichen zur Stimmengebung ertheilt, so treten die Wähler, einer nach dem andern, zu der Tribune, auf welcher die Aufseher der Wahl sitzen, heran und sagen mit lauter Stimme den Namen ihres Erwählten. Die Wahl darf höchstens drei Tage dauern; hierauf werden die Stimmen der Candidaten gezählt, und die Erwählten erhalten vom Capitan, den Squittinatoren, dem ganzen Consiglio civico und dem Maëstro-Notaro ein Certificat. Ob die erwählten Candidaten zur Kammer der Gemeinen zulässig seyen, wird nicht von dem Capitan und den Squittinatoren, sondern von dem Protonotar des Reichs und der Kammer der Gemeinen selbst untersucht.

Uebrigens aber müssen die Wähler alle diejenigen Eigenschaften, die jährliche Einnahme ausgenommen, welche den zur Kammer der Gemeinen Zulässigen anhaften sollen, und die oben angegeben worden, gleichfalls besitzen. In diese Wahl der Gemeinen darf sich kein Pair, kein Beamter, oder wer sonst von der Krone abhängig ist, mischen, bei Strafe der Cassation und zweihundert Unzen Geldbuße. Die Candidaten dürfen den Wählern keine Feste oder sonstigen Emolumente geben, bei zweihundert Unzen Strafe und Ausschluß von der Wahl. In dem Ort, wo gewählt wird, dürfen keine Truppen liegen; die gewöhnliche Garnison entfernt sich, nur so viel, als der tägliche Dienst nöthig macht, zurücklassend, zwei Tage vor Anfang der Wahl zwei Millien weit von dem Wahlort und kehrt erst zwei Tage nach beendigter Wahl dahin zurück.

D) Einzelne organische Gesetze des Parlaments.

1) **Freiheit, Rechte und Pflichten des sicilianischen Bürgers.** Nur geborne Sicilianer und deren Söhne können als sicilianische Bürger betrachtet werden. Jeder sicilianische Bürger hat unumschränkte Erlaubniß über jeglichen politischen Gegenstand zu reden, sich über ihm geschehene Ungerechtigkeiten zu beklagen, ohne die richterliche Gewalt, Angeberei, Spione oder irgend eine Rechenschaft zu fürchten. Wer indeß aufrührerische Complotte gebildet zu haben, überführt wird, soll der Strenge der Gesetze unterworfen seyn. Jeder Sicilianer hat ferner das Recht, sich jeglicher Gewalt, die nicht von den Gesetzen anerkannt ist, zu widersetzen; desgleichen kann er nicht

Wähler wirklich die zum Wahlrecht erforderlichen Eigenschaften besitzen, und stellen diesen hierüber ein Certificat aus. Nachdem hierauf der Capitan der Ortschaft den Befehl zur Wahl vom Protonotar des Reichs erhalten, läßt er durch einen öffentlichen Ausrufer die Wahl ankündigen und die Wähler müssen sich binnen drei Tagen wieder vor dem Capitan und den Squittinatoren einfinden und ihr Wahlrecht aufs neue anerkennen lassen: auch werden Listen der Candidaten oder Prätendenten zur Repräsentazion öffentlich angeschlagen. Im Augenblick der Wahl rechtfertigen die Wähler durch zwei Certificate ihr Wahlrecht vor dem Capitan und den Squittinatoren. Nachdem die Deputirten der Commune gewählt sind, begeben sich die Wähler nach dem Hauptort des Distrikts, um die Repräsentanten der Distrikte zu wählen; welche beide Wahlen unter der Aufsicht des Capitan d'arme und Capitano Giustiziere und der drei Squittinatoren geschehen; sie geben Acht auf die Stimmensammlung, welche der Maëstro = Notaro veranstaltet. Diese haben das Verzeichniß der Wähler vor sich, und ist nun das Zeichen zur Stimmengebung ertheilt, so treten die Wähler, einer nach dem andern, zu der Tribune, auf welcher die Aufseher der Wahl sitzen, heran und sagen mit lauter Stimme den Namen ihres Erwählten. Die Wahl darf höchstens drei Tage dauern; hierauf werden die Stimmen der Candidaten gezählt, und die Erwählten erhalten vom Capitan, den Squittinatoren, dem ganzen Consiglio civico und dem Maëstro = Notaro ein Certificat. Ob die erwählten Candidaten zur Kammer der Gemeinen zulässig seyen, wird nicht von dem Capitan und den Squittinatoren, sondern von dem Protonotar des Reichs und der Kammer der Gemeinen selbst untersucht.

Uebrigens aber müssen die Wähler alle diejenigen Eigenschaften, die jährliche Einnahme ausgenommen, welche den zur Kammer der Gemeinen Zulässigen anhaften sollen, und die oben angegeben worden, gleichfalls besitzen. In diese Wahl der Gemeinen darf sich kein Pair, kein Beamter, oder wer sonst von der Krone abhängig ist, mischen, bei Strafe der Cassation und zweihundert Unzen Geldbuße. Die Candidaten dürfen den Wählern keine Feste oder sonstigen Emolumente geben, bei zweihundert Unzen Strafe und Ausschluß von der Wahl. In dem Ort, wo gewählt wird, dürfen keine Truppen liegen; die gewöhnliche Garnison entfernt sich, nur so viel, als der tägliche Dienst nöthig macht, zurücklassend, zwei Tage vor Anfang der Wahl zwei Millien weit von dem Wahlort und kehrt erst zwei Tage nach beendigter Wahl dahin zurück.

D) Einzelne organische Gesetze des Parlaments.

1) **Freiheit, Rechte und Pflichten des sicilianischen Bürgers.** Nur geborne Sicilianer und deren Söhne können als sicilianische Bürger betrachtet werden. Jeder sicilianische Bürger hat unumschränkte Erlaubniß über jeglichen politischen Gegenstand zu reden, sich über ihm geschehene Ungerechtigkeiten zu beklagen, ohne die richterliche Gewalt, Angeberei, Spione oder irgend eine Rechenschaft zu fürchten. Wer indeß aufrührerische Complotte gebildet zu haben, überführt wird, soll der Strenge der Gesetze unterworfen seyn. Jeder Sicilianer hat ferner das Recht, sich jeglicher Gewalt, die nicht von den Gesetzen anerkannt ist, zu widersetzen; desgleichen kann er nicht

bestraft werden, als nur Kraft eines vorher promulgirten Gesetzes. Jeder Sicilianer ist durchaus Herr seines Landeigenthums und darf in demselben keine fremden Vorbehalte und Rechte, weder des Königs, noch anderer Herren, als z. B. Jagden, leiden, und weder das Aerarium, noch Kirchen und Communitäten oder sonstige Corporazionen können irgend ein Privilegium oder eine Prärogative besitzen, sondern alles und jedes wird nach denselben Gesetzen verhandelt und gerichtet und hören alle besondern Unterschiede hiermit auf. Jeder sicilianische Bürger wird als Mitglied der gesetzgebenden Gewalt betrachtet, muß aber die Verfassung anerkennen, und, wenn er Einfluß auf die Gesetzgebung erhalten will, lesen und schreiben können und wird hierzu ein Zeitraum von achtzehn Jahren verstattet, so daß 1830 kein Sicilianer, der nicht lesen und schreiben kann, Wähler seyn darf. Eben so soll kein Sicilianer, der nicht dafür sorgt, daß seine Kinder vaccinirt werden, Antheil an der gesetzgebenden Gewalt haben. (Der König hat diesem Gesetze das Veto ertheilt.) Kein Sicilianer kann, ohne Erlaubniß des Königs, in auswärtige Kriegsdienste gehen, und erhält er sie, so darf er gleichwohl niemals die Waffen gegen sein Vaterland führen. Keinesweges kann der König einen Sicilianer nöthigen, in der Königl. Land= oder Seemacht zu dienen.

2) Von der Feudalverfassung. Da dieselbe völlig aufhört, so sind sich alle sicilianische Bürger an Recht und Stand gleich und einerlei Gesetzen unterworfen. Alle Baronialgerichtsbarkeiten hören von diesem Augenblicke, ohne alle Entschädigung, auf, dagegen aber sind auch die Barone aller Lasten der Privatjurisdiction entbunden, als der Verantwortlichkeit für Diebstahl, der Instandhaltung

der Gefängnisse u. s. w. Nur die, durch das Gesetz bestimmte, neue richterliche Gewalt gilt fortan. Alles, was am Feudalwesen haftet, als der Kriegsdienst, Investitur, Relais, Devoluzion an den Fiscus und dergleichen, hört auf, und die früheren Feuda sind nun Allodien jeglichen Besitzers geworden. Nur die Titel können, um des Anstandes willen, den Baronialfamilien verbleiben. Die Frohndienste, (angherie) die blos von den herrschaftlichen Prärogativen abhingen — als die Verpflichtungen die Produkte des Barons zu verfahren, eigene Producte vorzugsweise dem Baron zu verkaufen, und alle persönliche Dienstleistungen hören hiermit, ohne Entschädigung, auf. Desgleichen alle Prohibitiv- und Privativrechte der Barone z. B. daß die Bürger sich keiner andern Keltern, Backöfen, Mühlen, Schenken, Wirthshäuser, Läden und Kaufplätze als nur der des Barons bedienen, Eßwaaren und Getränke nur in der Taverne des Barons verkaufen durften, hören, ohne Entschädigung, auf. Solche herrschaftliche Rechte dagegen, welche von einem Vertrage herrühren, sollen bei ihrer Abschaffung entschädigt werden. Alles dies gilt auch von den herrschaftlichen Rechten der königlichen Segrezieen und Universitäten, und alle solche Rechte, im Fall sie der Entschädigung unterworfen sind, können von der Commune oder den Individuen, gegen die sie ausgeübt wurden, abgelöset werden. Dagegen bleiben alle Rechte der Barone, die auf ihrem Boden haften. Eben so aber hören nunmehr alle bürgerlichen Vorrechte gegen die Ländereyen der Baronen: als das Holzfällen, Weiden, Eichelnsammlen, Säen und dergleichen, ohne alle Entschädigung, auf, so wie gleichfalls die bürgerlichen Vorrechte, die am Eigenthum oder Vertrag haften, entschädigt werden, auf alle Fälle aber ablösbar sind.

3) Von den Fideicommissen. Alle Fideicommisse und Substituzionen, sie mögen seyn, welche sie wollen, hören auf, und jeder kann frei über seine Besitzungen schalten und walten; indeß leidet diese Freiheit bei den Pairs folgende Beschränkung: Die gegenwärtigen Pairs müssen den vierten Theil aller ihrer Güter als Dotation für die Pairschaft, welche als unveräußerlich erklärt werden, aufbewahren, und dieses Viertheil gehört nicht als Eigenthum den Familien, sondern ist das Erbtheil der Pairschaft, die ins Unendliche durch Succession forterbt, nach Art eines Majorats *).

4) Ueber die Preßfreiheit. Jeder hat das Recht, ohne Censur zu schreiben und zu drucken, was er irgend will, nur bleiben die Schriften, welche von der Religion handeln, einer vorläufigen Censur der Geistlichkeit unterworfen. Ferner soll es ein Verbrechen seyn, Schriften zu publiciren, welche etwas gegen die römisch-catholisch-apostolische Religion, gegen den König, welcher für unverletzlich erklärt ist, gegen ein Individuum der königlichen Familie, gegen die Grundlage der Verfassung, das heißt gegen die Trennung der Gewalten, gegen die Eintheilung des Parlaments in zwei Kammern, gegen das Recht der Kammer der Gemeinen allein Steuervorschläge zu machen, gegen das Recht des Parlaments, die öffentlichen Beamten zur Rechenschaft zu ziehen, und gegen das Recht jedes Sicilianers, nur durch die richterliche Gewalt verhaftet und bestraft zu werden, enthalten. Eben so verbrecherisch sind Schriften, welche direct zum Ungehorsam gegen die Gesetze

*) Se. Majestät billigen diese Reform der Fideicommisse nicht, sondern verlangen eine, die der brittischen Constitution ganz angemessen sey.

auffordern und verläumderischen Inhalts sind. Der Verleger muß zwar seinen Namen, den Druckort und das Druckjahr angeben, nicht aber gerade den Namen des Verfassers, dafern es nicht die richterliche Gewalt verlangt.

II. Der König oder die ausübende Gewalt.

Im Fall ein Mangel rechtmäßiger Erben in der jetzigen königlichen Familie einträte, hat die Nazion das Recht, ihren König zu wählen; dieser muß sich jedoch den Vorschriften fügen, die die Nazion ihm machen wird. Ist der erwählte König von einer fremden Familie, so muß er ein nachgeborner Prinz, nie ein Souverain seyn. Der König von Sicilien darf unter keinem Vorwande sich aus Sicilien entfernen, ohne Beistimmung des Parlaments; thut er dies, oder bleibt er länger aus, als der Urlaub des Parlaments nachgibt, so ist der Thron erledigt und wird durch die Nachfolge oder die Wahl der Nazion besetzt. Der König kann niemals, um irgend eines andern Vortheils willen, dem Thron von Sicilien entsagen, etwa zu Gunsten eines andern Fürsten, und jeder solcher Act des Königs wird hierdurch für null und nichtig erklärt. Dafern der König das Reich von Neapel wieder erlangt oder irgend ein anderes acquirirt, soll er entweder dahin seinen Erstgebornen schicken, oder diesem in Sicilien seinen Thron einräumen, denn die Nazion erklärt sich von heut an für unabhängig vom Königreiche Neapel. Der legitime Nach-

folger des Königs muß sich innerhalb zwei Monaten vom Parlament anerkennen lassen und den Eid leisten und annehmen. Wäre der König minderjährig oder unfähig zu regieren oder träte ein ähnlicher Fall ein, so erwählt das Parlament einen Regenten.

Eigenthümliche Rechte des Königs sind:

1) Die sicilianische Nazion bei auswärtigen Mächten zu repräsentiren. 2) Mit denselben zu tractiren, nur nicht gegen die sicilianische Verfassung. 3) Krieg und Frieden zu schließen. 4) Sich einen Cabinetsrath und alle Staatsräthe zu wählen, nur müssen alle geborne Sicilianer seyn. Der Cabinetsrath soll aus vier Staatssecretarien und wenigstens zwei Räthen, nie aber aus mehr denn zwölf Personen im Ganzen bestehen; und Se. Majestät ist verbunden, in allen wichtigen Angelegenheiten, besonders über Krieg, Frieden oder Traktate, die Meinung Ihres Cabinetsrathes zu vernehmen. Das Palament dagegen hat das Recht, über jeden Act der ausübenden Gewalt Auskunft und Rechenschaft zu fordern, die Minister und Räthe des Königs zu bestrafen, sobald sie dem Interesse der Nazion entgegen gehandelt haben. 5) Der König hat das Recht, Münzen zu prägen, ohne jedoch das Gewicht derselben zu ändern. 6) Er ist alleiniger Generalissimus aller Macht zu Wasser und zu Lande. 7) Alle Aemter und Ehrenstellen im Militär und Civil, desgleichen die geistlichen Würden vergibt der König, aber nur an Sicilianer. 8) Er kann mit Beistimmung des Parlaments neue Corporazionen bilden. 9) Er steht allen öffentlichen Anstalten vor, als Kanälen, Straßen u. d. gl. 10) Er

hat das Begnadigungsrecht, nur dann nicht, wenn der Schuldige gegen die Verfassung gesündiget hat. 11) Er fordert Rechenschaft von den Dienern der ausübenden Gewalt. 12) Er läßt die Urtelsprüche der richterlichen Gewalt ausführen. Obgleich indeß der König Generalissimus ist, so kann er dennoch keine fremden Truppen, weder zu Wasser noch zu Lande in Sicilien ohne Erlaubniß des Parlaments halten, noch einen Sicilianer zum Kriegsdienst zwingen. Der König, mit Hülfe des Finanzrathes und des Ministers, verwaltet das Natinoaleinkommen, und zwar geschieht dieß folgendermaßen: Der Chef des Ganzen ist der Finanzminister; unter ihm stehen vier Großkämmerer und vier Vicekämmerer, ein Tesoriere generale, ein Conservatore generale, ein Avvocato, ein Procuratore des Aerarii, drei und zwanzig Geheimräthe, drei und zwanzig Proconservatoren und ein Prosegreto (Vice-Geheimerrath) in jeder beiliegenden Insel und jeder Ortschaft, die nicht Hauptstadt eines Distriktes ist. Zwei Großkämmerer haben jeder acht, der dritte sieben Distrikte, sammt den Inseln, zur Finanzverwaltung, der vierte Großkämmerer hat das einige Geschäft, die Staatsschuldner zu befriedigen; ihnen stehen die vier Vicekämmerer bei. Der Finanzrath besteht aus den vier Großkämmerern und dem Staatssecetär, als Präsidenten; dabei ist ein Vicekämmerer als Secretär gegenwärtig. Der Tesoriere generale ist Staatscassirer; in seinem Namen wird alles aus- und eingezahlt auf Rechnung des Staates. Die geheimen Räthe (Segreti) der Distrikte verwalten in denselben alle Einkünfte des Aerarii unter dem Befehl der Großkämmerer. Alle Zahlungen an das Aerarium sollen durch die Banken von Palermo und

Messina geleistet werden. Alle diese öffentlichen Beamten haben keine fixirte Besoldung, sondern unter sie werden fünf Procent aller Summen, die sie für Rechnung des Aerarii eincassiren, nach Rang und Verdienst vertheilt. Die Bücher dieser Beamten stehen zur öffentlichen Einsicht offen. Der Finanzminister wird jedes Jahr dem Parlamente ein Bilanz der Einnahme und Ausgabe des Aerarii vorlegen, und, im Fall schlechter Verwaltung, vom Parlament bestraft werden. Die Finanzrechnungen aber müssen zuvörderst, um des Verständnisses und der Satisfaction des Volkes willen, öffentlich gedruckt werden. Diese und alle Aemter, geistliche, weltliche und militärische können nur an Sicilianer vergeben werden. Hohe Generalämter und Commandanturen zu Wasser und zu Lande können Fremde nur mit Erlaubniß des Parlaments bekleiden. Die Naturalisation kann einem Fremden nur von dem Parlamente ertheilt werden; allein erst die Söhne der Naturalisirten dürfen sicilianische Aemter und geistliche Würden bekleiden.

III. Die Magistrate oder die richterliche Gewalt.

Von nun an sind alle besondern Gerichtsbarkeiten oder Fora aufgehoben und die richterliche Gewalt haftet, unabhängig von der gesetzgebenden und ausübenden, an den durch die Verfassung verordneten Magistraten und Richtern. Die Urtel der richterlichen Gewalt werden im Namen des Königs ausgeübt; die Urtelsprüche selbst aber

müssen sich auf einen neu zu schaffenden, italienisch geschriebenen Codex gründen, und, wenn dieser nicht ausreicht, muß sich die richterliche Gewalt an die gesetzgebende d. h. ans Parlament wenden, sowohl in Civil- als Criminalsachen. Die Jury werden ganz nach englischer Sitte eingeführt. Fällt in Criminalsachen eine Sentenz lossprechend aus, so ist sie inappellibel; verdammend, so kann sie einer neuen Prüfung unterworfen werden, nach englischem Brauch. Nach dem, was oben über die Freiheit des sicilianischen Bürgers gesagt ist, versteht es sich von selbst, daß alle Verhaftungen de mandato principis u. s. w. aufhören, und wer eine dergleichen ausführen hilft, verliert sein Amt, wenn er eins hat, wird verbannt und bezahlt tausend Unzen Strafe, ohne daß Se. Majestät ihn begnadigen könnte. Kein Magistrat oder Richter darf ohne Anklage gegen irgend jemand gerichtlich verfahren, außer bei Verbrechen laesae majestatis divinae und humanae, ferner gegen Aufruhr, Todtschlag, Mordbrennerei, Gewaltraub, Münzverfälschung. Zur Verhaftung der Angeklagten darf Militärmacht nicht eher angewandt werden, als bis es die richterliche Gewalt verlangt; desgleichen kann jene nie gegen das Volk gebraucht werden, als nur im Falle eines Aufruhrs. Binnen vier und zwanzig Stunden muß der Verhaftete die Ursache und alle Umstände seines Arrestes erfahren und verhört werden, kann verlangen, daß seine Sache sogleich vor dem gehörigen Tribunal gerichtet werde, auch steht ihm frei, hinlängliche Bürgschaft zu leisten und bis zur Entscheidung der Sache frei zu bleiben. Nie soll, bei Criminalsachen, die Tortur angewandt werden. Der neue Codex wird, nach dem Muster

der englischen Habeascorpusakte, die Fälle bestimmen, in welchen und auf welche Weise jemand verhaftet oder constituirt werden kann. Keiner kann Richter oder Magistratsperson seyn, der nicht ein geborner Sicilianer, wenigstens dreißig Jahr alt, als rechtschaffner Mann bekannt und von einer der beiden Universitäten promovirt ist; ferner, wenn er nicht die Einnahme eines Wählers hat, und niemals dürfen sie, die Friedensrichter ausgenommen, noch andere Aemter bekleiden. Das Verzeichniß aller Magistrate des Reiches ist folgendes: Die Capitani Giustizieri, die Capitani d' arme, die Friedensrichter, die Richter der ersten Instanz, die Richter der zweiten Instanz, die Podestà der Inseln oder Richter der ersten Instanz, die Distriktstribunäle, zwei Tribunäle dritter Instanz, eins in Messina, das andere in Catania, ein Cassationstribunal, der hohe Gerichtshof des Parlaments, der hohe Gerichtshof der Paire, die Curie ecclesiastiche, die Magistrati di Commercio, die Delegazione di Monarchia, la suprema diputazione di salute pubblica, der Protonotar des Reichs und sein Rath. In jeder Ortschaft befindet sich ein Capitano Giustiziere, in jedem Distrikt ein Capitan d' arme; sie verhaften die Angeklagten, führen die Befehle der Magistrate aus, halten die gute Ordnung aufrecht. Die Capitani d' arme haben ordentlichen Sold und haften für die Diebstähle, welche in ihren Distrikten begangen werden. Die Friedensrichter urtheilen über unbedeutende Sachen und suchen zugleich Civilstreitigkeiten beizulegen. In jeder Stadt und Ortschaft unter achtzehntausend Einwohnern ist ein Friedensrichter, in den übrigen zwei, in Catanien und Messina vier, in Palermo sechs. In jeder Stadt von 3000 Einwohnern wird ein Richter erster und ein anderer zweiter

Instanz seyn; sie entscheiden nur in beiden Instanzen und in Städten von 8000 Einwohnern auch in Appellation alle Civilsachen, die nicht über sechzig Unzen Werth haben. In allen Städten unter 3000 Einwohner ist ein Richter erster Instanz, der über zehn Unzen Werth entscheidet; zur zweiten Instanz gelangen die Sachen an die Distriktsrichter erster Instanz. In den Distrikten und parlamentsfähigen Städten werden Tribunäle errichtet, aus drei Richtern bestehend. Diese Distriktstribunäle entscheiden alle Sachen ihrer Distrikte und Städte in erster Instanz. Die Podestà der Inseln verwalten dieselben Vices auf ihren Inseln als Richter erster Instanz. Es werden fünf Oberappellationstribunäle errichtet, davon drei in Palermo, die übrigen beiden *) in Messina und Catania residiren; jedes besteht aus drei Richtern und vier Präsidenten. Die drei palermitanischen nehmen die Appellazionen von neunzehn Distriktstribunälen, allen privilegirten Städtetribunälen und den Podestà der Inseln an; das Oberappellationstribunal von Messina nimmt an die Appellazionen der Distrikte von Messina, Castroreale, Patti und allen Distriktstädten; das Oberappellationstribunal in Catania ist blos für diesen Distrikt. Catanien und Messina erhalten, jede Stadt, ein Tribunal dritter Instanz, aus Achtung gegen die Städte, bezahlen sie aber auch aus ihren Mitteln. Das Cassazionstribunal in Palermo besteht aus fünf Richtern und einem Präsidenten; es entscheidet ohne weitere Appellazion; annullirt die Urtelsprüche aller untern Tribunäle und Richter, wacht über die

*) Der König will alle fünf Oberappellationstribunäle in Palermo vereinigt wissen.

Legalität der Arreste und entscheidet peremtorisch über die Zulässigkeit der Richter und Tribunäle. Es ist das höchste Gericht des Reichs und wird über schwierige Punkte vom Parlament befragt. Alle diese neuen Magistrate und Tribunäle haben ihre eigenen Unterbeamten und hören dagegen alle alten Stadt= und Armeeauditoriate und dergleichen auf, so wie alle andern Fora, mit Ausnahme eines geistlichen Forums für die Spiritualia und eines militärischen Forums, welches sich aber blos auf reine Militärsachen und Vergehungen erstreckt, die im Bezirk der Quartiere, der Festungen, am Bord der Schiffe u. s. w. begangen worden sind; so werden auch Sachen, die blos Landbau, Handwerke und dergleichen betreffen, von Landbauern und Handwerkern gerichtet. Die Tribunäle der Distrikte und privilegirten Städte müssen alle drei Jahre ihren Sitz wechseln. Die Magistrati di Commercio bleiben in der alten Verfassung. Den Wirkungskreis der übrigen Gerichtshöfe, als der Paire, des Parlaments u. s. w. wird der neue Codex bestimmen. Die weltlichen Paire sollen, wie die englische Form es mit sich bringt, von der Kammer der Paire gerichtet werden. Ferner werden hiermit in allen Ortschaften und Städten der Inseln sogenannte Consigli civici und Magistrature municipali errichtet, aus allen den Personen, welche das Recht haben, zur Wahl der Parlamentsmitglieder ihre Stimme zu geben, nur müssen sie das Bürgerrecht der Communen besitzen; jedoch darf ein solches Consiglio civico nicht über 60 und nicht unter 30 Mitglieder haben, und sendet die Commun mehr als einen Repräsentanten, so wächst die Anzahl der Mitglieder für jeden Repräsentanten um zehn. Der Wirkungskreis dieser Consigli civici ist folgen=

der: Sie verhandeln überhaupt die Geschäfte und öffentlichen Angelegenheiten, welche die Commun als solche interessiren, als z. B. die Taxe der Lebensmittel; allein sie dürfen nicht, ohne die Autorität des Parlaments, Auflagen einrichten und gezwungene Anleihen machen, noch weniger irgend Privilegien und Vorrechte ertheilen, die die freie Circulazion der Producte hindern und das heilige Recht des Eigenthums verletzen. Nur in folgenden Fällen ist es ihnen erlaubt, gezwungene Anleihen zu machen: Bei Hungersnoth, Theurung, Brand, Ueberschwemmung, Pest, Erdbeben, Anlandung der Seeräuber; jedoch kann sich hernach jedes gravirte Individuum beim Parlamente beschweren. Jede Commune muß für ihre Vorräthe durch ein Peculio sorgen, welches die Mitglieder der Commune, durch eine Auflage von fünf Procent auf das Grundeigenthum nach der Anordnung des Parlaments von 1810, zusammen bringen müssen. Ferner hat das Consiglio civico die Obliegenheit, Mittel vorzuschlagen, wie man aller Nothdurft der Commun begegnen könne, die Einkünfte und Ausgaben der Commun zu verwalten, die Municipal-Magistrate zu erwählen, die Rechnungen derselben jährlich zu revidiren und, im guten Falle, sie öffentlich zu approbiren. Diese Prüfung geschieht durch fünf Mitglieder des Consiglio civico, im schlimmen Falle wird der richterlichen Gewalt eine Anklage gegen den Municipalmagistrat überreicht. Dieses Consiglio civico versammelt sich regelmäßig alle Monate einmal; außerordentlich aber so oft es der Municipalmagistrat verlangt. Der Capitano Giustiziere hat das Recht, das Consiglio civico zusammen zu rufen, darin den Vorsitz zu führen, und, im Fall der Stimmengleichheit, durch eine zweite Stimme den Ausschlag zu geben.

Die Rechnungen des Municipalmagistrats müssen gedruckt werden und jedem zur Einsicht offen stehen. Die Obliegenheit des Municipalmagistrats sind folgende: er stellt unmittelbar die Commune vor, trägt für das öffentliche Beste Sorge, erwählt die Subalternenbeamten der Commun, verwaltet alle Einkünfte derselben, führt alle Beschlüsse des Consiglio civico aus, in so fern sie sich auf die Lebensmittel beziehen. Keine Autorität hat sich in die Operationen des Consiglio civico oder des Municipalmagistrats zu mischen; indeß kann sich jeder Bürger bei der richterlichen Gewalt beschweren. Die Ein- und Ausfuhr aller Waren ist innerhalb der Grenzen des Reichs durchaus frei und kein Magistrat oder sonstige Autorität kann die freie Circulazion unter irgend einem Vorwande hindern; deshalb hören auch alle innern Zölle und Accisen gänzlich auf.

Noch ist zu merken, daß das Parlament demjenigen einen Preis von vierhundert Unzen darbietet, welcher den besten Plan für die öffentlichen Studien einreicht; die beste Art und Weise angibt, auf welche man der Nazion die Erinnerung an die neue Verfassung unauslöschlich einprägen könne; eine bessere Methode und gänzliche Reform aller Schulen und Seminarien des geistlichen und Laienstandes und der Erziehung beider Geschlechter erfindet und endlich eine bessere Einrichtung der Civil- und Militäracademien vorschlägt.

Durch eine, den zwölften Dezember achtzehnhundert und sechszehen zu Caserta ausgestellte Vereinigungsakte hat König Ferdinand I. die beiden bisherigen Königreiche Neapel und Sicilien zu einem einzigen, untheilbaren Königreiche, unter dem Namen, „Königreich beider Sicilien" vereinigt und im Betreff Siciliens noch folgendes verfügt:

1) Alle Civil- und geistlichen Aemter werden auf der Insel nur an geborne Sicilianer vergeben und kein disseits der Meerenge geborner Unterthan Sr. Majestät soll darauf Ansprüche machen können, in Sicilien angestellt zu werden. Doch erstreckt sich diese Verfügung nicht auf die Stellen in der Land- und Seemacht, eben so wenig auf die Hausbeamten Sr. Majestät, welche ohne Unterschied an Unterthanen disseits und jenseits der Meerenge vergeben werden.

2) Da die Bevölkerung der Insel Sicilien ein Viertheil der des ganzen Königreichs ausmacht, so sollen von nun an alle hohen Staatsbeamten, als: der Staatsrath, das Ministerium, der oberste Kanzleirath beider Sicilien, das Staatssecretariat, das diplomatische Corps der Gesandten, Agenten, Consuln u. s. w., zum vierten Theil mit Sicilianern besetzt werden.

3) Se. Majestät wird, wie es ihr gefällt, bald dißseits, bald jenseits der Meerenge residiren und jedesmal da, wo Sie Sich nicht aufhält, entweder einen königlichen Prinzen oder Statthalter mit gehöriger Unterstützung von Direktoren zurücklassen, wozu aber, nach Gefallen Sr. Majestät, Unterthanen dißseits und jenseits der Meerenge ernannt werden können.

4) Die Justizpflege der Insel ist von der dißseits der Meerenge völlig unabhängig.

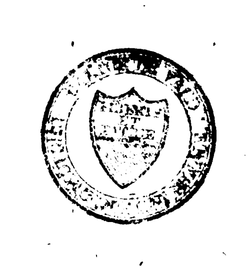
5) Das Feudalwesen ist im ganzen Königreiche beider Sicilien völlig abgeschafft.

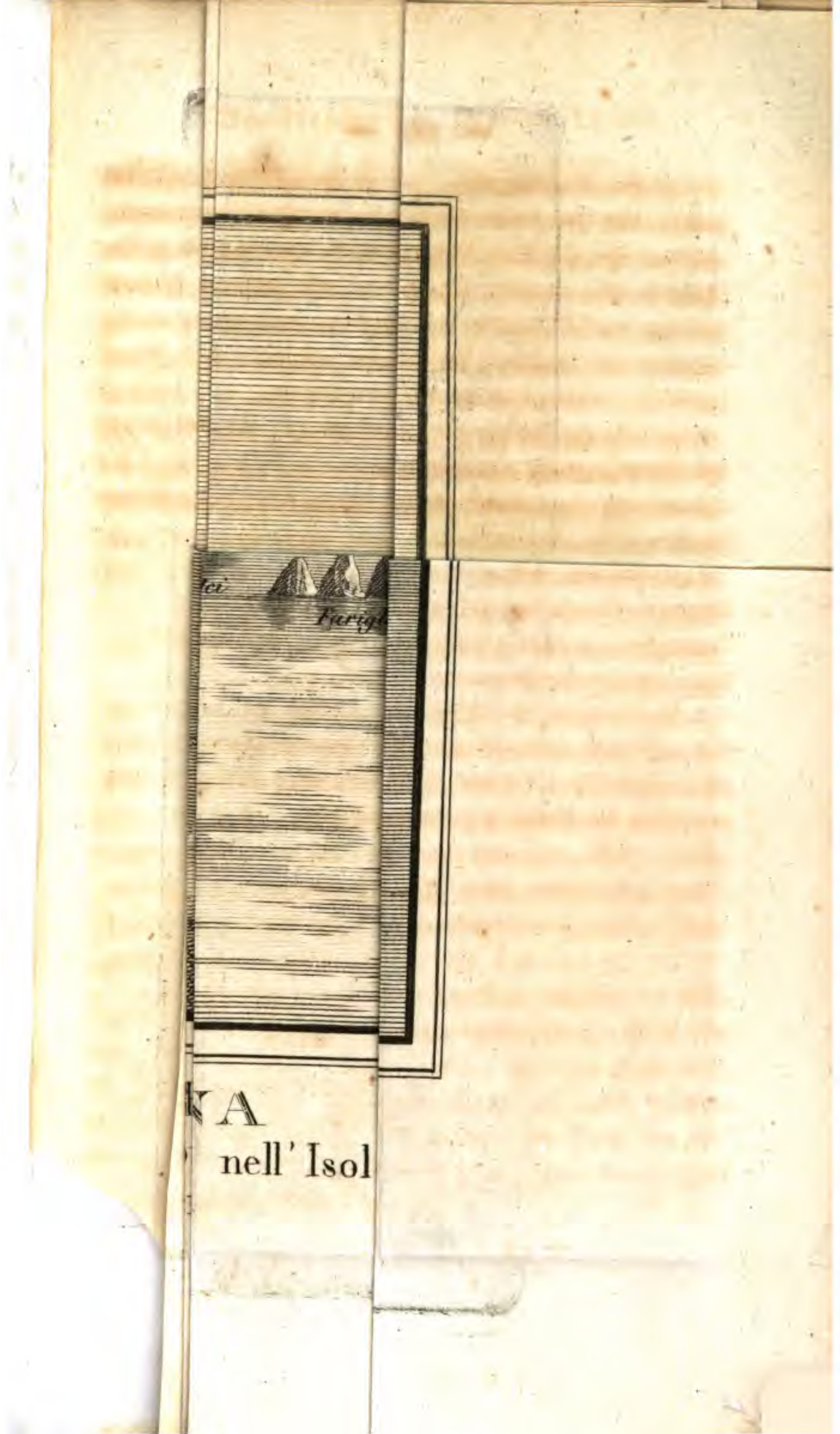
6) Sicilien kann zu den Staatslasten, nach der Bestimmung des Parlaments von 1813, nur mit 1,847,687 Unzen und 20 Tari angezogen werden; höhere Beiträge kann nur das Parlament verwilligen.

7) Es wird ein allgemeines System der Justizpflege für das Reich beider Sicilien promulgirt werden; bis dahin dauert die bestehende Justizverfassung dißseits und jenseits der Meerenge provisorisch fort.

Druckfehler im zweiten Theile.

Seite	7	Zeile	6	v. u.	ſtatt: Butter lies: Behälter
—	28	—	5	v. u.	— letztern l. letztere
—	36	—	12	v. o.	— unbekanntes l. unbebautes
—	37	—	3	v. u.	— Capodicci l. Capodieci
—	53	—	6	v. o.	— Eipipolà l. Epipolà
—	57	—	2	v. o.	— einher l. umher
—	66	—	15	v. o.	— Schaume l. Saume
—	106	—	1	v. u.	— unſers l. unſere
—	151	—	3	v. o.	— Haltung l. Hellung
—	179	—	9	v. u.	— in l. von
—	196	—	8	v. u.	— konnte l. könnte
—	210	—	13	v. o.	— Grandolfo l. Gandolfo
—	216	—	6	v. o.	— das Herz l. des Herzens
—	233	—	4	v. o.	— nicht l. echt
—	250	—	2	v. u.	— Milchhäfen l. Milchhöfen
—	265	—	14	v. u.	— wegnähmen l. wegnahmen
—	270	—	8	v. o.	— Gotteshaus l. Götterhaus
—	273	—	4	v. u.	— der l. des
—	306	—	13	v. u.	— Faſtaffartige l. Falſtaffartige
—	321	—	1	v. u.	— chiaffoni l. schiaffoni
—	323	—	1	v. o.	— alumni l. alunni
—	352	—	4	v. o.	— Vertheidigers l. Vereinigers





ici
Farigl
A
nell' Isol

